



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„It's about another eye that can tell you other point of views

Bilder und Narrative über Solidarisierung und Bewältigung geflüchteter
Frauen in Krisenzeiten“

verfasst von / submitted by

Jana Kriechbaum, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien / Vienna 2022

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it
appears on
the student record sheet:

UA 066 905

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Soziologie UG2002

Betreut von / Supervisor:

Ass.-Prof. Emma Dowling, BA MSc MRes PhD

Thanks to all participants and everyone who supported this project

Inhaltsverzeichnis

1.	Einleitung	5
	Das Forschungsinteresse	9
	Forschungsfragen	9
	Zielgruppe.....	9
	Feldzugang & Erhebung.....	9
	Methodik	11
	Theoretischer Zugang	12
2.	Stand der Literatur & theoretische Konzepte.....	13
	Exkurs: Der britische Kontext.....	13
	Exkurs: Der österreichische Kontext	15
2.1	Solidaritätskonfigurationen – kollektive Unterstützungsnetzwerke	18
2.1.1	Konstitutionen von <i>Wir</i>	18
2.1.2	Unterstützungsnetzwerke in räumlicher & emotionaler Nähe.....	19
2.1.3	Solidaritäten als Krisenmanagement	21
	Exkurs Operationalisierung: von Solidaritäten zur Unterstützung	23
2.2	<i>Bordering</i> – translokale, intersektionale Unterscheidungsprozesse.....	23
2.2.1	Makroebene	23
2.2.2	Mikroebene.....	26
2.3	<i>Re-Selving</i> , Gefühle & Orte – individuelle Bewältigungsstrategien.....	29
2.3.1	Dialogische Identitätskonstruktionen	29
2.3.2	Emotionale Zugehörigkeitskonstruktionen	31
2.4	Überlegungen für eine forschungsethische Praxis.....	34
2.4.1	Solidaritäten zwischen Forschenden & Forschungsteilnehmenden	34
2.4.2	Voraussetzungen für kritische Wissensproduktion	35
2.4.3	Vulnerable Geschichten erzählen & ethische Verantwortung.....	36
3.	Methodologie und Methodik	38
3.1	Methodologie	38
3.2	Die Geschichte der Fotobefragung als soziologische Methode.....	39
3.3	Möglichkeiten, Prämissen & Limitationen der Fotobefragung.....	41
3.4	Ethische Fragen zum Einsatz von visuellen Methoden	43
3.5	Die Datenerhebung in der Fotobefragung nach Kolb	46
3.6	Zur mehrphasigen Datenauswertung von Bild- & Textmaterial	48
	Phase 1 Clusterung, Typenbildung & Identifikation von Prototypen	49
	Ein Fallbeispiel: Cluster <i>Hoffnung</i>	51
	Exkurs: Hoffen als Unterstützung	54
	Phase 2 Einzelbildanalyse von Prototypen	54

Phase 3 Fallübergreifende Textanalyse	55
Phase 4 Synthese von Bild & Text	57
4. Darstellung der Ergebnisse.....	58
Zu den Teilnehmerinnen	58
4.1 Mobilität	59
4.1.1 Der institutionalisierte Typus	59
4.1.2 Der individualisierte Typus.....	74
4.2 Soziale Beziehungen.....	86
4.2.1 Der vernetzte Typus	86
4.2.2 Der vergemeinschaftete Typus	98
4.3 Hoffnung.....	113
4.3.1 Der bildliche Typus.....	113
4.3.2 Der alltägliche Typus.....	121
4.3.3 Der natürliche Typus	128
5. Diskussion.....	135
6. Reflexionen	140
7. Limitationen	141
8. Resümee & Ausblick.....	142
9. Literaturverzeichnis.....	143
10. Abbildungsverzeichnis.....	150
11. Appendix.....	151
11.1 Abstract (Deutsch)	151
11.2 Abstract (English).....	151
11.3 Research Methodology (English)	152
11.4 Summary of Findings (English).....	152
11.5 Interview Guide (English).....	154
11.6 Interviewsequenzen: Textstellen zum individualisierten Typus.....	155
11.7 Fallbeispiel Einzelbildanalyse: Der alltägliche Typus	158
Phase 2 Einzelbildanalyse eines Prototypen	159
10.8 Fallbeispiel Textanalyse CGT: Der alltägliche Typus	164

1. Einleitung

„And, while yes, we are all in the same terrible storm that is Covid-19, we are not all in the *same* boat.“
(Sitrin *et al.*, 2020: xvi Kursivsetzung Autor*innen)

Diese Arbeit entwickelt sich entlang der andauernden Pandemie zwischen London und Wien, spannt sich in der Retrospektive von Asylverfahren bis zum Lockdown und dem Weg *zurück zur Normalität*. Das Thema, das sich verbindend um zwei Standorte und zwei Erfahrungsmarker dreht, ist subjektive Bewältigung und kollektive Unterstützung. Inzwischen ist die mediale Aufmerksamkeit um die Covid-19-Pandemie wieder weitergezogen und das Licht zur nächsten menschengemachten Katastrophe und neuen Krisen geschwenkt. Doch auch jenseits des Fokus' auf der Ausrufung einer Pandemie im Jahr 2020 oder der unmittelbaren Zerstörung von Lebensgrundlagen durch Krieg und Repression in vielen Teilen der Welt, die Schlagzeilen machen, bleiben Bewältigung und Mobilisierung von Zusammenhalt im Alltag wie in Ausnahmezuständen gefragt.

Vor dem Hintergrund multipler globaler Herausforderungen zeichnen sich politische Entwicklungen ab, die auf eine zunehmende *Nationalisierung von Zusammenhalt* auf dem europäischen Kontinent hindeuten (Kubaczek & Mokre, 2021: 290f; Laufenberg & Schultz, 2021:76; Yuval-Davis *et al.*, 2019:7ff). Strukturelle Unterschiede entlang von sozialen Markern wie Ethnizität, Gender, Herkunft, Klasse oder Migrationsstatus haben während der Pandemie nur an Wichtigkeit gewonnen (Della Porta, 2021:213; Dowling, 2021b:11). Die ungleiche Verteilung von akuter Betroffenheit und potenziellen Verletzlichkeiten der körperlichen wie psychischen Gesundheit ist die Folge. Generell gelten unter anderem geflüchtete Personen in Gesundheitssystemen europäischer Aufnahmeländer langfristig und überproportional marginalisiert (Bralo, 2022:76; Kohlbacher *et al.*, 2021:7; Phillimore *et al.*, 2022:2005f). Kohlbacher *et al.* verweisen konkret auf gesundheitsrelevante wie genderspezifische Diskrepanzen, die Exklusion und Stigmatisierung unter der systematisch benachteiligten Bevölkerungsgruppe multidimensional verstärken (2021:7,12f). Weiters wird angenommen, dass Barrieren im Zugang zu Unterstützungs- und Gesundheitsangeboten unter geflüchteten Menschen in Ländern wie Österreich vielfach hoch sind, individuelle Krisenbewältigungsstrategien entlang von Faktoren wie Alter, Bildung und Gender hingegen stark variieren (Kohlbacher *et al.*, 2021:12ff).

Zudem haben die, in ihrer Verletzlichkeit entblößten Staaten, die Covid-19-Pandemie auch zum Katalysator für einen „*care familialism*“ (Laufenberg & Schultz, 2021:76 Kursivsetzung Autor*innen) werden lassen. Krisenmanagement wurde demnach sukzessive auf Familienverbände und Haushalte ausgelagert, wobei die Möglichkeit, sich individuell zu Hause zu schützen, wie versorgen zu können, als gegeben angenommen wurde (ebend.). Ein solcher „*Pandemic State of Care*“ (Laufenberg & Schultz, 2021:76) lässt sich auch in Österreich wiederfinden. Die im Frühjahr 2020 amtierende Bundesregierung – eine Koalition zwischen der neuen Volkspartei und den Grünen – setzte unter dem Mantel von Solidarität auf Eigenverantwortung der Zivilgesellschaft, während staatliche

Unterstützungsmaßnahmen in erster Linie der Genesung der angeschlagenen Wirtschaft galten (Dursun *et al.*, 2021:54ff). Das unbezahlte bis unterbezahlte Mehr an Sorgearbeit und der erhöhte Druck auf sogenannte *essenzielle* Arbeitskräfte wurde als *natürliches* Symptom der Pandemie gerahmt, das von Teilen der Bevölkerung – vielfach von Frauen und Migrant*innen – in Kauf genommen werden musste (ebend.).

Ähnliche Tendenzen einer „*Care Crisis*“ (Dowling, 2021a) infolge von Austeritätspolitik, Privatisierung und enormen sozialen Ungleichheiten, die vulnerabelste Bevölkerungsgruppen am stärksten zu spüren bekommen, lassen sich im Post-Brexit-England in einer zugespitzten Größenordnung diagnostizieren (Dowling, 2021a:7f). Ein „*hostile environment*“ (Yuval-Davis *et al.*, 2019:97), mit dem die konservative Regierung seit Jahren als *unerwünscht* kategorisierte Migrant*innen wie potenzielle Asylwerber*innen abzuschrecken versucht, baut staatliche Verantwortlichkeiten ab, die sich stattdessen auf die Lebensrealitäten betroffener Individuen übertragen (ebend.; Bralo, 2022:74f; Dajani, 2021:64f). Die politische Abwehrhaltung hat durch die gesellschaftlichen Einschnitte infolge britischer Covid-19-Maßnahmen weiter zugenommen: Studien verweisen dabei auf massive wie multiple Hürden für Geflüchtete im Zugang zum öffentlichen Gesundheitssystem, die einen fließenden Übergang von Alltagsbewältigung hin zu Überlebenskämpfen zur Folge hatten (Dona, 2021:914f; Phillimore *et al.*, 2022:2205). Auch das Fehlen sicherer Räume, sozio-ökonomische Unsicherheit und psychische Belastung stehen weit oben auf der Liste der brisant ansteigenden Problemlagen (ebend.; Tomkow, 2020:1f). Herausforderungen, die wie Bralo festhält, in einer misogynen Logik weibliche Asylwerbende wie Frauen mit Asylstatus tendenziell verstärkt betreffen (2022:69,76).

Zugleich wird von aufklaffenden Forschungslücken durch eingeschränkten Zugang zu ohnehin als schwer erreichbar eingestuften sozialen Gruppen berichtet, die sich durch das sogenannte *social distancing* weiter vergrößert haben. Selbst nationale Erhebungen zu Migration in Großbritannien wurden mangels Möglichkeit von *Face-to-Face-Einsätzen* ausgesetzt und führen zu Unsicherheiten über die quantitative Datenlage (Sumption, 2021:2f). So verzeichnete beispielsweise *The Migration Observatory* in Oxford im Zuge mehrerer Lockdowns ab März 2020 einen regelrechten *Datenschwund* (ebend.:2). Für Österreich bekunden Kohlbacher *et al.* ein generelles Forschungsdefizit über die langfristige Entwicklung der Lebenssituation geflüchteter Menschen (2021:7,13). Die Studie, in der im Jahr 2021 mit einem *Mixed-Methods-Ansatz* Befragungen zu den Auswirkungen der Pandemie auf aus Syrien und Afghanistan vertriebenen Personen in Wien durchgeführt wurde, stellt eine Ausnahme dar (Kohlbacher *et al.*, 2021:18f). Den Studienautor*innen zufolge sind sowohl die Risiken für strukturelle Ausgrenzung als auch das Maß an Stress und Isolation unter den Befragten im Zuge der Covid-19-Pandemie angestiegen (ebend.:12ff). Die lokalen Befunde decken sich mit dem breiten Kanon gegenwärtiger Gesellschaftskritik, der davor warnt, dass im Rahmen des Covid-bedingten Ausnahmezustandes die drastische Zunahme von sozialen Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten Gefahr läuft, unterzugehen (siehe u.a. Dona, 2021:906f; Dursun *et al.*, 2021:53ff; Gardiner & Fulfer,

2021:158f; Offe, 2021: 34f). Eine nähere Betrachtung von bereits absehbaren Auswirkungen des pandemischen Chaos weltweit suggeriert viel mehr überdeutlich, dass wir uns nicht alle *im selben Boot* befinden (Offe, 2021: 37f; Sitrin *et al.*, 2020: xvi).

Mittlerweile haben sich unter anhaltenden epidemiologischen Entwicklungen Regierungskurse von Großbritannien bis Österreich hin zu einem „*Leben mit der Pandemie*“ (Bundeskanzleramt Österreich, 2022:18) gewandelt. Die gesellschaftlichen Folgen des Virus und die Maßnahmen zu seiner Eindämmung sind jedoch als Multiplikatoren für bestehende wie neue Ungleichheitsdeterminanten zu betrachten, die sich nicht so einfach aufheben lassen (Kohlbacher *et al.*, 2021:7f). Einblicke in die Lebensrealitäten von potenziell mehrfach benachteiligten Personengruppen sind im Rahmen qualitativer Forschungen im ersten Jahr der Pandemie für Großbritannien wie Österreich rar. Demnach ist weiterhin wenig über gelebte Erfahrungen in ihrer Komplexität, Intersektionalität und Subjektivität zur Bewältigung der Covid-19-Pandemie im Alltag von Frauen mit Fluchtbiografie bekannt. Nicht zuletzt fehlt es unabhängig vom Pandemiekontext in der Migrations- wie Fluchtforschung an soziologischen Perspektiven und Forschungszugängen, die sich der sozialen Kategorie *unfreiwillige Migration* mit kritischer, gendersensibler wie transnationaler Brille annähern (Hajdukowski-Ahmed, 2009:51f; Reinprecht & Latcheva, 2016:3,9; Mahmud, 2021:3).

Wie verhält es sich also mit individueller Bewältigung und kollektiver Solidarisierung im Pandemiealltag? Zwar haben Bilder und Gesten die Öffentlichkeit geschmückt, die illustrieren, wie der Ausnahmezustand um die Covid-19-Pandemie im ersten Moment vielerorts ein temporäres Zeitfenster für zivilgesellschaftliche Solidaritäten geöffnet hat. Darüber hinaus ist es jedoch schwer nachvollziehbar, wie viel oder wenig von jenen Signalen mit neuen Herausforderungen umzugehen, in kollektive Alltagspraktiken jenseits öffentlicher Sichtbarkeit übergegangen sind (Della Porta, 2021:217f). Besonders für Personengruppen, die in nationalstaatlichen Maßnahmen wenig berücksichtigt wurden, müssen informellen Strategien, um direkte wie indirekte Folgen der Covid-19-Pandemie abzufedern, entscheidend gewesen sein (ebend.:213). Nicht zuletzt deshalb, weil der andauernde Pandemiezustand die Herausbildung exklusiver Solidaritäten gefördert hat, also die Konzentration auf in sich geschlossene Unterstützungsnetzwerke auf Familien- oder Haushaltsebene (Gardiner & Fulfer, 2021:155f; Laufenberg & Schultz, 2021:94).

In vielfacher Hinsicht erscheint das „*new normal*“ (Gardiner & Fulfer, 2021:152) in isolierten Lebenswelten mit räumlich wie sozial begrenzter Reichweite hemmend und suboptimal für neue und inklusive Solidaritätsmodi (Della Porta, 2021:223; Gardiner & Fulfer, 2021:156). Parallel zeichnet sich deutlich an, wie die Einschnitte in das öffentliche Leben rund um die Pandemie neben einer Bedrohung der körperlichen Gesundheit ebenfalls vermehrt zu psychischen Problemen geführt haben (ebend.). Auch hier wird Bewältigung angesichts der Auslastung und Überforderung staatlicher und institutioneller Systeme vielfach in Form von *Selbsthilfe* individualisiert und Unterstützung ins Private ausgelagert (Della Porta, 2021:223f; Laufenberg & Schultz, 2021:80). Einhergehend damit beschreibt

Della Porta die Entwicklung von „*exclusive identities based on fear*“ (2021:223), mit der die Stigmatisierung von Gruppen in Außenseiterpositionen einhergeht, als Nebenwirkung sozialer Isolation.

Während die Pandemie, die mittlerweile in vielerlei Hinsicht zu einem Teil der Alltagsrealität geworden zu sein scheint, weiter andauert, bleiben ihre bestehenden Folgen und der Umgang mit alten und neuen Schieflagen gesamtgesellschaftlich ungelöst. Die soziologische Untersuchung informeller Bewältigungsstrategien soll dabei nicht zur zunehmenden Isolation von Personen beitragen, die in nationalstaatlichen Unterstützungsstrukturen benachteiligt werden, sondern theoretisch mit gesellschaftlichen Strukturen in Relation gesetzt werden. Denn es lässt sich der dringende Bedarf neuer Modelle für „*relational solidarity*“ (Gardiner & Fulfer, 2021:155) ausmachen, die Fragen des Überlebens oder mehr noch eines Lebens in Sicherheit für uns *alle* zum öffentlichen Interesse macht. Die Beschäftigung mit individueller wie kollektiver Resilienz wirft aus dieser Perspektive unabdinglich Folgefragen nach Autonomie, Gerechtigkeit und Rechten auf, wie sie inmitten von massiven Ungleichverhältnissen einer *post-pandemic-world* nicht nur in Bezug auf Asylrealitäten neu gedacht werden müssen (Della Porta 2021:211,215; Gardiner & Fulfer, 2021:155f).

Die vorliegende Arbeit wagt sich einen Schritt weiter in die Tiefe subjektiver Erfahrungen von Unterstützung und Bewältigung vor. Im Zentrum stehen die Reflexionen junger Frauen mit Fluchtgeschichte an zwei Standorten, die ihre sich aneinanderreihenden oder auch übereinanderschichtenden Krisenerfahrungen im Jahr 2020/21 irgendwo zwischen Ausnahmezustand und Normalität positionieren. Weniger soll es dabei um Ableitungen von Gemeinsamkeiten und Unterschieden unter befragten Frauen entlang von soziodemografischen Eigenschaften gehen. Vielmehr wird versucht, fallübergreifende Querverbindungen und Kontraste, die sich aus subjektiven Relevanzsetzungen und individuellen Erfahrungswerten ergeben, zu skizzieren. Wie gehen befragte Frauen mit Unsicherheit und massiven Einschnitten in Alltagsroutinen um? Welche Formen kollektiver Bewältigung ergeben sich aus unterschiedlichen Situationen? Und wie wird Zusammenhalt in einer Zeit gestaltet, in der das physische Distanzieren vorübergehend zur Norm geworden ist? Diese Fragen sollen empirisch an der Schnittstelle Asyl, Gender und Pandemie durch die Augen und Erzählungen von fünf Frauen ein Stück weit beleuchtet werden.

Explizit widmet sich die qualitative Arbeit den Erfahrungen von Frauen, die bereits unfreiwillige, lebens einschneidende Umbrüche durch Flucht und Asylverfahren während oder vor der Covid-19-Pandemie durchlebt haben. Allerdings nicht, um Trauma und Leid anderer zu reproduzieren, sondern um über informelle Unterstützungsnetzwerke und individuelle Bewältigungsstrategien der Forschungsteilnehmerinnen zu lernen. Denn obwohl zivilgesellschaftliche Organisation in Zeiten von permanenten Krisen noch mehr gefragt ist als sonst, ist der Wissensstand darüber, wie sich jene Handlungen und Haltungen an verschiedenen Standorten und aus unterschiedlichen Lebenswelten heraus gestalten, erst im Entstehen (Sitrin *et al.*, 2020: xvif). Jene wenig öffentlich sichtbaren, doch in Alltagswelten unverzichtbaren Facetten stehen im Mittelpunkt dieser explorativ angelegten Forschung.

Das Forschungsinteresse

In der Forschung soll die Ausgestaltung solidarischer Bewältigungsarbeit aus der Sicht von Frauen mit Asylstatus in Zeiten von Covid-19 in zwei Städten über Fotos und Narrative untersucht werden. Mit einem gendersensiblen Forschungszugang werden dazu Relevanzstrukturen um Unterstützung von Teilnehmerinnen anhand einer partizipativen Fotobefragung erhoben. Wie die Bedeutungen von Hilfeleistungen im Alltag zwischen Handlungsspielraum und Limitationen, während Selbstisolation oder innerhalb von systemerhaltender Arbeit in der *Ankunftsgesellschaft* sowie über nationale Grenzen hinweg, allein oder im Kollektiv, online wie offline verhandelt werden, beschäftigen dabei in Bild und Text. Von Interesse ist es dabei zu rekonstruieren, welche Alltagsherausforderungen die befragten Frauen aus ihrer jeweiligen Lage heraus relevant machen, wie sie diesen begegnen und welche Rolle soziale Kontakte in Nähe und Distanz im Sinne von Unterstützungsnetzwerken spielen.

Forschungsfragen

Die forschungsleitenden Fragen teilen sich aus diesem Grund in drei Subdimensionen:

Wie und worin sehen und erleben (junge) Frauen mit Asylstatus in Wien und London Unterstützung im Alltag während der Covid-19-Pandemie?

- Welche Bedeutung haben informelle Unterstützungsstrukturen im Leben der Befragten inne?
- Welche subjektiven Bewältigungsstrategien werden im Zusammenhang mit Unterstützung relevant gemacht?

Zielgruppe

Die Zielgruppe der Forschung wurde mit *Frauen mit Asylstatus in Großbritannien und Österreich* anfänglich sehr offen definiert. Bei der Anfrage von Personen wurden Aspekte der Erreichbarkeit und Zugänglichkeit sowie potenzieller Vulnerabilität und Möglichkeiten des *safeguarding* näher berücksichtigt. *Safeguarding* bezieht sich im Forschungskontext in erster Linie auf die ethische Praxis, die die Wahrung von Entscheidungsfreiheit, Sicherheit und Schutz von Teilnehmenden sowie ihres sozialen Umfeldes im Forschungsprozess voraussetzt (Marzano, 2012:445). Nach langem Suchen kam die Zusammenarbeit mit einer Londoner Organisation für Migrant*innen und Flüchtlinge zustande, doch primär wurden Teilnehmerinnen über informelle Anfragen ausfindig gemacht. Das Sample an Teilnehmer*innen hätte in vielfacher Hinsicht nicht kontrastreicher sein können. Alle Befragten gehörten jedoch mit einer Altersspanne von Mitte zwanzig bis Anfang dreißig derselben Generation an.

Feldzugang & Erhebung

Die Forschungsarbeit war insbesondere in der Erhebungsphase zwischen Winter 2021 und Frühjahr 2022 von der Unsicherheit um die Entwicklungen von Covid-19 geprägt. Die nicht enden wollende

Pandemie, die ich in der Forschung zum Thema machen wollte, hat damit auch das Forschungsprojekt selbst gezeichnet. Es brauchte vor allem viel Flexibilität, vergebliche Versuche und Geduld, bis der Forschungsprozess in die Gänge kam. Begonnen in London mit vielen E-Mail-Anfragen an Organisationen, erhielt ich zwei gegenläufige Eindrücke: Während Personen außerhalb der Zielgruppe sehr positiv über das Vorhaben dachten, waren jene Frauen, die angesprochen wurden, nur zögerlich für eine Teilnahme zu gewinnen. Primär wurde freundlich aufgrund von fehlenden Zeitressourcen, psychischer Belastung oder Auslastung mit anderweitigen Verpflichtungen abgesagt. Die Kooperation mit Vereinen, karitativen Organisationen, Aktivist*innen und Menschenrechtsgruppen in London wurde vielfach versucht, mehrmals angebahnt, aber nur einmal umgesetzt. Teils gaben sich Mitarbeiter*innen begeistert, teils skeptisch, potenzielle Teilnehmer*innen hätten in der Regel keine Zeit für eine Forschungsteilnahme oder ausschließlich gegen eine Aufwandsentschädigung, hieß es in beiden Fällen. Diese Eindrücke haben in Summe dazu geführt, dass die Reflexion über Forschung mit Menschen in vulnerablen Situationen und Forschungsethik in der Praxis zu einem zentralen Pfeiler dieser Arbeit wurde. Auch Bedenken um Machtverhältnisse und Sprachbarrieren sind im Erhebungsprozess durchgängig präsent geblieben, angefangen bei jeder einzelnen Anfrage, Absage und Zusage potenzieller Teilnehmerinnen. Die Vorgespräche mit interessierten Frauen waren stets dieselben. Die schriftliche Einladung zur Teilnahme an der Forschung wurde zusätzlich nach Wunsch und Bedarf in die Muttersprache der teilnehmenden Person übersetzt. Die Interviews wurden in Deutsch bzw. Englisch durchgeführt. Die Überlegungen zu eigenen Erwartungen, Bewertungen, Beziehungen, Ressourcen und Interessen im Zuge der Forschungsarbeit stellten sich bei jedem Treffen neu.

Vor allem die Erfahrungen mit dem ökonomisierten Forschungssektor in London brachte mich dazu, meinen persönlichen Bezug zu Personen mit Fluchterfahrung über verschiedene Wege zu aktivieren. Meine Beteiligung an Projekten und bestehende Bekanntschaften – privat, ehrenamtlich oder professionell – in London und Wien stellten sich somit unerwartet als ausschlaggebend für die Durchführung der Fotobefragung dar. Nach den ersten Absagen von karitativen Organisationen begann ich zusätzlich Frauen in meinem persönlichen Umfeld für eine Teilnahme anzufragen und informelle Anfragen in Form von Mund- bzw. WhatsApp-Propaganda in meinem eigenen Netzwerk zu verschicken. Mit einer Freundin in Wien wurde eine erste Probebefragung durchgeführt, das Ergebnis überzeugte, bei der Methode zu bleiben. Eine weitere Befragung folgte im Winter 2021 mit einer Bekannten in Wien. Die ersten zwei Fotobefragungen im unmittelbaren Bekanntenkreis boten insbesondere Raum und Gelegenheit zum Erproben des Forschungsansatzes. Infolgedessen wurde ein Forschungsaufenthalt in London in die Wege geleitet. Durch einen Studienaufenthalt im Jahr 2020/21 bestanden bereits Kontakte vor Ort und über die Bekannte eines Bekannten wurde eine weitere Befragung organisiert. Die nächste Teilnehmerin fand sich über eine Bekanntschaft einer kooperationsbereiten Organisation in London. Die letzte Teilnehmerin war ebenfalls eine alte Bekannte in Wien. Fünf Monate später, im Frühjahr 2022, war die empirische Erhebung abgeschlossen.

Methodik

Mittels partizipativer Fotobefragung nach Kolb (siehe 2001, 2008b, 2021) wurden insgesamt fünf Teilnehmerinnen in Wien und London befragt. Bild- und Textmaterial aus den Fotointerviews stellte die qualitative Datenbasis für die vorliegende empirische Analyse dar. Das Material aus der Fotobefragung – 49 Fotos und fünf jeweils ein- bis zweistündige, im Anschluss transkribierte Interviews – wurde in drei Phasen fallübergreifend ausgewertet:

1) Auf der visuellen Ebene wurden die Fotos in einer Kombination von Müller-Doochs (1997), Reichertz' (1992) und Kolbs Zugang (2001) zu Einzelbildanalysen erst sortiert, dann selektiert und infolge im Detail interpretiert. Für insgesamt drei Bildfamilien, die in sieben kontrastierende Typen unterteilt wurden, ließen sich wiederum sieben Fotografien als repräsentative „*Prototypen*“ (Müller-Dooch & Jung 1995:252) identifizieren. Für jeden der Prototypen wurde eine mehrstufige Einzelbilddauswertung durchgeführt. Über drei Phasen – Deskription, Rekonstruktion und Interpretation – kamen unter systematischem Einbezug von unterschiedlichen Perspektiven – die Handlung vor der Kamera, die „*Kamerahandlung*“ (Reichertz, 1994:259) und die „*Beziehung zwischen Betrachterin und Fotografie*“ (Kolb 2001:119) – eine Reihe von Lesarten und Bedeutungszusammenhängen zutage. Aus diesen ließen sich schrittweise Interpretationsstränge formulieren, von denen einige weiterentwickelt, andere wieder verworfen wurden. Die daraus entstandenen Einzelbildinterpretationen stellten die Zwischenergebnisse der visuellen Analyse dar.

2) Das Textmaterial wurde durch „*Constructing Grounded Theory*“ (2014) nach Charmaz ebenfalls fallübergreifend mit MAXQDA ausgewertet. In der separaten Textanalyse wurden in zwei Codierstufen vorläufige Codes in Bezug auf Unterstützungshandlungen und Bewältigungsprozesse zu Textstellen zugeordnet. Nach Abschluss der zwei Codierphasen – dem *open coding* und dem *focused coding* – ließen sich über den Vergleich von Codes und Textsegmenten sowie das Verfassen von Memos relevante Codes ausmachen, die in fortschreitenden Interpretationen weiter zu Zwischenergebnissen der Textauswertung verdichtet wurden.

3) Schlussendlich wurden die Textinterpretationen für eine Reihe von aussagekräftigen Codes mit den Zwischenergebnissen der Einzelbildanalysen synthetisiert und mit dem Ziel der Ableitung von potenziellen Bild-Text-Kategorien weiter abstrahiert. Über den Abgleich mit relevanter Literatur und bestehenden theoretischen Konzepten wurde versucht, auf eine sogenannte *theoretische Sättigung* für alle konstruierten Kategorien hinzuarbeiten (Charmaz, 2014: 214).

Präsentiert wird im Kapitel zur Darstellung der Ergebnisse aus Platzgründen ausschließlich die Synthese von Bild- und Textinterpretationen sowie die Formulierung der konstruierten Kategorien mit Einbezug von Theorien und Literatur.

Theoretischer Zugang

Für eine Annäherung an die intersektional geprägten Bedeutungsspektren von Solidarität und Bewältigung in ihrer Vielschichtigkeit schien es sinnvoll, eine Reihe von soziologischen und interdisziplinären Konzepten heranzuziehen. Die Selektion von Literatur verlief nahe an den Relevanzsetzungen der Teilnehmenden und in Abstimmung mit dem Datenmaterial, woraus drei inhaltliche Schwerpunkte hervorgingen.

1) Allen voran sollten über den theoretischen Fokus auf *soziale Solidaritäten* alltägliche Praktiken informeller Unterstützung im Sinne des Forschungsinteresses breit umfasst werden (siehe u.a. Altreiter *et al.*, 2019; Lahusen & Grasso, 2018; Stets & McCaffree, 2014). Angesichts der transnationalen Biografien der Befragten wurde darüber hinaus auf Solidaritäts- und Vergemeinschaftungskonzepte aus der Migrations- und Diasporaforschung zurückgegriffen (siehe u.a. Alinejad & Ponzanesi, 2020; Bauder, 2020; Bauder & Juffs, 2020). Um konkreter auf den Pandemiekontext einzugehen, wurde fachübergreifende Literatur zu Solidarisierung und kollektiver Organisation der Zivilgesellschaft in Krisenzeiten miteinbezogen (siehe u.a. Della Porta, 2020; Federici, 2019; Gardiner & Fulfer, 2021).

2) Über Konzepte wie das des „bordering“ (Yuval-Davis *et al.*, 2019:5) sollten ebenso ausgrenzende Entwicklungen und xenophobe Diskurse auf Makroebene Erwähnung finden, die europaweit auch geflüchtete Menschen betreffen und intersektional wie genderspezifisch Bewältigungsarbeit in Mikrokontexten erfordern (siehe u.a. Foroutan, 2019; Giametta, 2017; Krause, 2022). Zudem konnte mit den „translocal positionalities“ (Anthias, 2020:85) eine Rahmung ergänzt werden, die grenzüberschreitende Aspekte der Lebenswelten von Teilnehmerinnen über die Ankunftsgesellschaft hinaus analytisch miterfasst.

3) Ein weiterer theoretischer Schwerpunkt wurde auf latente Bewältigungshaltungen und -handlungen gelegt, um auch Prozesse auf Subjektebene nicht zu übergehen. Hierfür wurde auf Ansätze *dialogischer Identitäts- und emotionaler Zugehörigkeitskonstruktionen* zurückgegriffen, die in erster Linie auf Fluchterfahrungen Bezug nehmen (siehe Hajdukowski-Ahmed, 2009; Mahmud, 2021). Jene Konstruktionen dienten als Ausgangspunkt, um affektive wie sozialpsychologische Dynamiken zwischen dem *Ich* und multiplen *Wir*-Formationen von Selbstbildern bis Ortsbezüge mitzuberechnen.

2. Stand der Literatur & theoretische Konzepte

Exkurs: Der britische Kontext

„Covid is not just a viral disease but also a social political pathogen in the politics of health.“ (Dona, 2021:915)

Historisch gewachsene Diskrepanzen entlang von Ethnizität gemeinsam mit intersektionalen Ungleichheiten erhöhen während der Covid-19-Pandemie in Großbritannien die Vulnerabilitäten von bereits benachteiligten und verletzlichen Gruppen, argumentiert Dona (2021:906f). Ein besonders alarmierender Indikator ist die Anzahl von registrierten Infektionen und Todesfällen unter *Black, Asian and Ethnic Minority*, kurz *BAME groups*, die laut Statistiken aus dem Jahr 2020 überproportional von schweren und tödlichen Verläufen betroffen waren (Razaq *et al.*, 2020:3f). Anhand des Slogans der Regierung „*STAY HOME – PROTECT THE NHS – SAVE LIVES*“ (Dona, 2021:909) rekonstruiert die Professorin für *Forced Migration and Refugee Studies* die systemischen Auswirkungen einer Geschichte von Rassismus und intersektionaler Diskriminierung, die sich auch in der Covid-19-Pandemie fortsetzen (ebend.:907). Dona legt dabei die reproduktive Dimension des Coronavirus’ auf „*health inequalities*“ (Dona, 2021:908) um, woraus sich eine Reihe von gesundheitspolitischen Konsequenzen für Asylwerbende sowie Personen mit Asylstatus im Land ableiten lassen: Mitunter sorgen etablierte soziale und medizinische Hierarchien dafür, dass selbst als höchst vulnerabel geltende Gruppen – beispielsweise Menschen mit Behinderung – in der Pandemie aus dem staatlichen Gesundheitssystem (*NHS*) praktisch exkludiert bleiben (ebend.:907; Phillimore *et al.*, 2022:2205). Zudem wird angenommen, dass Migrant*innen und Geflüchtete durch die Lockdowns verstärkt isoliert waren und um psychologische Unterstützung oder anderwärtige Hilfe anzusuchen, vielfach erschwert wurde (Bralo, 2022:75; Dona, 2021:913). Jene Faktoren suggerieren in Summe, dass der Aufruf der Regierung zum Höhepunkt der Pandemie, sich zu Hause zu schützen, das öffentliche Gesundheitssystem zu schonen und Leben zu retten, zulasten von vulnerablen Teilen der Bevölkerung ging, und dramatische Konsequenzen für diese hatte (ebend.:914f).

Individuelle Selbstorganisation und die Bildung von informellen Netzwerken bleiben als notdürftige Alternative für Betroffene, um fehlende Unterstützung durch staatliche Maßnahmen zu kompensieren. Zum Teil wirkten Kontakte zu Personen in ähnlichen Situationen, während Covid-19 lebensrettend sowohl in Bezug auf den Umgang mit Isolation und Exklusion als auch bei der alltäglichen Versorgung, befindet eine multinationale Studie zu überlebenden Geflüchteten (Phillimore *et al.*, 2022:2210). Unter dem Mantel der Solidarisierung galt *community building* in Großbritannien lange vor der Pandemie als eine vielfach beworbene und etablierte Perspektive für Individuen mit Fluchtgeschichte – ebenfalls um langfristig Fuß zu fassen (Mensink *et al.*, 2019:239; Tomlinson, 2010:292f). Dabei bietet *community building* innerhalb von „*ethnic minorities*“ (Tomlinson, 2010:279) für geflüchtete Frauen oftmals das

einziges soziale Netz, stellt Tomlinson in einer qualitativen Erhebung fest (ebend.). Die systematische Isolation von der sogenannten *Mehrheitsgesellschaft* lässt sich entsprechend über Engagement in marginalisierten Räumen allein nicht überwinden (ebend.:292).

Dabei haben die sozialen Hierarchien und exklusiven Solidaritäten in der britischen Bevölkerung nicht nur eine von Kolonialismus geprägte Vergangenheit, sondern werden gegenwärtig von neoliberaler Austeritätspolitik und einem Antimigrationsdiskurs weiter vorangetrieben (Skeggs, 2021:126; Tyler, 2006:190f). Eine toxische Konstellation, die auch für den knappen Sieg des Brexit-Referendums eine ausschlaggebende Rolle gespielt zu haben scheint (Sirin *et al.*, 2021:212). Asylwerbende sowie Migrant*innen ohne Visum als Bedrohung für die britische Gesellschaft schlechthin zu positionieren, jedoch gehört zum langjährigen Erfolgsprogramm der konservativen Regierung (ebend.:212). Prominent eröffnet wurde der Antimigrationskurs bereits 2012¹ mit dem Vorwand, die Einreise von „illegal migrants“ (Bralo, 2022:70) durch die Schaffung eines *hostile environment* zu bekämpfen. Die diskursive Strategie hinter der Antimigrationspolitik, in der Flucht und Migration verschwimmen, beschreibt Tyler wie folgt: „*The creation of endless systems to ‘manage’ the ‘asylum problem’ is dependent upon the constitution of the figure of the asylum-seeker as a threat: a threat that must be staged continually.*“ (2006:190f)

Effektiv zum Einsatz kommt der ideologische Kurs in der Vermittlung von Krisenszenarien, allen voran über die mediale Kommunikation einer Krise des Asylsystems selbst (Tyler, 2006:190f). Ein Blick auf aktuelle Zahlen, die quantitativ in einem äußerst überschaubaren Bereich liegen, unterstützt diese Einordnung ebenfalls: Die Anzahl an Asylanträgen in Relation zur britischen Bevölkerung von Rund 67 Millionen befindet sich im Jahr 2021 bei 2 Asylwerber*innen pro 10.000 Einwohner*innen (Walsh, 2022:16). Mit diesem Schnitt liegt das Land auf Platz 19 von 32 im EU+-Vergleich² (ebend.). Auf Rang 18 befindet sich Großbritannien bei den positiven Asylentscheidungen im selben Ranking (ebend.:17). Die Chancen für Asyl³ variieren statistisch nicht nur nach Herkunftsland, sondern auch Gender und Alter spielen mitunter eine Rolle in den Asylverfahren (ebend.:9,15). Obwohl sich langfristig eine Rückgangstendenz bei Asylanträgen abzeichnet, werden in den vergangenen Jahren neue Rekordwerte für die Kosten des Asylsystems verzeichnet (ebend.:7,19f). Gegenläufig dazu haben sich die Wartezeiten der Asylanträge seit 2014 beträchtlich verlängert (ebend.:11). Nur 6 % der Fälle erhielten im Jahr 2021 die Entscheidungen innerhalb des idealtypischen Zeitraums von 6 Monaten (ebend.:11f). Während dieser Zeit sind Personen verpflichtet, sich regelmäßig bei einer Stelle des Innenministeriums, dem *Home Office*, zu melden, und haben kein Recht auf Arbeit oder staatliche Unterstützungsleistungen

¹ Unter der ehemaligen Innenministerin Theresa May werden Einwanderungsregulierungen sowie die Asylpolitik Großbritanniens ab 2012 mit dem ausgesprochenen Ziel, ein sogenanntes *hostile environment* für Neuankommende zu schaffen, umgestaltet (Bralo, 2022:70).

² Die Bezeichnung EU+ steht für alle 27 EU-Mitgliedsstaaten sowie die Schweiz, Lichtenstein, Island und Norwegen (Walsh, 2022:16).

³ So haben in der Altersgruppe von 18 bis 29 Frauen eine etwas höhere Erfolgsquote bei Asylverfahren im Vergleich zu männlichen Bewerbern (Walsh, 2022:9).

(Bralo, 2022:74). Dadurch ist auch der Zugang zu Gesundheitsleistungen für Menschen im Asylsystem Studien zufolge praktisch von Wohltätigkeitsorganisationen, von lokalen Gemeinschaftsorganisationen oder persönlichen Kontakten abhängig (Phillimore *et al.*, 2022:2214; Pollard, 2021:2). Selbst wenn sich die Lage für Geflüchtete mit Asylstatus mit dem rechtlichen Anspruch auf staatliche Unterstützung signifikant verbessert, setzen sich Gesundheitsungleichheiten implizit in vielen Bereichen des alltäglichen Lebens fort (Dona, 2021:909ff).

Exkurs: Der österreichische Kontext

Mit Blick auf die überrollten Krankenhäuser im Nachbarland Italien setzte die österreichische Regierung bereits frühzeitig auf strenge Coronamaßnahmen, die massive Einschränkungen für das gesellschaftliche Leben bedeuteten (Dursun *et al.*, 2021:60f). Eine politische Linie, die sich Dursun *et al.*'s Aufarbeitung nach über ihre „*carelessness*“ (2021:67) gegenüber vieler Teile der Bevölkerung auszeichnet. Kurzum wurde im österreichischen Pandemiemanagement – ähnlich wie in anderen europäischen Staaten – der Zusammenhalt der *Österreicher*innen* auf Basis einer vermeintlich geteilten Sorge um die finanzielle Absicherung von Unternehmen und der Wirtschaft mobilisiert (ebend.:62,65). Als „*responsibilised solidarity*“ (Dursun *et al.*, 2021:63) kaschiert, wurde zeitgleich ohne viel Rücksicht auf sozio-ökonomische Ungleichheiten die erhöhte Eigenverantwortung der Zivilbevölkerung eingefordert (ebend.; Dowling, 2021a:19). Die Kosten der zunehmenden Individualisierung von Verantwortung in Form von unbezahlter Mehrarbeit trugen infolge Privatpersonen, Familien und Angehörige, traditionell vermehrt weibliche Haushaltsmitglieder (Wegscheider-Pichler *et al.*, 2021:41). Damit brachte die Regierung eine neuerliche *Traditionalisierung* des alltäglichen Krisenmanagements ins Rollen – beispielsweise in Kinderbetreuung, Krankenpflege oder Hausarbeit – nachdem jene Aufgabenbereiche auf private Haushalte übertragen wurden (Dursun *et al.*, 2021:51-54).

Parallel dazu zeichnete sich eine *Nationalisierung* von Solidarität über die systematische Auslagerung von Gesundheitsrisiken auf Personen in *systemrelevanten* Berufsgruppen ab, deren proaktiver Einsatz ungefragt vorausgesetzt wurde (Dursun *et al.*, 2021:66ff; Dowling, 2021a:16). Vielfach betroffen waren Branchen wie die der öffentlichen Gesundheit oder des Lebensmittelverkaufs, die für niedrige Löhne und hohe Beschäftigungsanteile von Migrant*innen und Frauen bekannt sind (ebend.:15f; Statistik Austria, 2020; Wegscheider-Pichler *et al.*, 2021:54). Im Einklang mit national ausgelegten Solidaritäten wurde ungeachtet der pandemischen Lage weiter abgeschoben. Österreich lag im Jahr 2020 trotz Covid-bedingter Einschränkungen bei *unterstützten Rückführungen* in Drittstaaten mit 62 % im EU-Vergleich an dritter Stelle (Europäische Kommission, 2021). Im Unterschied zu Großbritannien sind es in Österreich neben der nationalen Asylpolitik jedoch weiterhin eine Reihe von EU-weiten Gesetzesbeschlüssen, die Verteilung und Anerkennung von geflüchteten Menschen zentral regulieren (Benhabib, 2004:147f; Langthaler & Trauner, 2009:451).

Der österreichische Staat zählt dabei zu jenen EU-Ländern, die seit Ende der 1990er-Jahre bis heute von Regierungen mit einem klaren Anti-Einwanderungskurs vertreten werden (Benhabib, 2004:148; Rheindorf & Wodak, 2020:142). Um 2015/16 etabliert sich in Europa der Begriff der *Flüchtlingskrise* im öffentlichen Diskurs, der nicht nur das Problem geopolitischer Konflikte wie Kriege auf vertriebene Menschen reduziert, sondern auch einen Nährboden für die Ressentiments der Ankunftsgesellschaften bietet (Mahmud, 2021:1; Rheindorf & Wodak, 2020:116,133). Dabei haben Narrative mit rechtsextremer Färbung, die Flüchtlinge als *Bedrohung* konstruieren und als „quasi- kriminelle Elemente“ (Benhabib, 2004:161) behandeln im österreichischen Kontext Geschichte (ebend.; Rheindorf & Wodak, 2020:141f). Jene polarisierende Debatte hat nicht nur für das Leben von asylsuchenden und flüchtenden Personen vielfach „katastrophale Folgen“ (Benhabib, 2004:150), sondern schwächt auch das Bekenntnis zur Genfer Flüchtlingskonvention und damit die rechtliche wie moralische Verpflichtung der Staaten gegenüber schutzsuchenden Menschen (ebend.; Rheindorf & Wodak, 2020:140f).

Zahlenmäßig liegt Österreich mit einer Bevölkerung von rund 8.9 Millionen, der Statistik des britischen *Migration Observatory* zufolge, im Jahr 2022 bei der Anzahl von Asylanträgen pro 100.000 Einwohner*innen im europäischen Vergleich auf Platz 2 von 32 (Walsh, 2022:18). In der Gesamtzahl der positiven Bescheide besetzt das Land aktuell den Rang 3 (ebend.). Die gegenwärtige Regierungslinie verfolgt weiterhin den Kurs hin zu einer Verringerung der Aufnahmezahlen und Erhöhung der Rückführungen geflüchteter Menschen in ihre Herkunftsländer. Ähnlich wie in Großbritannien ist der Zeitraum für ein idealtypisches Asylverfahren mit sechs Monaten anberaumt. Während hierzu keine aktuellen Statistiken verfügbar sind, ist in der Praxis von wesentlich längeren Wartezeiten auszugehen (Fritsche, 2012:366f; Walsh, 2022:21). Anders als im Asylprozess, wo lediglich Grundrechte abgedeckt werden, bedeutet die Anerkennung des Asylstatus' die weitgehende Gleichstellung mit Staatsbürger*innen in Bezug auf soziale Rechte, nicht aber politische Mitbestimmung (Langthaler & Trauner, 2009:453). Um die von Unsicherheit, Sprachbarrieren und gesellschaftlicher Isolation gezeichnete Asylrealität sowie die Zeit danach zu bewältigen, spielen insbesondere persönliche Kontakte mit Personen aus demselben Herkunftsland, Sprachraum sowie *Flüchtlingsselbstorganisationen* für neuangekommene Geflüchtete eine wichtige Rolle, so Langthaler und Trauner (2009:462,465).

Nachdem statistische Daten zu Menschen mit Asylstatus in Österreich primär zu Integrationsfragen erhoben werden, ist zu deren Herausforderungen während der Pandemie, anders als in Großbritannien, nur wenig bekannt (Ther, 2017:345f). Ausgehend von der Annahme, dass multiple Variablen der strukturellen Diskriminierung und Exklusion von Personen, die in Österreich Asyl erhalten haben, in der Covid-19-Pandemie zugenommen haben, untersuchten Kohlbacher *et al.* die Lebenssituation von geflüchteten Menschen in Wien (2021:11f). Sie kamen zu dem Ergebnis, dass in der heterogenen Gruppe der Befragten aus Afghanistan und Syrien psychische Belastungen, Sorgen, Einsamkeit und

Unsicherheit um die Zukunft und existenzielle Lebensbereiche gestiegen sind (Kohlbacher *et al.*, 2021:10,91). Damit einhergehend hat emotionales Wohlbefinden durch fehlende physische Kontakte subjektiv ab- und negative Gefühle zugenommen (ebend.:80). Ebenso gestiegen ist unter den Studienteilnehmenden die Sorge um Bekannte und Angehörige in anderen Ländern, wobei versucht wurde, das persönliche Umfeld nicht zu verunsichern und die eigene Situation positiver darzustellen (ebend.:84). Vielfach haben Forschungsteilnehmende probiert, dem beeinträchtigten Wohlbefinden mit Bewältigungsstrategien wie Gesprächen mit vertrauten Menschen, individuelle Aktivitäten oder körperliche Bewegung entgegenzuwirken (ebend.:85ff).

In Summe hat sich der subjektive Gesundheitszustand den Studienergebnissen zufolge für viele entlang von intersektionalen Unterschieden – Gender, Alter und Arbeitssituation – Pandemie-bedingt verschlechtert. Sowohl Alltagsherausforderungen haben sich vergrößert als auch ein Anstieg an Depressionen und Angststörungen in Folge sozialer Isolation beeinträchtigen die psychische Gesundheit (Kohlbacher *et al.*, 2021:89ff). Es zeigt sich, dass bei Befragten vielseitig Unterstützungsbedarf gegeben war, sowie umgekehrt – insbesondere durch weibliche und junge Studienteilnehmer*innen – aktiv Personen im eigenen Umfeld unterstützt wurden (ebend.:125f,138f). Besonders problematisch erscheinen vor diesem Hintergrund die in der österreichischen Öffentlichkeit kursierenden Forderungen nach diskriminierenden Unterscheidungskriterien im Zugang zu sozialstaatlicher Solidarität und Unterstützung, die von Staatszugehörigkeit bis *Integrationsleistung* vonseiten der Neuangekommenen reichen (Altreiter *et al.*, 2022:320; Benhabib, 2004:150; Europäische Kommission, 2021; Rheindorf & Wodak, 2020:142).

2.1 Solidaritätskonfigurationen – kollektive Unterstützungsnetzwerke

2.1.1 Konstitutionen von *Wir*

Solidarität kann abstrakt als „*Zusammengehörigkeitsgefühl der Teile in einem sozialen Ganzen*“ (Lamla, 2014:712) beschrieben werden. Jenes Gefühl bezeichnet Verbundenheit zu einer Gemeinschaft, die auf Vertrauen, Verantwortungsbewusstsein und Verpflichtung gegenüber einem *Wir* beruht und auf freiwilliger Basis stattfindet (Altreiter *et al.*, 2019:11). In der Soziologie findet der Begriff keinen einheitlichen Ansatz, lediglich ein auf Reziprozität beruhendes Verhältnis zwischen *Ich* und *Wir* kann als gemeinsamer Nenner verschiedener Auslegungen von Solidarität ausgemacht werden (ebend.). Kontextunabhängig entstehen Solidaritäten jeweils im Interesse von „*gegenseitige[r]Unterstützung*“ (Altreiter *et al.*, 2019:12). In diesem Sinne konstituieren sich „*Solidaritätskonfigurationen*“ (Altreiter *et al.*, 2019:12) über Haltungen und Orientierungen mehrdimensional und können einen inklusiven, aber auch einen exklusiven Charakter haben (ebend.:180). Solidaritäten lassen sich auf allen gesellschaftlichen Ebenen wiederfinden – institutionell in Form von Wohlfahrtsstaaten oder informell innerhalb von selbstorganisierten Zusammenschlüssen in der Zivilgesellschaft (ebend.).

Ähnlich finden Solidaritätskonzepte interdisziplinärer Migrationsforschung inkonsistent und fragmentarisch Einsatz (Bauder & Juffs, 2020:46f). Bauder und Juffs fassen die Vielzahl an Begriffsauslegungen als „*complex, multi-dimensional, and normative*“ (2020:46) zusammen. Die Autor*innen kritisieren weiters, dass Solidarität in der Wissenschaft primär als eurozentristisch geprägtes Konzept in der Tradition der Aufklärung nach Kant und Hegel Einsatz findet. Solidaritätskonfigurationen hingegen, die als *non-western* gelten, erhalten in Relation wenig Aufmerksamkeit in der Forschungslandschaft (ebend.:47f). Solidarisierung auf Basis von Loyalität, die sich über Gemeinschaftssinn, geteilte Herkunft, Zugehörigkeit, Überzeugungen, Erinnerungen und familiäre Beziehungen entwickelt, wird beispielsweise zur *non-enlightenment* Tradition gezählt (ebend.:49).

Auf der Seite der Aufklärungstradition ist insbesondere der Ansatz der emotional reflexiven Solidarität nennenswert, der nach Hume auf freiem Willen, persönlichen Gefühlen und Wunschvorstellungen basiert. In diesem Zusammenhang werden Solidaritäten in erster Linie als private Angelegenheit dargestellt, die sich über Identifikation, Empathie oder Freundschaft herausbilden (Bauder & Juffs, 2020:50). Anders setzt das Konzept der reflexiven Solidarität rationales Handeln, Orientierung an Gegenseitigkeit und moralische Überzeugungen im Sinne eines kategorischen Imperativs voraus, die Unterstützungsleistungen als tugendhafte Pflicht rahmen (ebend.). Nicht zuletzt kann Solidarität auch als „*world-making processes*“ (Featherstone, 2012:16) gedacht werden, die auf innovativen Formen der Vergemeinschaftung basieren, Potenzial für politische Transformationsprozesse haben und auf deren Basis sich langfristig Subjektivitäten ausbilden können (Bauder & Juffs, 2020:46,51). Um Solidaritäten

in Alltagswelten zu erfassen, wird wiederum auf den Terminus der „*social solidarity*“ (Lahusen & Grasso, 2018:5) zurückgegriffen. Jener Ansatz von Solidarität ist in erster Linie nicht politisch oder altruistisch motiviert, sondern wurzelt auf dem Fundament von Vergemeinschaftung, die sich allgemein durch Gruppenzugehörigkeit und das Prinzip der Gegenseitigkeit auszeichnet (ebend.). Ergänzen lässt sich die Konzeption der sozialen Solidarität näher durch die sozialpsychologische Perspektive der moralischen Identitätsbildung auf Basis kollektiver Zugehörigkeiten (Stets & McCaffree, 2014:333). Jener Einordnung zufolge prägen auch soziale Solidaritäten, die sich primär über normative Motive und positive Emotionen auszeichnen, Subjektivitäten über diverse *Wir*-Vorstellungen. Über gegenseitiges wie auf andere bezogenes Handeln bestätigen sich geteilte Werte und es kommen gegenseitige Fürsorge sowie Gerechtigkeitsvorstellungen zum Ausdruck (ebend.:345). Im Zuge der intersubjektiven Praxis von Solidarisierung findet eine „*mutual identity verification*“ (Stets & McCaffree, 2014:337 Kursivsetzung Autor*innen) statt, die nicht nur unmittelbar *Gemeinschaftsgefühle* stärkt, sondern auch langfristig Basis für kollektive Identitäten und Zugehörigkeitsgefühle darstellen kann (ebend.:341,344).

Als „*moral citizenship of care*“ (2014:399) versucht Schervish solidarische Handlungen und Haltungen von gesellschaftlicher bis interpersonaler Ebene sowohl im öffentlichen als auch im privaten Bereich in einer gemeinsamen Handlungslogik zu erfassen (ebend.). Mit der theoretischen Annäherung über den Staatsbürgerschaftsbegriff werden moralisch motivierte Aktivitäten wie freiwilliges Engagement zum Wohl der Zivilgesellschaft unabhängig von politischer und rechtlicher Staatszugehörigkeit als Praktiken, um Zugehörigkeit alternativ herzustellen, begriffen (ebend.:399,401f). Der soziologische Ansatz, der individuelle Motivationen über solidarisches Handeln *Gutes* zu tun in einen gesamtgesellschaftlichen Kontext einbettet, bietet damit eine nennenswerte Ergänzung.

2.1.2 Unterstützungsnetzwerke in räumlicher & emotionaler Nähe

Interpersonelle Praktiken, die im weitesten Sinne als soziale Solidarität betrachtet werden können, finden dort statt, wo sich Beziehungen auf Augenhöhe entwickeln, wo Unterstützung auf potenzieller Gegenseitigkeit beruht und sich eine Schicht *Wir* als verbindendes Element zwischen einzelne Personen legt (Lahusen & Grasso, 2018:5). Gemeinhin können informelle „*solidarity groups*“ (Lahusen & Grasso, 2018:5) aus persönlicher Verbundenheit wie Freundschaften, Familienstrukturen oder Bekanntschaften, aber auch aus unverhofften Allianzen zwischen sich unbekannten und gleichgesinnten Menschen hervorgehen. Auf Basis jener Zusammenschlüsse entwickeln sich mehr oder weniger organisierte Formationen von ein- oder wechselseitiger Unterstützung, ohne dass diese von den Beteiligten per se als solidarisch wahrgenommen werden. Soziale Solidaritäten, die mitunter ebenfalls auf moralischen Überzeugungen und gegenseitiger Fürsorge beruhen, sind dabei nicht immer trennscharf von der breiteren Rahmung *moral citizenship of care* nach Schervish zu unterscheiden (2014:402f; Lahusen & Grasso, 2018:5).

Wie sich solidarische Unterstützung in der Praxis konkret gestaltet, ist jeweils gruppen- und kontextspezifisch. Für so manche Gruppen von Migrant*innen und Geflüchteten, die im Ankunftsland Marginalisierung erleben, erweist sich der Prozess, soziale Wurzeln am neuen Lebensmittelpunkt auszubilden, sprich sich eine über „*meaningful relationships*“ (Hobbs & Souter, 2020:552) eine sinnhafte Lebenswelt aufzubauen, herausfordernd, untermauern auch Hobbs und Souter (ebend.:551f). Insbesondere dann, wenn wie aktuell im europäischen Kontext dominante Narrative in Ankunftsgesellschaften Geflüchtete kategorisch als *anders* labeln und von „*affinity-based solidarity*“ (Hobbs & Souter, 2020:555), also Solidaritäten, die auf wahrgenommener Homogenität beruhen, ausschließen, steigen die Hürden (ebend.:549f). Die Rolle von Vernetzung und solidarischer Vergemeinschaftung auf lokaler Ebene wird entsprechend als umso bedeutsamer für neuangekommene, geflüchtete Menschen eingestuft (Bauder, 2020:1075). Beziehungsgeflechte, die aus der unmittelbaren, räumlichen Nähe hervorgehen, bezeichnet Bauder als „*place-based relations*“ (Bauder, 2020:1072), die zugleich Katalysatoren für Solidaritäten entlang von Heterogenität darstellen.

Doch es gibt weitere Gründe, weswegen solidarischen Bündnissen im Kontext von Flucht und der Phase des Ankommens eine besondere Bedeutung zukommt, so der Humangeograf Harald Bauder (2020). Zum einen werden hierbei Erfahrungen von gesellschaftlicher und geografischer Entwurzelung tragend. Solidarische Verbindungen können im Idealfall neue soziale Räume schaffen, in denen Austausch, kollektives Handeln und Sich-Zugehörig-Fühlen möglich ist, argumentiert Bauder (2020:1068). Zum anderen können bestehende Lücken in öffentlichen Unterstützungssystemen den Bedarf nach informellen Solidaritäten steigern (ebend.). Dem entgegen stärkt solidarisches Handeln vor Ort die individuelle Handlungsmacht und schwächt potenzielle Exklusionserfahrungen (ebend.:1071f). Im Kontrast dazu gehen soziale Solidaritäten, die sich über virtuelle Räume und emotionale Nähe transnational herausbilden, in den dargestellten theoretischen Auslegungen von Solidarität unter. Dabei nimmt die Vergemeinschaftung über räumliche Distanz in einer globalen Wirklichkeit mit der Zunahme von getrennt lebenden Familien wie der Präsenz digitaler Medien im Alltag neue Dimensionen an (Alinejad & Ponzanesi, 2020:622f; Madianou & Miller, 2012:1).

Im Kontext der (unfreiwilligen) transnationalen Migration haben Solidaritäten über mediatisierte Wir-Gruppen eine besondere Bedeutung inne. Jedenfalls machen Alinejad und Ponzanesi transnationale Vernetzung als ungebrochen wichtiges soziales Bezugsnetzwerk für Diasporagemeinschaften in Bezug auf Identität und Zugehörigkeit aus (2020:623,628). Die Pflege von emotionalen Beziehungen über digitale Medien, die bereits vor der Migration bestanden haben, gehört für Migrant*innen nicht selten zur Alltagspraxis (ebend.:622). Virtuelle Netzwerke gelten dabei als Bestandteil eines transnationalen Alltags, wie Formen von „*digitally mediated care*“ (Alinejad & Ponzanesi, 2020:623), die als Unterstützung erlebt werden. Die Diasporaforscher*innen beschreiben, wie über Migrationsbiografien hinweg Beziehungen und intime Gefühle über räumliche Trennung virtuell aufrechterhalten werden, die für die beteiligten Personen genauso wie ortsbezogene Vergemeinschaftung identitäts- und

zugehörigkeitsstiftend wirken (ebend.:623). Entsprechend entstehen im Kontext von Migration und Flucht intranationale Beziehungsfragmente, die langfristig „*network[s] of belonging*“ (Alinejad & Ponzanesi, 2020:628) bilden und durchaus als portable Solidaritätsnetzwerke eingeordnet werden können (ebend.:622,626). Charakteristisch für intime wie familiäre Fernbeziehungen ist Madianou und Miller zufolge, dass infolge der Trennung Beziehungsverhältnisse wie Machtpositionen und soziale Rollen neu ausgehandelt werden (2012:140ff). In transnationalen Beziehungen wird die Vielfalt von digitalen Kommunikationstechnologien zur sozialen Ressource, um beispielsweise die Realität, weiterhin eine Familie zu haben, mediengestützt zu erhalten (ebend.). Zwischen emotionaler Nähe und physischer Distanz entwickeln sich mitunter im Spannungsfeld von normativen Idealen und moralischer Verantwortung komplexe Unterstützungsformationen, die ein hohes Maß an Kontrolle über die eigenen Gefühle erfordern (ebend.:147f). Jene „*long-distance digitally mediated relationships*“ (Alinejad & Ponzanesi, 2020:626), die für viele unfreiwillig voneinander getrennte Personen langfristig zu einer Normalität gerinnen, haben im Zuge der Pandemie auch gesamtgesellschaftlich an Bedeutung gewonnen.

2.1.3 Solidaritäten als Krisenmanagement

Narrative der Solidarität waren nicht zuletzt in der sogenannten Covid-Krise omnipräsent (Offe, 2021:38ff). Auch historisch betrachtet, spielt die solidarische Organisation der Zivilgesellschaft in Zeiten gesellschaftlicher Krisen oftmals eine tragende Rolle (Della Porta, 2021:113ff). Zugleich werden jene zivilgesellschaftlichen Einsätze an der Schnittstelle zwischen privater und öffentlicher Sphäre zunehmend einer „*NGOization*“ (Della Porta, 2020:939) unterzogen. Dieser Prozess bezeichnet die Professionalisierung von solidarischen Praktiken, die ehemals von informellen Netzwerken und sozialen Bewegungen ausgingen, durch den sogenannten dritten Sektor, wo freiwilliges Engagement verstärkt mit Profit und Marktinteressen verknüpft wird (ebend.:939). Eine Gegenbewegung dessen sieht Della Porta in der zivilgesellschaftlichen Selbstorganisation unter dem Motto: „*bringing about new social ties against perceived disintegration and [...] fuelling a desire of a community to develop in public spaces outside of the working environment*“ (Della Porta, 2020:945). Innovative Solidaritäten entwickeln sich demnach weiterhin aus zivilgesellschaftlichen Zusammenschlüssen, nämlich überall dort, wo sich Menschen gegenseitig unterstützen, um gemeinsam lebenswerte Bedingungen zu schaffen oder wiederherzustellen, argumentiert Della Porta (ebend.). Es handelt sich dabei um Formen solidarischer *Selbsthilfe*, wie sie verstärkt als Reaktion auf Armut und Not im Rahmen von „*everyday emergencies*“ (Della Porta, 2020:945) in Zeiten von abgebauten Wohlfahrtsstaaten und Wirtschaftskrisen hervorgehen. Jene „*less visible actions*“ (Della Porta, 2020:942), die sich nicht um öffentliche Aufmerksamkeit bemühen, finden auch im Schatten der Pandemie statt, so Della Porta (ebend.).

In ähnlichem Zusammenhang führt Federici den Begriff des „*commons*“ (Federici, 2019:184) ein, der „*the creation of social relations and spaces built on solidarity, the communal sharing of wealth, and cooperative work and decision-making*“ (Federici, 2019:183) bezeichnet. Dazu gehört auch die

Herausbildung von „*solidarity bonds*“ (Federici, 2019:185), also Netzwerke innerhalb derer Menschen versuchen, die Reproduktion des Alltags über zwischenmenschlichen Zusammenhalt und Kooperation zu bewältigen (Federici, 2019:184). Jener praktische wie philosophische Ansatz begegnet Alltagskrisen zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit kollektiv und ergänzt sich damit mit feministischen Bestrebungen, einer historisch gewachsenen Feminisierung und gegenwärtigen Individualisierung von Hausarbeit, Sorgearbeit und emotionaler Arbeit entgegenzusteuern (ebend.:178f,184). Diese gesellschaftspolitischen Perspektiven widmen sich ebenfalls der alltäglichen Bewältigung von Isolation, Prekarisierung und mentaler Belastung ohne kollektive Organisation per se an räumliche oder affektive Nähe zu koppeln (Dowling, 2021b:8f; Federici, 2019:180,195). Im Kontext der Pandemie befassen sich auch Gardiner und Fulfer damit, wie infolge von *social distancing* und dem Rückzug in die Privatsphäre während der Covid-19-Pandemie, relationale Solidarität durch einen sprichwörtlichen Entzug ihrer Grundlagen – nämlich Vertrauen, reziproke Verantwortung und öffentliche Räume – neue Formen annehmen kann (Gardiner & Fulfer, 2021:152,155). Denn die Corona-Pandemie habe die Herausbildung von inklusiven Solidaritäten vor praktische, ideologische wie emotionale Herausforderungen gestellt, meinen die Philosoph*innen (ebend.). Beispielsweise haben die Möglichkeiten abgenommen, sich über den eigenen Haushalt hinaus mit räumlich isolierten Personen zu organisieren, genauso wie überhaupt ein geteiltes Interesse und die nötige Vertrauensbasis zu entwickeln, gestaltet sich herausfordernd (ebend.:155).

Viel mehr diagnostizieren Gardiner und Fulfer das Aufleben negativer Affinitäten unter pandemischen Bedingungen, die als angstbasierte und exklusiv in der Privatsphäre gelebte Formen von Zusammenhalt zusammengefasst werden können (ebend.:155). Folglich lässt sich auf eine weitere Facette sich zuspitzender intersektionaler Ungleichheit in Bezug auf Solidarisierung und soziale Vernetzung schließen, die in Zeiten von Lockdowns insbesondere für die verletzlichsten Gruppen lebenswichtig waren (ebend.:156f). Öffentliche Gesundheit als „*relational solidarity*“ (Gardiner & Fulfer, 2021:155) neu zu denken, wäre die notwendige Konsequenz angesichts der anhaltenden sozialen Distanz in einem *new normal* (ebend.:152). Konzeptionen relationaler Solidarität, die soziale Ungleichheiten wie innergesellschaftliche Unterschiede mitberücksichtigen, stellen im Sinne von nachhaltiger Gesundheitsvorsorge nach einem Umverteilungsprinzip über die Pandemie hinaus eine Grundlage für die Formel „*survival, safety and security*“ (Kenny *et al.*, 2010:10) dar (ebend.; Gardiner & Fulfer, 2021:158). Ebenfalls Dimensionen wie Fürsorge, soziale Sicherheit sowie Glück und Lebensqualität gilt es dabei einzukalkulieren (ebend.:159). Entwürfe für zukunftsfähige Solidaritäten wären den beiden Philosoph*innen zufolge über kollektive Bündnisse denkbar, die Zusammenhalt entlang der Größen Autonomie, Gerechtigkeit und intersektionale Unterschiede relational ausgestalten (ebend.:155).

Auch wenn relationale Ansätze von Solidarität für die öffentliche Gesundheit gesamtgesellschaftliche Relevanz hätten, blieb Bewältigungsarbeit in der Pandemie bislang vielfach der individuellen Vergemeinschaftung, persönlicher Vernetzung und damit der informellen Selbstorganisation überlassen

(Della Porta, 2021:222ff; Gardiner & Fulfer, 2021:155; Laufenberg & Schultz, 2021:76ff). Darüber hinaus wurden Solidaritätskonfigurationen einem ungelösten Widerspruch ausgeliefert oder viel mehr vor neue Rahmenbedingungen gestellt: „*that is, our physical health is vulnerable to the new virus, while our mental wellbeing is vulnerable through increased isolation*“ (Gardiner & Fulfer, 2021:157). Umso mehr gilt es, selbstorganisierte Unterstützungsnetzwerke der Gegenwart näher unter die Lupe zu nehmen.

Exkurs | Operationalisierung: von Solidaritäten zur Unterstützung

Während Solidaritätsfigurationen den theoretischen Ausgangspunkt für die Konzeption dieser Arbeit darstellten, wurde das latente Forschungsinteresse, das sich mit Formen der Solidarisierung und Bewältigung im Kollektiv beschäftigt, empirisch breiter ausgelegt. Für die Operationalisierung des Erfahrungsspektrums von kollektiver Solidarität bis individueller Handlungsstrategien wurde der Forschungsschwerpunkt über den Begriff der *Unterstützung* angenähert. Um zu erfassen, welche solidarischen Beziehungen, Netzwerke und Handlungen für teilnehmende Frauen zur Alltagsbewältigung in der Pandemie zählten, wurde nach der Rolle von Unterstützung im Alltag gefragt. Der Begriff der Unterstützung oder im Englischen *support* erschien wesentlich offener, neutraler und praktikabler an Teilnehmer*innen zu kommunizieren als der der Solidarität.

Unter Unterstützung sollte sich der subjektive Bezug zu sozialen Beziehungen wie Handlungsstrategien noch umfassender anbahnen lassen. Denn Unterstützung beinhaltet positive Auswirkung auf das individuelle Wohlbefinden und ist zugleich an einen Bedarf geknüpft (Lamla, 2014:814). Diverse unterschiedliche Interaktionen auf materieller, praktischer (wie Pflege, Beratung, ...), symbolischer oder emotionaler Ebene können hier impliziert sein (ebend.). Unterstützung wird entsprechend stets in einem Kontext erlebt und ist anlassbezogen. Im Idealfall wird von einem positiven Effekt von Unterstützung ausgegangen, wobei auch negative Nebeneffekte (wie Schuld, Abhängigkeiten, ...) nicht ausgeschlossen sind (ebend.). Ohne im Vorfeld den persönlichen Stellenwert von Solidaritäten für die Befragten vorauszusetzen, sollte das Spektrum um sozialen Zusammenhalt und Bewältigungsarbeit explorativ untersucht werden.

2.2 *Bordering* – translokale, intersektionale Unterscheidungsprozesse

2.2.1 Makroebene

Soziale Trennungslinien legen die Basis für exklusiven Zusammenhalt, Versperren den Zugang zu Solidaritätsbündnissen genauso wie sie Bedarf für alternative Unterstützungsinfrastrukturen hervorrufen (Yuval-Davis *et al.*, 2019:3). Über Prozesse der Differenzierung werden kontinuierlich Grenzen zwischen Menschen gezogen, die über Staatsbürgerschaft und etliche weitere exklusive Kriterien kollektive Zugehörigkeit und Identität herstellen, indem sie anderen das Recht auf Teilhabe,

Anerkennung und Ressourcen absprechen (Benhabib, 2004:166f; Fraser, 2000:118; Yuval-Davis *et al.*, 2019:1f). In diesem breiten Zusammenhang positionieren Yuval-Davis *et al.* das Konzept des *bordering*, das auch in der vorliegenden Arbeit Einsatz findet (ebend.). Die Autor*innen fassen dabei die normativen Unterscheidungsprozesse zusammen, die auf globaler, nationaler wie lokaler Ebene stattfinden und als „(...) *principal organising mechanism in constructing, maintaining, and controlling social and political order*“ (Yuval-Davis *et al.*, 2019:5) fungieren. Jene Grenzziehungen gehen auch mit *ordering* durch Strukturen sozialer Ungleichheiten und *othering* als affektive Unterscheidung über soziale Differenzkategorien zwischen *us* und *them* einher (ebend.:3,6). Dabei operieren Systeme des *bordering* räumlich wie virtuell und sind in ihrer Form beweglich. Sie dienen dem Zweck, „*hegemonic social imaginaries*“ (Yuval-Davis *et al.*, 2019:3) entlang von kollektiven Identitäts- und Zugehörigkeitskonstruktionen zu reproduzieren (ebend.:7). Auf diese Weise prägen kontinuierliche, fluide wie mobile Grenzziehungen die Rechte und Möglichkeiten zu Lebensbedingungen von Einzelnen wie sozialer Gruppen explizit wie latent, argumentieren Yuval-Davis *et al.* (ebend.:18ff).

Besonders offensichtlich werden Mechanismen des Grenzziehens gegenwärtig in lokalen Dynamiken urbane Gebiete und Großstädte, in ungeschriebenen Hierarchien und normalisierten Praktiken (Yuval-Davis *et al.*, 2019:18,25ff). Interaktionen in sozialen Räumen werden dabei von sozialen Kategorien geprägt, unter denen Gender, Migration und Ethnizität zu den Präsentesten gehören, die in Lebenswelten auf unterschiedliche Weise benachteiligend zusammenwirken können. (Anthias, 2020:74f; Massey, 1994:164; Tomlinson, 2010:294). Erfahrungen vielschichtiger Ausgrenzung in neuen wie historischen Formen werden in diesem Kontext mitunter als „*slow violence*“ (Dajani, 2021:64) bezeichnet, eine Gewaltform, die sowohl soziale Räume reguliert als auch Lebensrealitäten zeichnet (ebend.). Systematische Ausgrenzungsprozesse unter kapitalistischen Verhältnissen bedeuten darüber hinaus, dass Menschen Zugang zu geteilten Räumen, materiellen Ressourcen oder gefühlter Akzeptanz verwehrt bleibt (Anthias, 2020:74f; Yuval-Davis *et al.*, 2019:7ff). Jene multidimensionalen Marginalisierungsprozesse, wirken sich auf die körperliche, ökonomische, soziale wie psychische Lage von betroffenen Individuen aus und bekommen damit auch einen sozialpsychologischen Charakter (Fortier, 2021:2f; Vollmer, 2021:8f). Insbesondere dann, wenn die Narrative der Grenzpolitik über soziale Konstruktionen von *others*, entlang von Merkmalen wie Migrationsstatus, Gender, Ethnizität einerseits und Nationalismen, Rassismen wie Ängsten andererseits verlaufen (ebend.:9). Formale Zugehörigkeit als Grenzmarker in Form von Staatsbürgerschaft überträgt sich weiter auf eine affektive Ordnung von sozialem Teilhabe, nationaler Identität, politischer Mitsprache, kollektiver Geschichte und institutionellen Strukturen (Fortier, 2021:211f).

Die Tragweite nationalstaatlicher Regulierungen spannt sich dabei vom legitimen Anspruch auf kollektive Gemeinschaftsgefühle zu standardisierten Voraussetzungen für ein *gutes* Leben (Fortier, 2021:207,212). Fortier zieht daraus die Bilanz: „*Documents, language requirements and the promise of happiness combine in reifying citizenship as the ultimate but ultimately deferred object of desire*“

(2021:207). Demnach werden alternative Zugehörigkeiten, hybride Identitätskonzepte oder Mehrsprachigkeit in Unterscheidungsmarker umgemünzt und erfahren innerhalb eines nationalstaatlichen Grenzregimes normative Entwertung (ebend.:209). Sich zugehörig fühlen zu dürfen, wird in Europa besonders Migrant*innen ethnischer und religiöser Minderheiten wie Geflüchteten abgesprochen, die sich mit einem „*cruel optimism to citizenship*“ (Fortier, 2021:207) begnügen müssen. Analog dazu ist der aktuelle Diskurs um die Verteidigung der europäischen Außengrenzen eng mit jenem um die *Migrations-* oder auch *Flüchtlingskrise* verstrickt (Yuval-Davis *et al.*, 2019:10,17f). Die Bedeutung von Grenzziehungen und Grenzschutz wird dabei in einen Rahmen nationaler Sicherheit zementiert, doch geht weit über die Überwachung der Landesgrenzen hinaus (ebend.:2; Vollmer, 2021:7f). Abgrenzung hallt im Narrativ der *unerwünschten* Migrant*innen wider, die nicht nur vom Eintreten in das Land gehindert werden, sondern auch über latente Differenzkonstruktionen unsichtbare doch wirkungsvolle Barrieren in der Zivilgesellschaft aufziehen (Yuval-Davis *et al.*, 2019:98; Vollmer, 2021:9). *Bordering* findet dabei latent wie systematisch über soziale Hierarchien, Machtstrukturen und Ungleichheiten statt, verläuft entlang von sozialen Kategorien, die stets in historischen und politischen Kontexten fußen (Yuval-Davis *et al.*, 2019:167; Vollmer, 2021:9). Entsprechend verändern Grenzlinien ihren Verlauf, die Bemessungsgrundlage und ihre Bedeutungen in Ort und Zeit und gelten nicht für alle gleichermaßen (Anthias, 2020:82; Vollmer, 2021:8).

Im Zusammenhang von *othering* als *ordering* nimmt Sara Farris „*In the Name of Women's Rights*“ (2017) die intersektionale Differenzierung entlang von migrantischen Arbeitskräften in Europa näher unter die Lupe. In einer Logik der Differenz wird die Beschäftigung von als *other* markierten Frauen in unterbezahlten Sektoren in einem segregierten Arbeitsmarkt als emanzipatorischer Schritt gerahmt, aber nicht gleichermaßen für Mitglieder der Ankunftsgesellschaft gilt (ebend.: 143f). Eine verwandte Facette untersucht Tomlinson anhand von Erfahrungen der Freiwilligentätigkeit geflüchteter Frauen in Londoner Vereinen, für die sich der Zugang zu bezahlter Arbeit bislang schwierig gestaltete (Tomlinson, 2010:291f). Es zeigt sich, dass Volontariate für von Tomlinson befragte Frauen, die aktiv nach Handlungsräumen suchten, zwar die Möglichkeit eröffneten, soziale Isolation zu durchbrechen, doch nur selten zu nachhaltiger Berufstätigkeit weiterführten (Tomlinson, 2010:292). Aus diesen Perspektiven erweist sich die vermeintliche Inklusion marginalisierter Gruppen durch Erwerbstätigkeit im Niedriglohnsektor oder über Freiwilligendienste als unterschwelliger Bestandteil von Prozessen des *bordering*, die in ihrer neoliberalen Ausformung nicht die Kontrolle, aber die Verantwortung an betroffene Individuen und lokale Gemeinschaften abgeben (Dajani, 2021:67ff; Tomlinson, 2010:292).

Jene Exklusionslogik verdoppelt sich innerhalb von einer Leistungslogik, in der der Beitrag durch produktive Arbeit vielfach an Unterstützungsleistungen gebunden ist und jene, die ihre *Bringschuld* nicht begleichen (können), weniger Ansprüche stellen können (Foroutan, 2019:99). Analog dazu weist Foroutan auf eine Zunahme von struktureller Benachteiligung für als migrantisch markierte Personen

im deutschen Kontext⁴ sowohl im Bildungssystem als auch am Arbeitsmarkt hin (ebend.:84,87). Chancengleichheit überführt sie genauso wie die Umsetzung von Gleichbehandlung weiterhin als Illusion (ebend.:88). Stattdessen verweist Foroutan auf massive Diskrepanzen, die genderspezifisch für Frauen sowie für Migrant*innen auf Basis von ethnischer oder konfessioneller Zugehörigkeit fortbestehen (ebend.:88f). Über die sozio-ökonomische Schneide von Bildung und Erwerbstätigkeit hinaus tragen der Sozialwissenschaftlerin zufolge ebenso kulturelle und religiöse Anerkennungsdefizite dazu bei, „gesellschaftliche Differenz- und Dominanzverhältnisse“ (Foroutan, 2019:92) zu erhalten. Die „normative Paradoxie“ (Foroutan, 2019:109) dessen liegt nach Foroutan in der folgenden sozialen Dynamik: Je mehr Ansprüche im Sinne der Gleichberechtigung von benachteiligten Personengruppen eingefordert werden, desto stärker erlebt jene Bevölkerungsgruppe Ablehnung und Barrieren (ebend.:108f). Eben solche Paradoxien zeichnen sich auch mit Blick auf das Pandemiemanagement, über die Differenzierung von *systemrelevanter* Arbeit oder in Bezug auf *vulnerable Gruppen* ab (Avlijaš, 2021:236f; Laufenberg & Schultz, 2021:93f). Deutlich wird dabei, dass der Grenzmechanismus fehlender Anerkennung auf gesellschaftlicher Ebene mit einem mangelhaften Solidaritätsmechanismus für Umverteilung innerhalb von Nationalstaaten einhergeht, um Menschen in vulnerablen Situationen adäquat zu schützen und zu unterstützen (Dona, 2021:907f; Fraser, 2000:119; Gardiner & Fulfer, 2021:155; Yuval-Davis *et al.*, 2019:7ff). Eine Debatte, wie sie in der Logik der pandemischen Grenzordnung außen vorgelassen wird.

2.2.2 Mikroebene

Neben Grenzziehungen über institutionalisierte wie strukturelle Prozesse auf Makroebene führen Yuval-Davis *et al.* den Begriff des „[e]veryday intersectional bordering“ (2019:24) ein, der den Fokus auf die Grenzpolitik in lebensweltlichen Mikrokosmen lenkt. Um *Grenzziehungen* in Alltagswelten über zwischenmenschliche Praktiken und subjektive Perspektiven nachzuvollziehen, legen Yuval-Davis *et al.* die Brille der „everyday, situated intersectionality“ (2019:4) nahe. Der Blickwinkel berücksichtigt die vielschichtigen Effekte sich intersektional überlagernder Differenzkategorien in den Alltagskontexten, in denen sich Individuen bewegen (ebend.:27). Die Situierung ist in diesem Sinne ein Versuch, das Konzept der Intersektionalität analytisch auf einen bestimmten Zusammenhang bezogen einzusetzen. Denn: „What gender, ethnicity, class, disability, citizenship, age and so on *do* to each other is variable, depending on the salience of each one at points in time and place“ (Anthias, 2020:84, Kursivsetzung Autor*in).

Dabei geht Anthias mit ihrem Ansatz der „translocal positionalities“ (Anthias, 2020:85) noch einen Schritt weiter. Die Soziologin schlägt vor, Erfahrungen intersektionaler Differenz in „societal arenas“⁵

⁴ Aufgrund von Lücken in der Literatur zu Migration, Flucht und Ungleichheiten in Österreich wird zum Teil auf Befunde aus dem Nachbarland Deutschland zurückgegriffen.

⁵ Anthias argumentiert hier, dass die Markierungen entlang von sozialen Kategorien in unterschiedlichen sozialen Sphären – unterschieden werden näher „organisational settings, and different intersubjective, experimental and representational features“ (Anthias, 2020:86f), die an Ort und Zeit gebunden sind (ebend.).

(Anthias, 2020:86) wie der Alltagsrealität mit ihren spezifischen Anforderungen zu betrachten, die sich in einer globalen Welt jedoch weit über eine lokale Situiertheit hinaus spannen können (ebend.:74f). Ein solcher „*dialogical and multi-level framework*“ (Anthias, 2020:64) schafft damit einen Ausgangspunkt, der sich über gelebte Erfahrungen an einem räumlich definierten Standort gekoppelt an eine gesellschaftliche Positionierung hinausbewegt. Eine dialogische Brille auf mehr als einen Ort, eine soziale Position und Identität zu richten, lässt zu, potenziell neue, intersektionale und ambivalente Konstellationen offenzulegen, welche anderenfalls übersehen würden, argumentiert sie (ebend.:88f). Das Konzept der Translokalität wird in dieser Arbeit sowohl auf die zwei lokalen Kontexte London und Wien während der Pandemie als auch auf die Lebenswelt der befragten Personen mit mindestens zwei Referenzpunkten in Herkunfts- und Ankunftsland bezogen.

Auf Mikroebene, wo sich *bordering* unmittelbar auf lokale Lebensrealitäten auswirkt, ist im Zusammenhang mit Strategien zum Umgang mit Benachteiligung und Exklusion von *agency*, also Handlungsmacht, die Rede (Anthias, 2020:83ff). *Agency* kann beispielsweise im Widerspruch zu einer dominanten sozialen Ordnung der Ankunftsgesellschaft und zugehörigen Grenzziehungen stehen, wenn sich Subjektivitäten entgegen oder fern der ihnen zugeordneten Position in einer Gesellschaft positionieren (ebend.:85). Nach dieser theoretischen Auffassung lassen sich vielseitige Aspekte der Selbstrepräsentation von kontroversen Narrativen und Handlungen innerhalb konkreter Beziehungen wie Lebenswelten analytisch verstehen (ebend.:83). In der gesellschaftlichen Arena der Alltagswelt ist das auf intersubjektiver Ebene beispielsweise der Fall, wenn sich Frauen und Männer in der Arbeitsteilung über tradierte Genderrollen hinausbewegen, Migrant*innen die gleichen Rechte wie Staatsbürger*innen einfordern oder Personen in vulnerablen Positionen in der Pandemie Unterstützungsarbeit leisten (ebend.:86f).

Auch in Bezug auf die Intersektionalitäten um Flucht, Asyl und Gender stellt sich die Frage nach Auslegungen von *agency* und Handlungsstrategien vor den *Grenzziehungsprozessen* stereotypischer Fremdzuschreibungen im Alltag. Begonnen mit Befunden zu Asylprozessen, wo komplexe, individuelle Erfahrungen weniger *glaubwürdig* gelten als Narrative homogener Stereotype über Opferrollen und Bedürftigkeit, lässt sich eine Schnittstelle theoretisch abstecken (Fritsche, 2012:366; Giametta, 2017:24f). Der Umgang mit Spannungen zwischen gesellschaftlichen Erwartungen und Lebensrealitäten erfordert strategische Identitäts- und Darstellungsarbeit. Dasselbe gilt für internalisierte Rollenkonflikte (Fritsche, 2012:366). Qualitative Studien zu Erfahrungen von Asylwerbenden in England und Österreich zeigen auf, dass kontroverse Anforderungen von außen gleichzeitig strategische Aufrechterhaltung oder Reparatur der eigenen Würde und *agency* nach innen unabdinglich machen (Fritsche, 2012:385; Giametta, 2017:22). Es lässt sich folgern, dass sich der Rückgriff auf sogenannte „*border management techniques*“, (Giametta, 2017:22) nicht nur auf das Asylverfahren beschränkt, sondern auch im Alltag Einsatz findet, um mit genderspezifischen Zuschreibungen in Ankunftsgesellschaften umzugehen. Anhand des homogenisierten Image von

refugee women umreißt Hajdukowski-Ahmed die problematische Konstruktion einer ahistorischen, unpolitischen und traumatisierten Figur, während die eigenen Narrative von Frauen mit Fluchtgeschichte selten Gehör bekommen (2009:52). Für Frauen mit Asylstatus ergeben sich im Zuge intersektionaler Grenzziehungen kontroverse Situationen, die von Abgrenzung gegenüber medialer Repräsentationen bis zu dem Einfordern realer Chancen für gesellschaftliche Partizipation reichen (Krause, 2022:29-31; Hajdukowski-Ahmed *et al.*, 2009:18). Eine mehrfach marginalisierte Positionierung mitunter dazu, dass betroffene Individuen gefragt sind, Handlungsstrategien zu entwickeln, um lebensweltlich konstruierte Grenzen zu überqueren, sich über *bordering* hinweg zu verständigen oder zu solidarisieren (Yuval-Davis *et al.*, 2019:26f). Der Umgang mit subtilen Barrieren, Ungleichheiten sowie Anerkennungsdefiziten geht in diesem Sinne fließend in Alltagsbewältigung über (Foroutan, 2019:97,104,129; Yuval-Davis *et al.*, 2019:25). Auf diese Weise bewegen sich als Migrant*innen markierte Personen – darunter Frauen mit Asylstatus – durch unaufgelöste Konflikte zwischen Selbstverortung und Fremdzuschreibungen sowie anderen Mikrofacetten intersektionaler Grenzziehungen (Foroutan, 2019:126; Yuval-Davis *et al.*:24).

Foroutan, die sich eingehend mit der subjektiven Erfahrung von Ambivalenzen um die eigene soziale Position infolge von Migrationsgeschichten beschäftigt, argumentiert, dass gesellschaftliche Ausgrenzung mitunter internalisiert wird. Der Wunsch nach Zusammenführung von Selbst- und Fremdbild kann weiters zu innerlichen Konflikten führen, die Gefahr laufen, destruktiv gelöst zu werden (Foroutan, 2019:126). Eine gegenläufige Dynamik im Umgang mit sozialen Grenzen in Form von Diskriminierung wie Aufstiegsverweigerung stellt die Hybridisierung von Identitäten dar (ebend.:121f,145). Der Kompromiss, sich über Grenzkonstruktionen hinweg hybride mehr als einem sozio-kulturellen Referenzsystem oder lokalen Kontext zuzuordnen und die soziale Position zu wechseln, steigert jedoch auch die Ambiguität (ebend.:125ff). Der konstruktive Umgang mit ambivalenten Zuschreibungen, Mehrfachverortung sowie Hybridität erfordert demnach eine hohe „*Ambiguitätstoleranz*“ (Foroutan, 2019:120 Kursivsetzung Autor*in). Das heißt so viel wie ein großes Maß an Flexibilität zu entwickeln, um sich zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontexten zu orientieren, wie Rollen laufend zu wechseln, kurzum, mit Widersprüchen, Vieldeutigkeit und Unsicherheiten zu leben (ebend.:128). Eine Eigenschaft, die sich als wertvolle Fähigkeit in einer pluralen Gesellschaft aber auch entfremdende Belastung entpuppen kann (ebend.:127f). Dennoch sollen Selbstpositionierungen in der vorliegenden Arbeit nicht auf Kompensationsversuche von Fremdbildern reduziert werden. Selbstdarstellungen und -einschätzungen werden vielmehr als komplexe Reflexionen verstanden, die sich relational innerhalb von Kontexten, Beziehungen und Handlungsmustern in immer wieder neuen Konstellationen formieren (Anthias, 2020:88f).

2.3 *Re-Selving*, Gefühle & Orte – individuelle Bewältigungsstrategien

2.3.1 Dialogische Identitätskonstruktionen

Strategien subjektiver Bewältigung, wie sie für den Umgang mit Ausnahmesituationen aller Art herangezogen werden können, lassen sich über dialogische Ansätze der Identitätskonstruktion ableiten. In Anlehnung an Anthias' Konzept der Translokalität ist von zunehmend komplexeren Identitäten auszugehen, die sich in einer globalen wie mobilen Wirklichkeit herausbilden (Anthias, 2020:179ff). Insbesondere vor dem Hintergrund der unfreiwilligen Migration verweisen Forschungen, die sich eingehend mit subjektiven Erfahrungen von Flucht und Entwurzelung beschäftigen, auf die Bedeutung von Identitätsentwicklung für individuelle Bewältigungsarbeit. Psychosoziale Prozesse steuern jedoch vielseitiger Brüche in die Biografie durch Ortswechsel, entfremdenden Erlebnisse durch „*everyday bordering*“ (Yuval-Davis *et al.*, 2019:17), aber auch kollektiven Ausnahmezuständen subtil entgegen (siehe Anthias, 2020; Hajdukowski-Ahmed *et al.*, 2009; Mahmud, 2021; Tomlinson, 2010). Dabei wird davon ausgegangen, dass sich Selbstbilder, Subjektpositionierungen, Handlungsfähigkeit und psychische Gesundheit über Sozialisation innerhalb historischer Zusammenhänge, die von sozialen Kategorien wie Gender gezeichnet wird, ein Leben lang weiterentwickeln (Hajdukowski-Ahmed, 2009:28f; Fritsche, 2012:364). In diesem Sinne sind Bewältigungsstrategien in Biografien und Identitäten verwurzelt, die über ein Hier und Jetzt hinausreichen. Denn wie Hajdukowski-Ahmed in einer interdisziplinären Brille auf Gender und Flucht bemerkt, sind Frauen mit Asylstatus keine *unbeschriebenen Blätter* (ebend., 2009: 39). In erster Linie ist hier *agency* gefragt, die als Motor für selbstbestimmtes Handeln verstanden wird.

In jedem Fall ist die individuelle Bewältigung von Krisensituationen im Alltag an die Aktivierung von Handlungsmacht und die Vergrößerung von Handlungsspielraum gekoppelt. Selbst um sich durch potenziell begrenzte Handlungsspielräume in Ankunftsgesellschaften zu bewegen, braucht es Strategien, die ein positives Selbstbild und das eigene Selbstbewusstsein stärken, damit bestehende Möglichkeiten im Sinne größtmöglicher Selbstbestimmung ausgeschöpft werden können, so Koopmann (2022:139). Und damit führt die Frage nach der eigenen Handlungsmacht weiter zur Frage nach Identitäten. Um Identitätskonstruktionen innerhalb mitunter limitierter Handlungsspielräume, ungleicher Machtverhältnisse sowie Diskontinuitäten relational zu erfassen, zieht Hajdukowski-Ahmed einen dialogischen Ansatz der Identitätsentwicklung heran (2009:36,44,53). Die Professorin für *Women's Studies* bezieht sich in ihrer theoretischen Rahmung von „*dialogism*“ (2009:31) auf ein interdisziplinäres Konzept mit sozialpsychologischer, feministischer wie kulturtheoretischer Prägung (ebend.:29ff). Dialogische Identitäten werden demnach als prozesshafte, vielschichtige Gestalten innerhalb von „*multidimensional and discontinuous realities*“ (Hajdukowski-Ahmed, 2009:28) begriffen (ebend.:30ff). Multiple *Ich*-Positionen entwickeln sich dieser Konzeption zufolge ein Leben

lang und über Räume, Kulturen und Zeit im Austausch mit Diskursen, Beziehungen und Umwelten hinweg (ebend.:36f,42).

Unter veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen können sich dabei verschiedene Stimmen in einem *Ich* herausbilden, die Widersprüche, Konflikte und Ungereimtheiten hervorrufen, welche ein Subjekt mit sich, aber auch mit der sozialen Umwelt im Verlauf der eigenen Biografie aushandelt (Hajdukowski-Ahmed, 2009:37). Dialoge können sich sowohl zwischen Kontrasterfahrungen von *hier* und *dort*, *damals* und *heute*, *innen* und *außen* entwickeln, sowie zwischen unterschiedlichen *Ich*-Konzeptionen in Form von Reflexion wie Kontroversen in einem Selbst (ebend.:46). Über den dialogischen Ansatz lassen sich ebenfalls Strategien der Bewältigung von einschneidenden Erlebnissen – nicht nur in Bezug auf die Fluchterfahrung selbst – entlang von den drei folgenden Konzepten erfassen (ebend.:28f):

- 1) „*selving*“ (Hajdukowski-Ahmed, 2009:36)
- 2) „*de-selving*“ (Hajdukowski-Ahmed, 2009:37)
- 3) „*re-selving*“ (Hajdukowski-Ahmed, 2009:37)

Als *selving* wird die fortlaufende Entwicklung der eigenen Identität als soziokultureller Prozess entlang eines Lebenslaufs bezeichnet, die durch die Gewichtung und Veränderung von Machtverhältnissen geprägt wird (ebend.:36f). Entwicklungsprozesse des *selving* entstehen „*in relationship to their historical and personal context, past ‘Me’ identities, location, national and transnational legal systems, citizenship, social and cultural environment, all informed by gender*“ (Hajdukowski-Ahmed, 2009:37). Dem *selving* entgegen stehen Erfahrungen des *de-selving*. *De-selving* umfasst Verläufe, die zum schrittweisen Entgleiten von *agency* im Rahmen des eigenen Selbst führen. Im Fluchtkontext kann *de-Selving* über fehlende Anerkennung in einer neuen Umwelt, negative Fremdzuschreibungen sowie Diskriminierung stattfinden (ebend.:37ff). *De-selving*, genauso wie einschneidende Veränderungen im Alltag oder das Durchleben unbekannter Situationen führt wiederum zu Versuchen des *re-selving* (ebend.). Unter Letzterem versteht Hajdukowski-Ahmed das Wiedereinfordern von *agency* und Selbstbestimmung. Darunter fallen all jene Narrative und Handlungsstrategien, die die eigene Würde stärken und das eigene positive Selbstbild widerstandsfähig machen. *Re-selving* kann dabei mitunter kreative, unzusammenhängende oder widersprüchliche Narrative und Praktiken beinhalten (ebend.:41,49f,53).

In Anlehnung an Hajdukowski-Ahmed's Konzept des *re-selving* lassen sich auch individuelle Bewältigungsstrategien breit als Praktiken, die das eigene Selbstvertrauen steigern, die Handlungsmacht erweitern und ermöglichen, das Leben weitgehend in der Hand zu haben, definieren (ebend.:49f). Individuelle Handlungsansätze und *Ich*-Positionen sind jeweils subjektiv und kontextspezifisch eingebettet in den Ort-Zeit-Dimensionen zu betrachten, in denen sie entstehen. In Strategien des *re-selving* erscheint das (Wieder-)herstellen des eigenen Wohlbefindens und Sicherheitsgefühls von besonderer Bedeutung (ebend.:42). In Alltagswelten kann der Rückgriff auf Vertrautes und Bekanntes,

seien es materielle Bezüge oder andere Kulturpraktiken, hierfür eine Rolle spielen (ebend.). Weiters ist *agency* als das Einfordern von Definitionsmacht, Konstruktionen von Kontinuität und Normalität im eigenen Leben mitzubestimmen, nicht zu unterschätzen. Die (Wieder-) Herstellung von Kontinuität über biografische Brüche und Ausnahmesituationen hinweg bedarf mitunter einfallsreicher Narrative und Neukonzeptionierungen der eigenen Geschichte (Fritsche, 2012:385). Normalzustände sind in der Logik kapitalistischer Gesellschaften zudem vorrangig von finanzieller wie materieller Sicherheit und damit von Lebensverhältnissen, beruflichen Rollen und sozialen Perspektiven abhängig (ebend.:371). Insbesondere Spiritualität als Form der mentalen Bewältigung wird oft übersehen, so Hajdukowski-Ahmed (2009:52). Auch Glaube und Religiosität, die als strategischer Faktor im Begegnen von Herausforderungen oder bei der Stabilisierung einer real instabilen Lage gelten, können auf individueller Ebene tragend werden (Krause, 2022:33). Formen psychischer Bewältigung, die sich auf ein transzendentes Prinzip berufen, können in Ausnahmeständen dialogisch dazu verhelfen, Normalität und Handlungsmacht zurückzugewinnen. Jedoch bedeuten spirituelle Narrative eine ahistorische Verortung der Subjekte, die von den Wurzeln des zu bewältigenden Problems hinwegsehen (Hajdukowski-Ahmed, 2009:52).

Auch Hoffnung rückt in der Palette von Bewältigungsstrategien oftmals in den Hintergrund und kann mit Annäherungen an die sozialen Bedeutungen des Hoffens, die Ismail zusammengetragen hat, betrachtet werden. Ismail findet mindestens drei relevante Ansätze, die Hoffnung für die individuelle Bewältigung haben kann: Demnach kann Hoffen als Möglichkeitsdenken im Unterschied zur Orientierung an Wahrscheinlichkeiten eine „mentale Brücke zu Zielen“ (Ismail, 2021:22) sein, die in der Zukunft angestrebt werden. Ebenso kann eine hoffnungsvolle Ausrichtung schlicht einen Lebenswillen erhalten (ebend.:28). Genauso verhelfen Hoffnungen zur Geduld, um schwer erträgliche Situationen besser auszuhalten oder um sich von Gefühlen der Angst loszusagen (ebend.: 25f;28).

2.3.2 Emotionale Zugehörigkeitskonstruktionen

Der Zugang zu sicheren Orten oder sich zu Hause sicher fühlen zu können wie Bedingungen, die die Herausbildung von Zugehörigkeitsgefühlen erlauben, lassen sich als mikroskopische Größen struktureller Ungleichheit begreifen. Sie verweisen weiters auf die Bedeutung von emotionalen Bewältigungsstrategien, im Fall, dass Individuen jene Bedürfnisse verwehrt werden. Der affektiven Dimension von Bewältigung, die nicht zuletzt für die mentale Gesundheit ausschlaggebend ist, werden in der Fluchtforschung wie in der Mikrosoziologie wenig Raum eingeräumt (Mahmud, 2021:8f). Allen voran lässt sich die vielzitierte soziologische Perspektive nach Hochschild anführen, die von einem „*emotion-management*“ (1979:572) ausgeht. Die Soziologin befasst sich mit Formen emotionaler Kontrolle, die zum Einsatz kommen, um Gefühle an soziale Erwartungen und normative Rahmenbedingungen entlang sogenannter „*feeling rules*“ (Hochschild, 1979:566), die in einem sozialen Kontext vorherrschen, anzupassen, beispielsweise durch Unterdrückung oder Vortäuschung von Befindlichkeiten (ebend.:561,566; Mahmud, 2021:11f). Gefühlswelten tragen demnach in

gesellschaftlichen Zusammenhängen entscheidend dazu bei, Unterschiede wie Zugehörigkeiten zu reproduzieren und gesellschaftliche Ordnung zu erhalten, zu verändern oder wiederherzustellen (Hochschild, 1979:561,566).

Umgekehrt können Emotionen auch dazu eingesetzt werden, um subjektiv mit wahrgenommener Benachteiligung umzugehen und dabei normativen Erwartungen entgegenlaufen, lässt sich folgern. In „*Cultural Politics of Emotion*“ befasst sich Ahmed tiefgreifender mit dem komplexen Verhältnis von Emotionen und sozialen Normen in Bezug auf Unterordnung und Ungerechtigkeit (Ahmed, 2014:4,12). Gefühle sind demnach sowohl in soziale Hierarchien und Machtverhältnisse verstrickt als auch an eine Vielzahl sozio-kultureller Bedeutungen und Werte geknüpft (ebend.:4,9). Emotionen werden dabei genauso in zwischenmenschlichen Interaktionen geformt und prägen das individuelle und kollektive Handeln, wie sie die Gesinnung und Vorannahmen gegenüber anderen Menschen beeinflussen (ebend.:4,10f). Kurzum, Affekte haben in der Herausbildung von moralischen und normativen Überzeugungen wie Handlungsmotiven eine wesentliche, doch oft übergangene Rolle inne, argumentiert Ahmed (ebend.:193ff). Affektive und rationale Vorstellungen laufen ebenfalls zusammen, wenn es um Auslegungen von sozialer Gerechtigkeit versus Ungerechtigkeit geht. Zum Beispiel was das Recht auf Zugehörigkeit, Schutz und den Zugang zu sicheren Räumen nach der Flucht anbelangt. Gleichfalls ist emotionale Arbeit im Spiel, wenn es um die Bewältigung von erlebten Auswirkungen der Covid-19-Pandemie in der eigenen Lebenswelt geht.

Wie Gefühle mit Zugehörigkeit und damit mit mentalem Wohlbefinden in Zusammenhang stehen, damit befasst sich Mahmud aus soziologischer Perspektive in seinem Buch „*Emotions and Belonging in Forced Migration*“ (2021). In Folge von Entwurzelung Zugehörigkeiten neu zu entwickeln oder bestehende zu erhalten, kann gemeinhin als Herausforderung auf Gefühlsebene verstanden werden. Dabei handelt es sich um emotionale Erfahrungskomplexe, für deren Einordnung etablierte soziologische Theorien teils zu kurz greifen, befindet der Migrationssoziologe (Mahmud 2021:14f). Der in der Soziologie noch wenig untersuchte Begriff der Zugehörigkeit kann nach Mahmud entlang von drei Dimensionen ausgelegt werden:

- 1) Interpersonelle Erfahrungen, wie sich akzeptiert zu fühlen und das Gefühl zu haben, gebraucht, wertgeschätzt sowie respektiert zu werden, kann als Form von Zugehörigkeit erlebt werden. Entlang von verschiedenen Stufen der Inklusion und sozialer Partizipation können Zugehörigkeiten dabei über eigeninitiatives Handeln und Interaktionen hergestellt werden (Mahmud, 2021:9).
- 2) Zugehörigkeitskonstruktionen können des Weiteren als existenziell und damit identitätsstiftend begriffen werden. Dabei wird angenommen, dass das Selbstbild wie die subjektive Beziehung zur Umwelt von Erfahrungen der Zugehörigkeit geprägt ist, die sich entlang von sozialen, historischen wie geografischen Dimensionen entwickeln (ebend.:9f).
- 3) Zudem hat Zugehörigkeit als das *feeling at home* eine symbolische Facette, die mit einem Ort der Gewohnheit, Gemütlichkeit, Sicherheit und emotionalen Nähe assoziiert wird (ebend.:10).

Generell lassen sich emotionale Beziehungen zu sozialen wie räumlichen Umwelten nicht statisch begreifen, sie sind viel mehr von affektiven Dispositionen geprägt und einem stetigen Wandel unterzogen (Van der Graaf, 2015:26f). Als „*place attachment*“ (Van der Graaf, 2015:26) zählt beispielsweise auch das Aufsuchen von Orten, mit dem persönlichen Bedeutungen oder Emotionen assoziiert werden (ebend.:25f; Mahmud, 2021:16). Das Sich-zuhause-Fühlen definiert Mahmud näher nach Van der Graaf als „*place-based emotion*“ (Van der Graaf, 2014:1), die sich über Interaktionen an und mit Plätzen, die aus subjektiver Sicht Bedeutsamkeit haben, modifizieren und festigen lässt (ebend.; Mahmud, 2021:16). Dabei ist ein solches Gefühl nicht per se an den aktuellen Wohnort gebunden. Denn aus vielen Gründen kann die binäre Vorstellung, dass die eigenen vier Wände im Kontrast zum öffentlichen Raum mit Eigenschaften wie „*secure, safe, comfortable, private and exclusive (...)*“ (Mahmud, 2021:17) belegt werden, an Gültigkeit verlieren (ebend.:16f). Der Zugang und die emotionale Beziehung zu Orten wird ebenfalls anhand intersektionaler Achsen, wie Gender, Ethnizität oder Herkunft, kontrolliert und erfahren, gibt Massey zu bedenken (ebend.:164). Und nicht zuletzt verändert eine zunehmend globalisierte Welt und die Omnipräsenz von virtuellen Räumen die Relevanz jeglicher Ortsbeziehungen in Bezug auf einen nostalgischen „*place called home*“ (Massey, 1994:172) radikal (ebend.:162f). Im Zuge von einschneidenden Veränderungen wie von Flucht werden selbst Ortsbezüge wie ein *feeling at home* in ihren emotionalen wie physischen Dimensionen gewaltsam entflochten (Mahmud, 2021:10f).

Durchaus kann ein solcher Platz, wenn es in der Wirklichkeit an Möglichkeiten zur räumlichen Bindung fehlt, zum Sehnsuchtsort werden. Die Sehnsucht nach Orten wie Gemeinschaften lässt sich als ein Versuch der emotionalen Kompensation von Ängsten und Isolation deuten, die unter Bedingungen fehlender realer Absicherung zunehmen (Bauman 2019:136,175). Denn Idealisierungen von Zusammengehörigkeit sowie die Illusion von einem sicheren Platz versprechen sowohl Freiheit als auch Sicherheit in wünschenswertem Maße, wie Bauman umreißt (ebend.). Diese Idealbilder sind gebunden an Konstrukte der Zugehörigkeit, die bereits Anderson als „*imagined community*“ (Anderson, 2006:36) überführte. Jene kulturell vermittelten Vorstellungen vermögen es, kollektiven Zusammenhalt bis hin zu Nationalismen zu beflügeln, doch zeichnen sich über ihr geringes Realitätsgehalt aus (ebend.:36f; Bauman, 2019:106f). Auch Idealvorstellungen können als individuelle Bewältigungsstrategien dienen, indem sie, zugespitzt ausgedrückt, versuchen, ein soziales Problem von weit größerer Reichweite über die Bindung von Emotionen an Illusionen zu lindern (ebend.). Jedoch sind derartige Bewältigungsversuche mit Vorsicht zu genießen. Ihre Konsequenz sind gegenwärtig abnehmende Zugehörigkeitsgefühle auf gesellschaftlicher Ebene und der Anstieg individualistischer Ansätze, um Problemstellungen und Interessenskonflikten allein zu begegnen, hält Bauman fest (2019:104f). Dennoch werden in einem Klima, in dem exklusive Nationalismen aufleben und infolge von Gentrifizierung Menschen aufgrund ihres Aufenthaltstitels keinen Platz finden, Fragen von gefühlter Zugehörigkeit und räumlichem Zugang zu Orten zunehmend entkoppelt (ebend.:175,180). Reale Bedürfnisse in die luftleeren Räume der Vorstellung zu verlagern, überzeugt dabei wenig. Die Aufgabe,

Bedingungen herzustellen, die es braucht, um sich inmitten von Unsicherheiten und Risiken gut oder besser zu fühlen, wird damit zunehmend zur persönlichen Angelegenheit, doch bleibt hochpolitisch (Ahmed, 2014:201).

2.4 Überlegungen für eine forschungsethische Praxis

2.4.1 Solidaritäten zwischen Forschenden & Forschungsteilnehmenden

„The tension between give and take in research encounters, between portrayal and betrayal, is an ongoing problem that cannot be entirely settled by ethical guidelines or the pronouncements of ethics committees.“ (Back, 2012:24)

Die Frage der Ethik in der Forschung ist viel mehr als eine empirische zu betrachten, die direkt auf die Forschungspraxis Einfluss nehmen muss, um ihre Bedeutung zu entfalten. Die Frage nach der Solidarität wird in der vorliegenden Arbeit demnach ebenfalls in dem Verhältnis zwischen Forschenden und Teilnehmenden relevant gemacht. Und damit wird die Frage nach der Forschungsethik auch eine forschungspolitische. Angesichts problematischer Wurzeln der Sozialforschung, die auf einer imperialistischen wie eurozentristischen Vergangenheit gewachsen sind, gilt es weiterhin, sich durch ethische Entscheidungen abzugrenzen und neue Wege zu bahnen (Back, 2012:23). Der Bruch mit jenen Forschungstraditionen fängt damit an, die Zusammenarbeit unter ungleichen Machtverhältnissen radikal anders zu gestalten und beginnt somit in der Beziehung zwischen Forschenden und Teilnehmer*innen selbst. Für den Beziehungsaufbau in der empirischen Sozialforschung bieten unter anderem Sinha und Backs mit praktikablen Grundzügen von „*sociable forms of dialogue in qualitative research*“ (Sinha & Back, 2014:473) eine erste Orientierung, die anhand einer partizipativen Forschung mit Migrant*innen in London entwickelt wurden (ebend., 2014:473f). Sowohl das Vertrauen der Teilnehmer*innen zu gewinnen als auch ihr Interesse für die Forschung zu wecken, wird dazu als Voraussetzung für dialogische Forschungsarbeit betrachtet. So weit wie möglich wird dabei ein „*two-way dialogue*“ (Sinha & Back, 2014:474) visiert, der es sowohl den Forschenden als auch den Teilnehmenden ermöglichen soll, aus der Interviewerfahrung neue Perspektiven und Einsichten zu bekommen – im Idealfall bereichernde (ebend.). Ein narratives Gespräch wird dabei beispielsweise als gemeinsame Erkundung der Lebenswelt von Forschungsteilnehmerinnen, soweit diese ihre Erfahrungen teilen möchten, angelegt (ebend.:477). Beispielsweise durch die Anwendung von „*sociable methods*“ (Sinha & Back, 2014:475), die eine alltägliche und dialogische Gesprächsführung verfolgen, können Rahmenbedingungen für animierende Partizipation und Austausch auf Augenhöhe gefördert werden (ebend.).

Darüber hinaus braucht es theoretische Ansätze, um Verknüpfungen zwischen Wissensproduktion und Selbstreflexion, Kritik und ethischen Richtlinien in einem Forschungsvorhaben herzustellen, entlang jener das ambivalente Verhältnis zwischen Forscherin und Forschungsteilnehmerinnen kontinuierlich

ausgeleuchtet und reflektiert werden kann. Der Versuch einer Entwicklung von solidarischen Allianzen soll in dieser Forschungsarbeit als „*reflective solidarity*“ (1998:5) nach Dean ausgelegt werden. Solidarität baut ihrer Vision zufolge in erster Linie auf Koalitionen auf, die nicht notwendigerweise auf Gleichheit beruhen müssen, sondern auf Beziehungen, die um vieles eigenwilliger und vielfältiger verlaufen können. Vielmehr legt die feministische Theoretikerin solidarische Bündnisse über Unterschiede hinweg funktional als wechselseitigen Vorteil aus (ebend.:5f). Die Basis, um jene Solidaritäten herzustellen, liegt in der kommunikativen Aushandlung, die für Dean wie auch für diese Arbeit eine zentrale Rolle spielt (ebend.:5fff). Sich über ungleiche Verhältnisse hinweg zu verständigen, funktioniert demnach nur durch gegenseitige Anerkennung und wird von Überschneidungen in Interessen oder Zielen vorangetrieben. Lediglich dann können Unterschiede tatsächlich als ethisch wertvolle und forschungspolitisch vertretbare Ressourcen aktiviert werden (ebend.:6,22f).

2.4.2 Voraussetzungen für kritische Wissensproduktion

Des Weiteren gilt es die Frage der Solidarität im Forschungsprozess auf die Generierung und Positionierung von Wissen zu übertragen. Einen Weg eröffnen dazu der Zweig der dekolonialen, feministischen Kritik, die sich gegen einen paternalisierenden und hegemonialen Forschungsethos richtet (Mohanty, 2003:19; Narayan, 1998:86). Für Mohanty beginnt jene Transformation über das Feld der Wissenschaft damit, Subjektivitäten im gesellschaftlichen *Off* einerseits Gehör zu verschaffen, andererseits zu vermitteln und Verständnis für Formen selbstgewählter Repräsentation zu vertiefen. Um einen sensiblen und relevanten Beitrag in diesem Kontext zu leisten, gilt es, symbolische Ordnungen infrage zu stellen. Das kann unter anderem über die analytische Auseinandersetzung mit wissenschaftlich marginalisierten Perspektiven, wie jenen von Frauen mit Fluchterfahrung, stattfinden, die auf einem kritischen Bewusstsein in der Beschäftigung mit Unterschieden, Heterogenität, Privilegien und Macht aufbauen (Mohanty, 2003:195f). Transformationen finden in Mohanty's Ansatz über die Schaffung von „*oppositional analytic and cultural spaces*“ (Mohanty, 2003:196) statt. Die Soziologin bezieht sich selbst primär auf antikoloniale und kritische Literatur, die für die Wissenschaft als zentrales Mittel gilt, um Dialoge zu führen. Ein Ansatz, der versucht wird, ein Stück weit auf die theoretischen Abhandlungen in dieser Arbeit zu übertragen.

Die folgeschweren Konsequenzen einer undifferenzierten Forschungspraxis, erörtert Narayan in ihrer Kritik am „*cultural essentialism*“ (Narayan, 1998:88), der insbesondere *anders* markierte Kulturen auf dominante Normen reduziert und in einem binären Schema als Gegenstück *westlicher* Kultur vereinheitlicht (ebend.:88f). Ein Denkmuster, das sich auch in eurozentristischen Perspektiven feministisch ausgerichteter Forscher*innen mit Blick auf Frauen im globalen Süden wiederfinden lässt. Jene vereinheitlichende Wahrnehmung von Kulturen und Menschen, insbesondere Frauen, die als *non-western* gelten, finden dabei vielfach analytische Rahmungen, die den beforschten Lebenswelten nicht gerecht werden und darüber hinaus problematische Fremdbilder produzieren (Narayan, 1998:88). Ein alles andere als neues, aber weiterhin aktuelles Problem, das sich auch auf die öffentliche Darstellung

von Frauen mit Asylstatus in Europa übertragen lässt, lautet „[to depict] *homogenous groups of heterogeneous people whose values, interests, ways of life, and moral and political commitments are internally plural and divergent*“ (Narayan, 1998:88). Das Gegenstück dessen stellt die Falle des „*cultural relativism*“ (Narayan, 1998:102) dar, der sich wiederum über die Bedeutung von Kultur in Gesellschaften wie über geopolitische Machtverhältnisse hinwegsetzt und ahistorisch annimmt, dass Erfahrungen stets *kulturspezifisch* und nach außen hin nicht nachvollziehbar oder einzuordnen seien.

Beidem entgegen steuert eine kritische Auseinandersetzung mit politischen Rahmenbedingungen und eine historische Sensibilität als Basis für interkulturellen wie interpersonellen Austausch mit Berücksichtigung unterschiedlicher Positionen und Referenzpunkte (Narayan, 1998:92). Auf dieser Grundlage soll im Zuge der partizipativen Fotobefragung mit differenziertem Blick eine Selektion von Narrativen (und Bildern) individueller Persönlichkeiten und Subjektivitäten aus verschiedenen Lebenswelten porträtiert werden, ohne dabei strukturelle Ungleichheiten und Marker sozialer Differenz kontextuell auszuklammern (Anthias, 2020:182). Die Bedeutung von sensibler Kontextualisierung reflektiert sich im europäischen Kontext des 21. Jahrhunderts, in dem soziale Kategorien wie Staatsbürger*innen, Asylwerbende, geflüchtete Menschen oder Migrant*innen als ideologisch aufgeladene Differenzmarker für xenophobe wie rassistische Zwecke ausgespielt werden (ebend.:188). Ebenfalls die vorliegende, von einer europäischen Staatsbürgerin verfasste Arbeit, die sich mit Erfahrungen von Frauen mit Fluchthintergrund in London und Wien befasst, entsteht innerhalb von gesellschaftspolitischen Zusammenhängen, die von Grenzziehungen gezeichnet sind. Angesichts dessen ist eine konzeptionelle Basis für Selbstreflexion gefragt, die transparent macht, entlang welcher Gesichtspunkte selbstkritische Reflexion praktisch umgesetzt werden kann.

2.4.3 Vulnerable Geschichten erzählen & ethische Verantwortung

Auf die ethische Verantwortung des Erzählens von Geschichten, die nicht die eigenen sind, wie sie auch Forschende als Vermittler*innen im Umgang mit den Geschichtsträger*innen tragen, geht Woods ein (2020:507,516). Die Philosophin plädiert für einen Ethik-Kodex, der zu „*solidarity-oriented practices of storytelling*“ (Woods, 2020:520) beiträgt. Unter der Prämisse, dass Respekt, *agency* und damit Autor*innenschaft der*s Erzähler*innen gewährleistet sind, spricht sich Woods explizit dafür aus, dass Geschichten zu Fluchtbiografien gesammelt, erzählt und geteilt werden (ebend.:520f). Mit Verweis auf Fricker's „*credibility deficit*“ (Fricker, 2007:7 Kursivsetzung Autor*in), argumentiert sie, dass Narrativen von Personen in marginalisierten Positionen, die nicht in ein vorherrschendes Bild passen, oftmals schlicht die Glaubwürdigkeit abgesprochen wird (Woods, 2020:515). Tendenzen, denen gegenüber auch die Forschung nicht immun ist. Umso mehr bedarf es der verstärkten Auseinandersetzung mit Perspektiven, die einseitige Darstellung einer dominanten Erzählung durchbrechen, um auf eine daraus entstehende *Krise pluraler Narrative* zu reagieren. Den Geschichtsträger*innen den nötigen Gestaltungsspielraum einzuräumen, ihre Version der eigenen Geschichte darzulegen, ist ein Schritt in diese Richtung (ebend.). Das Spannungsfeld zwischen Erzählen

und Nicht-Erzählen gestaltet sich ambivalent, denn umgekehrt kommt auch das Abwenden von Narrativen und Lebenswelten einer Form der Marginalisierung im Sinne von „*testimonial injustice*“ (Fricker, 2007:8) gleich (ebend.; Woods, 2020:517).

Einen forschungspraktischen Ansatz in der Auseinandersetzung mit vulnerablen Geschichten sowie Menschen in vulnerablen Situationen liefert näher Pages methodologische Strategie des „*vulnerable writing*“ (Page, 2017:28). Allen voran erkennt ein solcher Zugang die epistemologische Unsicherheit und Grenzen des Wissens sowie die grundsätzliche Unvollständigkeit der Rekonstruktion und Darstellung des Lebens anderer an (ebend.:18f). Der ethische Umgang mit Vulnerabilitäten von beteiligten Personen und Geschichten bezieht sich sowohl auf die Mikropolitik von Forschungsarbeiten selbst als auch auf die makropolitische Ebene und gesellschaftliche Rahmenbedingungen (ebend.:19). Dabei gilt es primär zu gewährleisten, in keiner Weise Unverhältnismäßigkeiten traditioneller Machtverhältnisse zu reproduzieren und die Verletzung der Würde oder der Rechte von Geschichtsträgerinnen zu riskieren (Kaiser, 2012:463). Oder umgekehrt betrachtet: Um eine potenziell bereichernde Erfahrung für alle Beteiligten innerhalb eines dialogisch, transparent und reflexiv gestalteten Forschungsprozesses zu ermöglichen, gilt es jegliche Form des Schadens auszuschließen. Dass die Frage von Ethik in der Praxis in Form von Dialog aktueller nicht sein könnte, zeigt dieses Zitat, das ein Teilnehmer im Sample für die Studie „*Covid-19 im Flucht- und Integrationskontext*“ (Kohlbacher *et al.*, 2021) in Wien rückgemeldet hat:

„Leider, diese Umfrage setzt Diskriminierung fort [...] Die Isolation von einer Gruppe aus der gesamten Bevölkerung und diese Gruppe nicht als Teil einer gesamten Bevölkerung anzusehen. Ich finde es problematisch, dass diese Studie die Spaltung der österreichischen Gesellschaft fortsetzt, obwohl Corona alle betroffen hat.“ (Studienteilnehmer*in zit. in: Kohlbacher *et al.*, 2021:148)

Auch wenn in Forschungsprozessen ein ethisches Dilemma nie vollständig ausgeschlossen werden kann, setzen die herangezogenen Ansätze, um Schaden, Unrecht wie Verletzungen im Zuge von Forschungsarbeiten zu vermeiden, auf eine ethische Praxis, die nach Möglichkeit von der reflexiven Auseinandersetzung mit Teilnehmenden über den Forschungsprozess hinweg lebt (Kaiser, 2012:458). Kurzum, eine Forschung, die sich den „*ethics of care*“ (Marzano, 2012: 452) annimmt, versucht, die Interessen der Teilnehmer*innen über den Forschungsverlauf hinweg zu berücksichtigen – nicht nur um negativen Folgen entgegenzuwirken, sondern ebenfalls, um die Partizipation im besten Fall zu einer wertschätzenden wie wertvollen Erfahrung für alle Beteiligten zu machen (ebend.).

3. Methodologie und Methodik

3.1 Methodologie

Visualität und Sprache sind in unserer sozialen Wirklichkeit untrennbar miteinander verflochten. Man kann so wenig ohne Bilder sprechen wie ein „*sprachloses Sehen*“ (1995:246) möglich wäre, argumentieren Jung und Müller-Doohm aus kultursoziologischer Perspektive. Was Bild- und Textmaterial unterscheidet, ist ihre Struktur. Während uns Bildinformationen in ihrer Gleichzeitigkeit als „*optische Sinfonien*“ (Reichert, 1994:255) erscheinen, sind Schrifttexte durch Sprache sequenziell geordnet (ebend.). Das Grenzgebiet von Ausdruck in Wort und Bild sowie ihr Verhältnis sind zentral für die vorliegende Arbeit, in der Fotografie und Text gemeinsam die empirische Datengrundlage bilden. Die von Wuggenig getaufte Methode der Fotobefragung wurde von Kolb aufgegriffen und in erster Linie als Erhebungsmethode weiterentwickelt. Kurz zusammengefasst lädt das partizipative Vorgehen Teilnehmer*innen ein, über das selbstständige Fotografieren zu diversen Fragestellungen ihre persönlichen Relevanzsetzungen in Bilder zu übersetzen und im Anschluss über diese zu sprechen (Kolb, 2021:510). Zwei Argumente lassen sich für den Einsatz der visuellen Methode in diesem explorativen Vorhaben anführen: 1) Ihre Lebenswelt für die Teilnehmenden zum Rechercheort zu machen, ohne den Fokus vorab in eine bestimmte Richtung zu lenken. 2) Über Fotos, Anhaltspunkte zu schwer erfassbaren, unbemerkten wie habitualisierten Praktiken zu sammeln, wie die anderenfalls unerwähnt geblieben wären.

Denn im besten Fall verdichten sich in der Fotobefragung Bild und Wort zu einer Datengrundlage, die in ihrer Kombination einen Tiefblick in subjektive Bedeutungsgehalte gewährt, wie ihn Fotografien oder Interviewtranskripte allein nicht eröffnet hätten: Über die selbstständige Fotorecherche der Forschungsteilnehmer*innen wird das Unmittelbare, das Gefühlte, das Intuitive und vor allem das Persönliche durch das generierte Bildmaterial in die Datenbasis aufgenommen (Kolb & Lorenz, 2014:85). Anstatt die ausgewählten Fotos für sich alleinstehen und *selbst sprechen* zu lassen, werden die Abbildungen in der Fotobefragung in einem Interview von dem*der Bildautor*in zu einem späteren Zeitpunkt kommentiert. Fotografien werden mit Anekdoten und Assoziationen verknüpft und dabei von Fotograf*innen in einen spezifischen Bedeutungszusammenhang gestellt. Die partizipative Fotobefragung nach Kolb bietet dadurch ein methodisches Grundgerüst zur Erhebung von qualitativen Bild- und Textdaten mit viel Spielraum zur Anwendung in diversen Forschungssettings. Ähnlich verhält es sich mit der Wahl der Auswertungsverfahren, für welche sich eine Bandbreite an Methoden der Bild- und Textinterpretation anbieten (Kolb, 2008a:4f).

3.2 Die Geschichte der Fotobefragung als soziologische Methode

Grundsätzlich setzt sich eine partizipative Fotobefragung aus zwei Erhebungsschritten zusammen, um ihrem Namen gerecht zu werden: 1) Die Teilnehmer*innen fertigen Fotografien zu einem *Fotoauftrag* an und 2) sprechen in einem anschließenden Interview als Expert*innen darüber (Kolb, 2008a:1, 2021:510). Doch wie lässt sich der Ansatz, Fotos in die Datenerhebung einzubeziehen, in der Soziologie verorten?

Das Heranziehen von Fotografie ist eine relativ junge Entwicklung in der traditionell textbasierten Sozialforschung. Erste Ansätze über die Verwendung von Fotos für Forschungszwecke finden sich bereits in den 1950ern, insbesondere in der Ethnografie. Bedeutend waren u. a. die Beiträge der Anthropologen Collier & Collier (1987), die den Einsatz von Fotografie als Element empirischer Forschung erprobten und wesentliche Erkenntnisse in ihrer Monografie „*Visual Anthropology*“ verschriftlichten (ebend.; Harper, 2012:156). Darunter finden sich erste Versuche des Einbeziehens von Fotos in Interviews, die Collier zufolge im Vergleich zu konventionellen Befragungen wesentlich ausführlichere und emotionalere Erzählungen hervorriefen (ebend.:156ff). An dieser Stelle ist anzumerken, dass sich diese Generation der Forschenden vorrangig mit der fotografischen Vermessung sozialer Realität befasste und weniger mit der Frage der Manipulation der Wirklichkeit durch Fotografien wie durch die Fotograf*innen selbst (ebend.:8f). Bis heute zählt Harper mit seiner Studie „*Working Knowledge*“ (2012) aus den 1980er Jahren zu den Pionieren der visuellen Soziologie. Durch *photo elicitation* versuchte er in einer umfangreichen Forschung, die habitualisierte Arbeits- und Lebenswelt eines Bauern namens Willie im Bundesstaat New York zu ergründen, wobei Harper selbst über mehrere Jahre hinweg als Fotograf und Soziologe in einer teilnehmenden Rolle aktiv war (Kolb, 2001:184f; Harper, 2012:156-166).

Der Begriff der *photo elicitation* wird von Harper als Überbegriff für eine ganze Methodengruppe eingesetzt, welche die Kollaboration zwischen Forschenden und Teilnehmenden über das Medium Fotografie gemein hat. Ihr gemeinsamer Nenner, der partizipative Einbezug von Forschungsteilnehmenden und Fotos, bedeutet eine innovative Entwicklung für die soziologische Wissensproduktion (ebend.:155). Auch Kolbs Ansatz, der häufig zusammen mit verwandten Zugängen wie *photo elicitation* oder *photovoice* diskutiert wird, strebt ein Aufbrechen der soziologischen Konventionen und akademischen Hierarchien an (siehe auch Kolb, 2008b; Kolb & Lorenz, 2014). Im dialogisch gestalteten Austausch mit Teilnehmenden soll die Expertise und Deutungshoheit nicht mehr allein auf der Seite der Forschenden liegen (Harper, 2012:157). Die Tragweite dieser Rollenverschiebung für die verstehende Soziologie bringt Harper mit seiner Beobachtung über den Einsatz von Fotos als visuelle Kommunikationsbasis auf den Punkt: „*The photo becomes a bridge between people who may not even understand the extent to which they see the world differently*“ (Harper,

2012:157). In anderen Worten bereichern Fotos den intersubjektiven Austausch über unterschiedlich situierte Perspektiven und plurale Lebensrealitäten durch visuelle Anhaltspunkte.

Der Begriff der „*Fotobefragung*“⁶ (1990:114) wurde erstmals von Wuggenig in den 1990er Jahren in die Soziologie eingeführt. Der deutsche Soziologe und sein Team ließen für eine umfassende milieuspezifische Studie zur *Soziologie der Objekte* Studienteilnehmer*innen mit Sofortbild-Kameras Fotos von den Gegenständen aus ihren Wohnzimmern machen, die ihnen am meisten und wenigsten gefielen, und befragten sie direkt im Anschluss dazu (Wuggenig, 1990:116ff). Neu an Wuggenigs Vorgehen war, dass sich die Befragten selbst in die Rolle der Fotograf*innen begaben, und unabhängig von den Vorstellungen der Soziolog*innen die Aufnahmen selbstständig produzierten (Kolb, 2008a:4). Über die Fotografien und die subjektiven Reflexionen, die sie bei den befragten Personen erzeugten, sollten die im eigenen Wohnraum verhafteten, *visuellen* Zeichen in ihren sinnhaften, normativen und emotionalen Bezügen nachvollzogen werden (Wuggenig, 1990:115). Ein Vorgehen, das bereits von Collier beschrieben worden war, doch bei Wuggenig eine entscheidende Weiterentwicklung erlebte (ebend.:111,114ff). Denn während für Collier und Harper Fotografien in erster Linie „*tools*“ (Collier & Collier, 1987:99; Kursivsetzung Autor*innen) für die kommunikative Verständigung im Interview darstellen, werden in der Fotobefragung nach Wuggenig und Kolb die Fotos selbst zu Daten (Harper, 2012:157; Wuggenig, 1990:118ff).

Kolb griff Wuggenigs Versuch „*Die Photobefragung als projektives Verfahren*“ (1990) in die Soziologie einzuführen, in ihrem Ansatz der *partizipativen Fotobefragung* auf. In ihrer Dissertation „*Bilder zu Gesundheit*“ (2001) legt sie eine qualitative Erhebung und Auswertung der visuellen Methode vor, die sie über die Untersuchung von lebensweltlichen Bezügen zum Thema Gesundheit empirisch darstellt (Kolb, 2001:6). Der methodische Zugang nach Kolb kann ganz im Sinne einer verstehenden und interaktiven Soziologie in sozialen Mikrokosmen aller Art zum Einsatz kommen (2001:103, 2008a:3). Zwei Elemente charakterisieren die Fotobefragung nach Kolb, 1) Das Wechselspiel zwischen Teilnehmenden und Forscher*innen im Erhebungsprozess: Der Ansatz baut auf der aktiven Partizipation der Befragten durch Bildmaterial und Erzählungen auf. 2) Die analytische Verbindung von Bild- und Textwissen, die eine mehrschichtige Auslegung von latenten Sinnstrukturen und subjektiven Bedeutungszusammenhängen ermöglichen (ebend.:6). Bei Kolb wird die Tatsache der Vieldeutigkeit von Bildern zur Grundlage für eine verstehende Annäherung an Sinn- und Bedeutungsstrukturen im Zuge der Bildinterpretation (ebend.:4f).

Das Erkenntnisinteresse der visuellen Methode liegt im Rekonstruieren von subjektiven Relevanzstrukturen, individuellen Orientierungen wie sozialem Verhalten, das über das kulturell

⁶ Über den Namen *Fotobefragung* wollte Wuggenig die Methode bewusst vom *photo interview* nach Collier u. a. Traditionen abgrenzen (Wuggenig, 1990:114).

gebildete Sehvermögen der Betrachtenden und den Austausch über Fotos mit Bildautor*innen entschlüsselt werden soll (Kolb, 2001:81f,86, 2008a:4f).

3.3 Möglichkeiten, Prämissen & Limitationen der Fotobefragung

Der Einsatz der Fotobefragung kann vor allem aufschlussreich sein, um sich an abstrakte oder allgemeine soziologische Probleme aus konkreten und kontextualisierten Blickwinkeln heranzutasten (Kolb, 2001:7f, 2008a:4f). In Bezug auf das Erkenntnisinteresse eignet sich das methodische Vorgehen insbesondere dafür, um Befragten die Möglichkeit zu geben, soziale Problemstellungen in der eigenen Lebenswelt zu thematisieren, eigene Standpunkte zum Ausdruck zu bringen oder Erfahrungswissen darzustellen und mitzuteilen (Lorenz & Kolb, 2009:272). Besonders für latente Formen gelebten Wissens, wie *tacit knowledge* oder emotionales Wissen, die in klassischen Datenerhebungsverfahren leicht untergehen, bietet die Fotografie ein Medium, um sich zu *zeigen* (ebend.:264,268). Zudem soll der visuelle Zugang, der sich explizit für Menschen in vulnerablen Positionen eignet, deren Perspektiven traditionell in der Sozialforschung unterrepräsentiert sind, eine Möglichkeit eröffnen, sich aktiv in die Wissensproduktion zu involvieren (ebend.:263). Auch innerhalb des Forschungsprozesses selbst bestehen Bemühungen, tradierte Machtverhältnisse zwischen Forscher*innen und Teilnehmer*innen in der Wissensgenerierung zumindest symbolisch aufzubrechen: Über die Fotos werden jene Themen und Ausschnitte ins Licht gerückt, die die teilnehmenden Personen im Forschungszusammenhang zeigen wollen, ohne direkt davon beeinflusst zu werden, was ein*eine Forscher*in gern sehen möchte. Teilnehmende nehmen gewissermaßen auch eine erforschende Rolle in ihrer eigenen Lebenswelt ein, entscheiden dabei selbstständig, was sie darstellen wollen und kommen ebenfalls zu Wort (Kolb, 2008a:2f,6f).

Nachdem sich dem Rezipienten Informationen auf Bildebene unstrukturiert und nebeneinanderstehend präsentieren, ist eine Entschlüsselung des Abgebildeten durch die Fotograf*innen essenziell. Die intendierte Botschaft aus der Perspektive der Teilnehmer*innen wird im Zuge der Befragungsphase, in der die Bildautor*innen ihre Bilder kommentieren, *decodiert* (Kolb, 2001:106ff, 2008a:4f). Ihr „*narrativ-episodische[s] Wissen*“ (Kolb, 2001:91) über die Fotos ergänzt die Bildebene als erste Lesart (ebend.:98f). Die Fotobefragung schöpft in diesem Sinne aus der Bereitschaft zur individuellen Positionierung über „*Selbstreflexion, die Selbsterforschung und den Selbstausdruck der Beteiligten*“ (Kolb, 2021:511), die im Zuge der Datenerhebung den Forschenden zugänglich gemacht wird. Die von den Fotograf*innen kommentierten Fotos verleihen subjektiven Bedeutungen Ausdruck, die sich wiederum in soziale und gesellschaftliche Sinnzusammenhänge einbetten lassen (ebend.:508,528). Im Idealfall eröffnen die Teilnehmenden den Forschenden Einblicke in Lebenswelten, deren Zugang ihnen sonst verschlossen geblieben wäre (Lorenz & Kolb, 2009:272). Entstandene Fotografien werden als visuelle Daten behandelt, die als selektive Momentaufnahmen auf die aktive Auseinandersetzung der Bildautor*innen mit ihrer sozialen Umwelt verweisen. Die Arbeit mit Fotos aus Eigenproduktion als

Gesprächsbasis kann dabei im Forschungszugang mit Personen ungeachtet von Alter, Bildungshintergrund und Sprachschatz unterstützend wirken, so Kolb (2021:512).

Generell besteht in der Umsetzung der partizipativen Fotobefragung nach Kolb viel Gestaltungsspielraum, für die Forscher*innen als auch für die Teilnehmenden (Kolb, 2001:86). Trotz ihrer inklusiven Rahmung ist die Teilnahme an der visuellen Erhebung nicht gänzlich barrierefrei, sondern bedingt die Erfüllung von mindestens vier Grundvoraussetzungen, die Kolb wie folgt formuliert:

- 1) Personen brauchen eine Kamera und die technischen wie praktischen Fähigkeiten, um Fotos zu produzieren (Kolb, 2001:87f). Die Verbreitung von Smartphones mit Kamerafunktion kommt der Methode diesbezüglich entgegen.
- 2) Sozio-kulturelles Wissen, Bildinformationen und Begriffe zu decodieren, wie sie über die Sozialisation, technologischen Wandel, Medien, Kunst oder andere Formen visueller Kommunikation sozial vermittelt werden, ist ebenfalls Voraussetzung (Kolb, 2001:88).
- 3) Die Teilnehmenden sind weiters gefragt, ihr kulturelles Kontextwissen nach subjektivem Ermessen anzuwenden, indem sie Bilder selbst codieren und Begrifflichkeiten – wie Gesundheit oder Unterstützung – in Fotos übersetzen, für die im besten Fall keine konventionell etablierte Symbolsprache vorherrscht (Kolb, 2001:89).
- 4) Als essenziell gilt nicht zuletzt die Motivation der teilnehmenden Personen, sich aktiv am Forschungsprozess zu beteiligen und die Möglichkeit, die nötigen Zeitressourcen aufzubringen (Kolb, 2001:90).

Von den von Kolb im Jahr 2001 identifizierten Voraussetzungen hat sich in dieser Erhebung lediglich der 4) Punkt als herausfordernd erwiesen.

Jedoch gibt es drei weitere Erfordernisse zu ergänzen, an denen die Teilnahmeanfragen in dieser Arbeit mehrfach gescheitert oder erschwert worden sind:

- 5) Die mentale Verfassung von teilnehmenden Personen, sich proaktiv und selbstständig mit einer Aufgabenstellung auseinanderzusetzen. Besonders in London schien psychische Belastung ein häufiges Hindernis für potenzielle Teilnehmerinnen während der Coronapandemie darzustellen und wurde mir wiederholt als Absagegrund genannt.
- 6) Das Vertrauen in die forschungsethische Konsequenz wie die technischen Möglichkeiten zur Anonymisierung von Bilddaten, um den Schutz der Identität von Teilnehmer*innen zu gewährleisten. Die große Skepsis darüber, wie die Anonymität von Befragten garantiert werden könne, führte zu Absagen von Vereinen, die mit Personen in vulnerablen Situationen arbeiteten. Die Erhebung von Bilddaten wurde in Sachen Daten- und Personenschutz wesentlich kritischer eingestuft als Interviewtranskripte.
- 7) Ebenfalls ist die Möglichkeit, mehrfach persönliche Treffen mit Teilnehmenden abzuhalten, unabdingbar. Die Pandemie selbst erschwerte die Terminplanung in beiden Städten erheblich. Eine

alternative Variante zu erproben und Fotobefragungen versuchsweise online durchzuführen, schien angesichts der Zielgruppe und des Themas nicht sinnvoll.

Insgesamt liegen meines Erachtens das Potenzial und zugleich die Hürden im Einsatz der Fotobefragung in den hohen Anforderungen an die Teilnehmenden. Die Phase der Bildrecherche und des Fotografierens, die eine intensive Beschäftigung mit einem Thema wie das Zusammenstellen einer Bildauswahl beinhaltet, wird quasi vollständig den Beteiligten überlassen. Der Teil des Fotointerviews, in dem Teilnehmende ermutigt werden sollen, über Vertrautes und Bekanntes zu sprechen, sind Bilder als Unterstützung für assoziative Denkprozesse und den Gesprächsfluss gedacht (Kolb, 2001:91). Umgekehrt kann das unkonventionelle Vorgehen Teilnehmender*innen im ersten Moment abschrecken oder irritieren (ebend.:96f). Sich selbstständig über Fotografie mit der eigenen Lebenswelt auseinanderzusetzen, ist jedenfalls nicht für jede*n eine Selbstverständlichkeit, zeigte sich in meinen Erfahrungen mit der Fotobefragung. Womöglich hätte es in manchen Fällen mehrere Anläufe gebraucht, um das Vorgehen der Methode für Befragte klarer nachvollziehbar zu machen und das Potenzial des explorativen Zugangs auszuschöpfen. In diesem Sinne kann die Umsetzung der partizipativen Fotobefragung in der Praxis, abhängig von Bedingungen und Zielgruppe, mögliche zusätzliche Barrieren für so manche*n Teilnehmende*n und so manches Forschungsvorhaben beinhalten (ebend.:56f).

In Abhängigkeit von der Gruppe an Teilnehmer*innen empfiehlt sich für die Durchführung von Fotobefragungen im Idealfall ein Testlauf, um etwaige Herausforderungen vonseiten der Teilnehmenden zu erkennen. Gegebenenfalls kann das Erwägen einer Abwandlung des mehrphasigen Erhebungsverfahrens dessen Realisierung erleichtern, wie sie auch in der vorliegenden Arbeit stattgefunden hat. In Summe bietet die interaktive Erhebungsmethode eine Vielzahl an Einsatzmöglichkeiten in Forschungsprojekten und lebt von der Experimentierfreudigkeit von Teilnehmer*innen und Forscher*innen. Entsprechend eignet sich das Vorgehen auch Kolb und Lorenz zufolge besonders für die innovative Annäherung an *neue* Perspektiven und Wissenshorizonte (2014:85f).

3.4 Ethische Fragen zum Einsatz von visuellen Methoden

In den visuellen Erhebungsmethoden auffällig wenig besprochen und reflektiert werden ethische Fragen, die sich allen voran beim Einsatz von Fotos aus Lebenswelten der Forschungsteilnehmer*innen aufdrängen. In der Literatur zur partizipativen Fotobefragung sowie zu *photo elicitation* allgemeiner sind wenig konkrete Anhaltspunkte für eine ethische Umsetzung von Forschungsvorhaben zu finden. Das überrascht deshalb, weil sich die Methodengruppe explizit auch für die Arbeit mit Personen in vulnerablen Lebenslagen eignen soll. Lediglich der Leitfaden, den Kolb und Lorenz in dem Sammelband „*Imaginative Inquiry*“ bereitstellen, bietet eine Übersicht über wesentliche Gesichtspunkte einer verantwortungsvollen Forschungspraxis (2014:83ff). Vorwegzunehmen ist, dass sich ethische

Fragen beim Heranziehen von durch Teilnehmende angefertigte visuelle Daten nicht nur auf den unmittelbaren Schutz von Teilnehmer*innen im Zuge der Erhebung beschränken, sondern sich auf den gesamten Forschungsprozess beziehen (ebend.:84).

In dieser Arbeit wurde ein Leitfaden mit ethischen Richtlinien zur Forschung mit geflüchteten Menschen, Asylwerber*innen und Migrant*innen, den die Europäische Kommission (2020) vorlegt, herangezogen. Vorkehrungen im Hinblick auf das *safeguarding* der Teilnehmerinnen (European Commission, 2020) sind damit befasst, die Sicherheit, die Würde und das Wohlbefinden jeder Teilnehmerin in jedem Schritt des Forschungsprozesses zu gewährleisten. Ethische Überlegungen bezogen sich konkreter auf die folgenden drei Forschungsphasen – 1) den Erhebungsprozess, 2) den Auswertungsprozess und 3) die Publikation der Ergebnisse.

1) Asylwerbende Frauen, genauso wie Frauen mit Asylstatus, werden von der Kommission als vulnerable Gruppen eingestuft. Das heißt, dass deren Lage als überproportional verletzlich für Ausbeutung sowie für andere Formen von Gewalt – sozialer, psychischer wie physischen Natur – bewertet wird (European Commission, 2020). Für das *safeguarding* im Erhebungsprozess wurde ein Dokument für die ethische Praxis in dieser Forschungsarbeit verfasst, der eine Liste aller potenziellen Risiken und Gefahren für Teilnehmerinnen und Handlungsstrategien beinhaltete, wie diese weitgehend ausgeschlossen und minimiert werden sollten. Dazu gehörte, dass im Zuge der Forschung beispielsweise keine Fragen gestellt werden sollten, die verstörende und traumatische Erfahrungen hervorrufen könnten. Genauso wurde ausgeführt, wie im Fall eines Zwischenfalls oder Interviewabbruchs vorgegangen werden sollte. Dazu wurde ein Informationsblatt für Teilnehmerinnen verfasst sowie gegebenenfalls Rücksprache mit Mitarbeitenden der kooperierenden Organisation abgehalten. Informationen darüber, wie Bild- und Textdaten anonymisiert und verarbeitet werden würden, sowie die Rücktrittsrechte als Teilnehmer*in und der Zugang zu Forschungsergebnissen wurden hier transparent gemacht, noch bevor die offizielle Teilnahmeerklärung unterzeichnet wurde.

2) Mit Verweis auf Pauwels kritische Einschätzung von sogenannter „[r]espondent-generated image production“ (Pauwels, 2015:101) stellt es generell eine große Herausforderung dar, wenn Forschende *Muster* in Lebenswelten, deren sozio-kultureller Kontext nicht ihr eigener ist, als „visual feedback“ (Pauwels, 2015:102) mit naturgemäß geringer Strukturierung zu deuten versuchen (ebend.:101f). Die ethische Verarbeitung visueller Daten von Teilnehmer*innen, wie sie insbesondere in der Ethnografie eine problematische Geschichte hat, erfordert dem belgischen Ethnografen nach die laufende Reflexion und einen selbstkritischen Umgang mit Bildmaterial (ebend.:108). Zudem hinterfragt Pauwels den Anspruch, den sich Methoden wie *photovoice* oder die Fotobefragung stellen, nämlich marginalisierten Gruppen über Partizipation in Forschungsarbeiten eine *Stimme* zu geben. Pauwel's Diagnose zufolge mangelt es den Zugängen an methodischen Konzepten, um tatsächlich eingelöst zu werden, und behält bislang einen idealistischen Beigeschmack (ebend.).

Im Auswertungsprozess waren entsprechend subtile Fragen von Distanz und Sensibilität gegenüber Erzählungen und biografischen Kontexten der Teilnehmer*innen Thema. Grauzonen, für die es in der qualitativen Forschung keine einheitlichen Empfehlungen oder Richtlinien gibt (Kaiser, 2012:459). Mit Einbezug einer Forschungsgruppe sollte der Bildinterpretationsprozess möglichst offen, differenziert und intersubjektiv gestaltet werden. Die Gruppe, die keinen Einblick in Textdaten oder Kontexte der Teilnehmerinnen hatte, unterstützte die Analyse in den ersten Schritten der Bildinterpretation (siehe 3.6 Phase 1). Ziel war es, die Interpretationen der Fotos möglichst nahe an den visuellen Relevanzsetzungen der Befragten zu halten. Dadurch sollte die Auswertungsphase so weit wie möglich von meinem Vorwissen als Interviewende und von dem Textmaterial aus den Fotointerviews getrennt werden. Über den weiterhin bestehenden Kontakt zu den Teilnehmerinnen wurde die Möglichkeit offen gelassen, diese über die Entwicklung des Projekts auf dem Laufenden zu halten und bei Unklarheiten oder Ungereimtheiten Rückfragen anzustellen.

3) Martiniello wiederum adressiert die unzureichende Systematisierung in der visuellen Soziologie, um die kritische wie ethische Auseinandersetzung mit Forschungskomplexen wie Migration, Migrant*innen und Gruppen, die als ethnische Minderheiten konstruiert werden, zu gewährleisten (2017:1184f). Die emotional wie politisch aufgeladenen Diskurse, die ebenso über Bilder geführt werden, und sich in Europa zunehmend gegen marginalisierte Personengruppen wie beispielsweise Frauen mit Fluchtgeschichte richten, werfen neue Fragen für die visuelle Forschungsethik auf. In jedem Fall ist die kontinuierliche Auseinandersetzung damit gefragt, welche Informationen über Fotos im Zuge von empirischen Forschungsprozessen vermittelt werden und wie diese soziale, politische und kulturelle Debatten mitformen. Angesichts der Gefahr der Instrumentalisierung von Bildmaterial und einem Klima der steigenden Xenophobie bedarf es außerdem, visuelle Forschungen innerhalb polarisierter gesellschaftlicher Diskurse bedacht zu positionieren (Martiniello, 2017:1185f).

Vor der Fertigstellung der Arbeit ging es deshalb vor allem darum, die persönlichen Risikoeinschätzungen der Forschungsteilnehmerinnen zu berücksichtigen, was die Veröffentlichung anonymisierter Fotos und das Ausmaß von Angaben zu ihrer Person betraf. Ähnlich einer „postinterview confidentiality“ (Kaiser, 2012:462) wurde auch das nachträgliche Einverständnis zur Publikation von Bilddaten eingeholt. Mit dem Vorsatz, Entscheidungen im Sinne der Teilnehmer*innen zu treffen, wurden alle privaten Fotografien entfernt, die Menschen abbildeten, und damit Abstriche in der vollständigen Darstellung der Fotos gemacht (ebend.:461).

3.5 Die Datenerhebung in der Fotobefragung nach Kolb

Die Datenerhebung orientiert sich an der Fotobefragung nach Kolb (2001) und setzt sich aus 3 Phasen zusammen: 1) die *Eröffnungsphase*, 2) die *Phase des aktiven Fotografierens* und 3) die *Phase des Decodierens* im Fotointerview.

1) Die „*opening phase*“ (Kolb, 2008b:6 Kursivsetzung Autor*in) besteht aus einem Vorgespräch, in dem die Teilnehmenden in das Forschungsvorhaben eingeführt werden. Forschungsteilnehmende bekommen einen konkreten Fotografie-Auftrag zu einem Thema oder einer Fragestellung, es werden Fragen vonseiten der Teilnehmer*innen geklärt und der benötigte Zeitraum für die Durchführung der Aufgabe wird festgelegt. Klarheit über die Aufgabenstellung und das Forschungsinteresse zu schaffen sowie die Weiterverarbeitung der Bilder, Anonymisierung und Rücktrittsrechte transparent zu machen, ist hier wesentlich.

Im Zuge der *Eröffnungsphase* wurden Vorgespräche mit allen Personen vereinbart, die Interesse zur Teilnahme bekundeten. Ich war bereits mit allen von ihnen direkt oder indirekt bekannt, was dem Vertrauensaufbau und der Aufgeschlossenheit gegenüber der Aufgabenstellung entgegenkam. Während des Treffens wurde ein Überblick über das Forschungsvorhaben gegeben und über ethische Richtlinien sowie Datenschutz informiert. Zudem wurden Fragen, etwaige Bedenken und verfügbare Zeitressourcen abgeklärt. Die Forschungssprachen Deutsch oder Englisch waren für die teilnehmenden Frauen jeweils die zweite oder dritte Sprache. Um Missverständnissen in der Übersetzung vorzubeugen, wurden Informationen über das Forschungsvorhaben an Frauen nach Wunsch in der Erstsprache verschriftlicht ergänzt. Da alle Teilnehmerinnen in Besitz eines Smartphones waren und der Einsatz von Smartphone-Kameras für sie zur Alltagspraxis gehörte, stellte sich die Frage nach einer alternativen Kamera nicht. Die teilnehmenden Frauen wurden gebeten, über die Impulsfrage „Wie sieht Unterstützung in Corona-Zeiten für mich aus?“ oder „*How does support look like for me in times of Covid-19?*“ nachzudenken, und über einen Zeitraum von rund zwei Wochen entweder Fotos zu der Frage auf ihrem Smartphone anzufertigen. Nachdem bereits im ersten Fotointerview ergänzend Fotografien aus bestehenden Bildbeständen und aus dem Internet einbezogen wurden, erwähnte ich diese Option den anderen Teilnehmer*innen gegenüber von vornherein.

2) In der „*active photo shooting phase*“ (Kolb, 2008b:6 Kursivsetzung Autor*in) setzen die Teilnehmer*innen den Fotoauftrag um. Sie befassen sich dadurch nach eigenem Ermessen mit dem Forschungsthema und ihren Bezugspunkten dazu, während sie Bilder produzieren oder auswählen. Dieser Schritt findet fern von der Präsenz der Forschenden statt (Kolb, 2001:56f).

Die *Phase des aktiven Fotografierens* gestaltete sich für die Teilnehmerinnen, ihren Erzählungen und Ergebnissen zufolge, sehr unterschiedlich und meist von einer idealtypischen Fotobefragung abweichend. Die Forschungsteilnehmerinnen meldeten verschiedene Herausforderungen rück, den Fotoauftrag zu erfüllen. Eine Teilnehmerin erklärte mir im Nachhinein, dass es aufgrund von langen

Arbeitsschichten und Kinderbetreuung in ihrem Alltag meist zu dunkel zum Fotografieren sei. Und tagsüber hätte sie mit einem Kleinkind unterwegs keine Hand frei, um Fotos zu machen. Aus Mangel an Zeit, aktiv zu fotografieren einerseits und bestehendem Bildmaterial, das für den Fotoauftrag relevant erschien, andererseits wurde letztlich von fast allen Teilnehmerinnen auf eigene Bildbestände oder Bilder aus sozialen Medien zurückgegriffen. Eine Teilnehmerin, die Gelegenheit zum Fotografieren fand, nutzte den Weg zur Arbeit und diverse Alltagssituationen, während eine andere einen Ausflug zum außeralltäglichen Anlass für ihre Fotoserie nahm. Auch ästhetische Gesichtspunkte spielten für teilnehmende Frauen mitunter in dieser Phase eine Rolle. So bot eine der Frauen an, mir ein noch *schöneres* Foto nachzuschicken. In der Befragung erwähnte eine andere, auf einer Fotografie mit ihrer Figur sehr zufrieden zu sein.

Von drei der fünf Teilnehmerinnen wurden die Fotos nicht extra im Zuge der Teilnahme geschossen, sondern stammten vorrangig aus dem Repertoire ihrer persönlichen digitalen Fotoalben. Die subjektiven Selektionen erzählten nicht nur über die Auslegung des Fotoauftrags, sondern auch über die Bedeutung von visuellen Symbolen selbst für die Teilnehmenden: nämlich das Erinnerungswürdige, das Außeralltägliche, das Einmalige und Zauberhafte im eigenen Leben in Bildern einzufangen. Viele der Fotografien entstanden demnach *authentisch* in der Lebenswelt der befragten Frauen und waren bereits in alltägliche Kontexte eingebettet, bevor sie für den Fotoauftrag herangezogen wurden. Dadurch eröffnete sich eine weitere Facette, die ich nicht zu erfassen beabsichtigt hatte, nämlich über die Rolle von Fotos im Alltag der Befragten über die Forschungsteilnahme hinaus zu lernen.

3) Die „*decoding phase*“ (Kolb, 2008b:6 Kursivsetzung Autor*in) dient dem Reflektieren der Fotograf*innen über die entstandenen Fotos gemeinsam mit der*m Forschenden in einem Interview, in dem das Bildmaterial in erster Linie als Erzählstimulus eingesetzt wird. Die Fotograf*innen entschlüsseln dabei das unstrukturierte Bildwissen durch die eigenen Lesarten. Das Ergebnis ist ein Interviewtranskript, das die Bilddaten um eine weitere Informationsebene ergänzt (Kolb, 2001:90f).

Die *Phase des Decodierens* im Zuge des Fotointerviews gestaltete sich sehr informell. Vor dem Interviewtermin wurden individuell Erinnerungen ausgeschiedt, die Fotos an mich weiterzuleiten, damit ich sie ausgedruckt zum Interview mitbringen konnte. Alle Interviews fanden an sicheren, gut erreichbaren Orten statt: Ein Café, ein Wohnzimmer, ein Park, die Räumlichkeiten einer Organisation und ein Büro wurden als mehr oder weniger ruhige Treffpunkte ausgewählt. Der Ablauf wurde in allen Fällen gleich in zwei Interviewphasen geteilt: 1) Der erste Teil widmete sich dem Decodieren des Bildmaterials. Erst wurden die entwickelten Bilder auf dem Tisch verteilt und die Teilnehmerinnen gebeten, die Fotografien in eine Reihenfolge nach Wichtigkeit zu bringen. Im Anschluss wurden die Frauen angehalten, frei und spontan über die einzelnen Fotos zu sprechen. Ergänzend wurden einige formale wie erzählgenerierende Fragen zu jeder Fotografie gestellt (siehe Appendix:153f). Zum Abschluss jeder Bilddecodierung wurden Teilnehmerinnen angehalten, dem Foto einen Titel zu geben. 2) In einem zweiten Teil wurde die Fotobefragung nach Kolb um ein problemzentriertes Interview nach

Witzel (2000) verlängert. Drei offene Frageblöcke zum Thema „Unterstützung während der Pandemie“ waren hierfür vorbereitet (siehe Appendix:153f). Dieser Abschnitt war als Vertiefung sowie Back-up gedacht, sollte die Fotobefragung für die Befragten wenig erzählgenerierend wirken oder aus anderen Gründen nicht wie geplant umsetzbar sein. Tatsächlich gestaltete sich die Phase des Decodierens für so manche Teilnehmerin ungewohnt wie verunsichernd und das offen gehaltene Gespräch über ihre Bildbeiträge kam immer wieder ins Stocken. In jenen Momenten baten teilnehmende Frauen mitunter um weitere Rückfragen und Gesprächsanleitung meinerseits. Damit einher ging die Frage, was ich von ihnen hören wolle, wie diese Teilnehmerin zum Ausdruck bringt:

„T1: z. B. ich möchte ... ahm, keine Ahnung. Mh, ich möchte z. B. mh, ich habe gerade im Kopf gar nichts mehr. I: Macht nichts >lachen< aber du hast eh schon ein Beispiel genannt, ja. T: Also ich glaube, ich bin ein bisschen, also ich wollte dich fragen, bin ich raus aus da Thema gegangen? I: Nein. Also überhaupt nicht! Es geht auch mehr darum, dass wir so auch gemeinsam uns wirklich anschauen, was die Fotos bedeuten und was für Gedanken und Ideen dir dazu kommen. Also du bestimmst oder deine Ideen bestimmen.“ (Teilnehmerin 1, Z:109-114)

Sowohl sprachliche Hürden sowie Selbstbewusstsein schienen hier mitzuwirken, sodass die Fotobefragung allein nicht immer den erzählgenerierenden Effekt hatte. Umgekehrt bot das Konzept des Interviews, das allen ein Begriff war, nach einem semi-strukturierten Frage-Antwort-Schema in manchen Fällen mehr Sicherheit. Dennoch zeigte sich bei allen Frauen deutlich, dass über das Gespräch hinweg Offenheit für den experimentellen Zugang bestand. Vielfach kamen ausführliche Dialoge zustande und es machte den Anschein, dass das Interesse für das Thema groß war oder viel mehr Befragte dazu viel zu sagen und beizutragen hatten:

„T5: (...) Das Foto sagt mir auch genauso. [I: Ja] ‚Schwierig aber-‘ ... [I: Aber?] Oder, wie soll ich sagen? Ich kann keine so, also ich kann's nicht in so in ein Wort sagen. [I: Mhm] aber ich kann's dann irgendwie beschreiben. Dass dann hald in eine schwierige Zeit oder hald schwierige Platz, [I: Mhm] dass du 's dann da auch was Gutes findest. [I: Mhm ... Ja].“ (Teilnehmerin 5, Z:205-211)

Besonders für die Teilnehmerinnen, die sichtlich gern über sich sprachen und sich bereits mit der Thematik auseinandergesetzt hatten, wurde das Interview zum Anlass, um über ihre Unterstützungserfahrungen zu reflektieren.

3.6 Zur mehrphasigen Datenauswertung von Bild- & Textmaterial

Nach Abschluss der empirischen Datensammlung ist es die Aufgabe der Forschenden, mit Unterstützung einer Forschungsgruppe die Fotos sowie das Foto-Interview zu analysieren und zu interpretieren. Bild- und Textmaterial werden dabei erst separat ausgewertet und im Anschluss

zusammengeführt. Insgesamt lassen sich somit drei Auswertungsebenen differenzieren⁷: 1) Die Bildanalyse (Phase 1 & 2), 2) die Textanalyse (Phase 3) und 3) die Zusammenführung der Ergebnisse aus Bild- und Textanalyse (Phase 4). Zu bemerken ist an dieser Stelle, dass die Auswertungs- und Interpretationsarbeit einer engagierten Forschungsgruppe bedarf. In dieser Arbeit waren sogar zwei Gruppen im Einsatz, um eine getrennte Auswertung von Bild- und Textmaterial durchzuführen. Angefangen wurde mit der mehrphasigen Analyse des Bildmaterials, das in vielfacher Hinsicht soziologisch schwer zu deuten schien. Bilder zeichnen sich schließlich durch ihre Non-Verbalität aus, in der sie intersubjektiv Informationen vermitteln, wie durch die Simultanität, in der ihre Bedeutungsstrukturen gewissermaßen verstreut sind (Kolb, 2001:103; Müller-Doohm, 1997:88). Mit dem Forschungsinteresse, latente Sinnkonstruktionen und subjektive Bedeutungen aus den Fotos herauszuarbeiten, wurden für die Auswertung der Bilddaten sowohl Auszüge aus der kultursoziologischen Symbolanalyse nach Müller-Doohm wie Reichertz' Beitrag zur Einzelbildanalyse und Schritte aus Kolbs Dissertation herangezogen (Kolb, 2001:101ff; Müller-Doohm, 1997:103ff; Reichertz, 1992:255-263). Die Bildanalyse selbst teilt sich grob in zwei Phasen: Phase 1) Gruppierung und Typisierung der Bildgesamtheit inklusive Identifikation von sogenannten *Prototypen* und Phase 2) Einzelbildanalyse aller Prototypen.

Eingesetzt wurden Müller-Doohms kultursoziologische Strukturierungsansätze (1997) primär für die Phasen 1) und auszugsweise in der Phase 2). Die Ansätze von Reichertz und Kolb wurden insbesondere für die systematischen Einzelbildanalysen in Phase 2) herangezogen. Das Ziel der Bildanalyse war es, Interpretationen schrittweise zu abstrahieren und unter Einbezug von Theorien diese nach und nach zu potenziellen Kategorien zu verdichten.

Phase 1 | Clusterung, Typenbildung & Identifikation von Prototypen

Die Bildanalyse gilt als Herzstück der Auswertung⁸ von Fotobefragungen, für die ich mich zu Beginn auf den von Müller-Doohm ausführlich beschriebenen Zugang in der Datenreduktion und Typisierung stütze (Müller-Doohm, 1997:103). In groben Zügen wende ich Teile des Leitfadens an, der von Müller-Doohm ursprünglich für die systematische Analyse von Bild-Text-Botschaften mit Schwerpunkt auf Werbebilder konzipiert wurde. Die Elemente der *Bildersteindrucksanalyse* (Schritt 1), der *Typenbildung* (Schritt 2) und der Identifikation von *Prototypen* (Schritt 3) sind hieraus entlehnt und finden in verkürzter und abgewandelter Form Einsatz (Müller-Doohm, 1997:103; Müller-Doohm & Jung, 1995:248-253).

⁷ Im Unterschied zu Kolb, die nur zwei Ebenen differenziert und den Text als ergänzendes Element direkt in die Bildanalyse einbezieht (Kolb, 2001:109).

⁸ Für die Auswertung des Textmaterials legt sich Kolb nicht fest und empfiehlt, eine auf die Forschungsfrage abgestimmte, qualitative Methode zu wählen. Dazu ist grundsätzlich jede Art von beschreibend-dokumentarischem oder analytisch-interpretativem Analyseverfahren denkbar (Kolb, 2021:517f).

Schritt 1: Im ersten Schritt wird durch „*Bildersteindrucksanalysen*“ (Müller-Doohm, 1997:103, Kursivsetzung Autor*in) die Bildgesamtheit auf ihre primären Eindrücke⁹ hin gesichtet (ebend.). Diese Einstiegsphase dient der Sensibilisierung einer Arbeitsgruppe gegenüber dem Bildmaterial in seinen Nuancen (Kolb, 2001:111f). Infolge dessen wird die Bildgesamtheit in der Forschungsgruppe in der „*Hypothetische[n] Typenbildung*“ (Müller-Doohm, 1997:103, Kursivsetzung Autor*in) sortiert. Versucht wird, Fotos entlang des Ersteindrucks, ihrer gemeinsamen Botschaften und charakteristischen Merkmale sowie weiteren „*Familienähnlichkeiten*“ (Müller-Doohm, 1997:103) in Gruppen einzuteilen (ebend; Müller-Doohm & Jung 1995:252). Kurzum, wird die Gesamtheit an Fotografien in Cluster aufgeteilt und entlang des Prinzips von Ähnlichkeiten und Unterschieden geordnet. Dabei gilt, so viele Gruppen wie nötig, aber so wenig wie möglich zu bilden.

Die 49 Fotos, die von Teilnehmerinnen produziert oder zusammengetragen wurden, spiegelten die explorative Komponente der partizipativen Fotobefragung beispiellos wider. Der Gesamteindruck des Bildmaterials aus fünf Fotobefragungen suggerierte, dass tendenziell Darstellungen subjektiv bedeutsame oder besondere Momente, Personen und Objekte ausgewählt wurden, seltener das Alltagsgeschehen. Vielfach fiel die Wahl auf Abbildungen, die als schön oder emotional wahrgenommen wurden, sowie Bilder, die Wünschen, Sehnsüchten und Träumen Ausdruck verliehen. Aus der Gesamtheit des Bildkorpus⁹ wurden mit Fokus auf den Bezug zu Unterstützung insgesamt drei umfangreiche Cluster als hypothetische Typen gebildet: 1) *Mobilität*, 2) *Soziale Beziehungen*, 3) *Hoffnung*. Einige Bilder, die nicht eindeutig zu einer der Gruppen zugeordnet werden konnten, verblieben in einer *Restgruppe* und wurden vorläufig unter dem breiten Titel *Orte* zusammengefasst. Diese Gruppierung wurde später wieder verworfen, weil sich im Zuge des Analyseprozesses deutliche Überschneidungen mit der ausformulierten Version des Clusters *Mobilität* abzeichneten. Eine Entscheidung, die allein aus der Ersteindrucksanalyse der Bilder noch nicht hervorgegangen wäre.

Schritt 2: Im zweiten Schritt wird die „*Typenbildung*“ (Müller-Doohm, 1997:103 Kursivsetzung Autor*in) in einer Forschungsgruppe durchgeführt, wobei das gesamte Material nun feingliedriger selektiert und typisiert wird.

Nachdem sich das Spektrum innerhalb der gebildeten Gruppierungen häufig zu kontrastreich und vielfältig gestaltete, wurden im Zuge der Bildung von Typen weitere Differenzierungen vorgenommen. Für die Cluster *Mobilität*, *Soziale Beziehungen* und *Hoffnung* ergaben sich jeweils innerhalb der Bildfamilien deutliche *Kontrast-Typen* als Subgruppen der Bildgruppierungen. Lediglich beim Cluster *Hoffnung*, das mit 20 Fotografien die umfangreichste Gruppe bildete, ließen sich die Fotos nicht in zwei, sondern drei Typen ordnen:

⁹ Hierzu zählt Müller-Doohm die Beschreibung der Primärbotschaft (a), dargestellter Dinge und Personen (b), markant erscheinender Stilmomente (c), sowie Machart der Inszenierung (d) (Müller-Doohm, 1997:103).

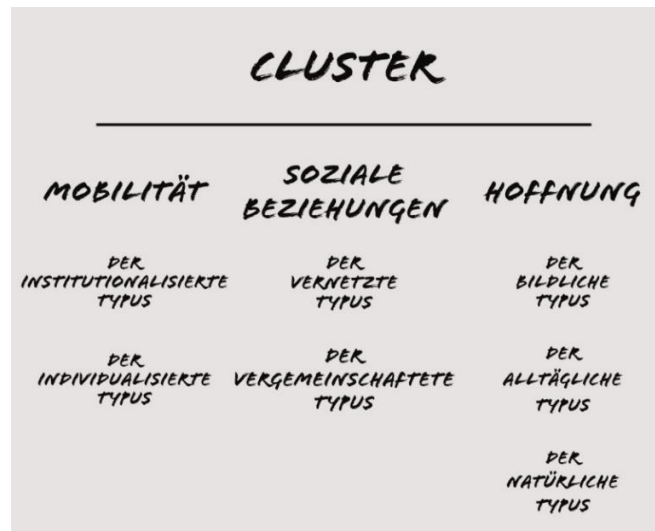


Abbildung 1: Cluster & Typen, eigene Darstellung

Schritt 3: Im dritten Schritt findet die Identifikation sogenannter „Prototypen“¹⁰ (Müller-Doohm & Jung 1995:252) für jeden gebildeten Typus statt. Jene Bilder eignen sich als Repräsentanten für die jeweilige Subgruppe und werden in Folge im Detail analysiert (ebend.; Müller-Doohm, 1997:103).

Die identifizierten Repräsentanten konnten in manchen Bildgruppen eindeutiger bestimmt werden als in anderen. Zum Teil veränderte die Bestimmung eines Prototyps auch die Zuordnung der Fotos und den Typen zugeteilte Inhalte und Botschaften wieder. Das Cluster *Hoffnung* erwies sich dabei inhaltlich am komplexesten, indem, anders als in den anderen Bildfamilien drei repräsentative Prototypen ausgemacht wurden. In Summe wurden sieben Repräsentanten für sieben Typen identifiziert.

Ein Fallbeispiel: Cluster *Hoffnung*

Um die dargestellten Schritte im Detail zu veranschaulichen, wurden Ausschnitte zum Cluster *Hoffnung* als Fallbeispiel eingefügt. Eine Einzelbildanalyse ist exemplarisch für einen der identifizierten Prototypen aus Platzgründen im Anhang zu finden (siehe Appendix:159-163).

Die Omnipräsenz des Hoffens im Zusammenhang mit persönlicher Unterstützung überraschte und irritierte in den Analysegruppen anfangs, weil diese sehr abstrakt als Form der alltäglichen Unterstützungspraxis erschien. Zugleich verwies eine Vielzahl der Fotografien und Bildtitel deutlich auf die geteilte Bedeutung jener symbolisch aufgeladenen Kategorie. Die wiederkehrende bildliche Darstellung von Hoffnung, ein Begriff, der soziologisch wenig Aufmerksamkeit erfährt, bildete letztlich einen der drei analytischen Schwerpunkte. Nach der Auslegung der visuellen Relevanzsetzungen der teilnehmenden Frauen schien das Thema Hoffnung später auch in Bildtiteln und Narrativen aus verschiedenen Befragungen immer wieder auf. Das Beispiel veranschaulicht, wie offensichtlich Bilder

¹⁰ Als *Protoyp* definiert Müller-Doohm ein Bild, das über die Häufigkeit und Signifikanz seiner Merkmale einen Bildtypus oder eine Bildgruppe repräsentiert (Müller-Doohm & Jung 1995:252).

so manche latente Bedeutungszusammenhänge machen können, die bei alleiniger Textanalyse womöglich übersehen worden wären.

Für das Cluster *Hoffnung* wurden drei Typen – 1) der bildliche Typus, 2) der alltägliche Typus und 3) der natürliche Typus gebildet. Für eine erste Gesamtübersicht von möglichen sozio-kulturellen Bedeutungen der Bildtypen nach Müller-Doohm wurden diese in Bezug auf Unterstützung wie folgt umschrieben (1997:103).

HOFFNUNG: DER BILDICHE TYPUS

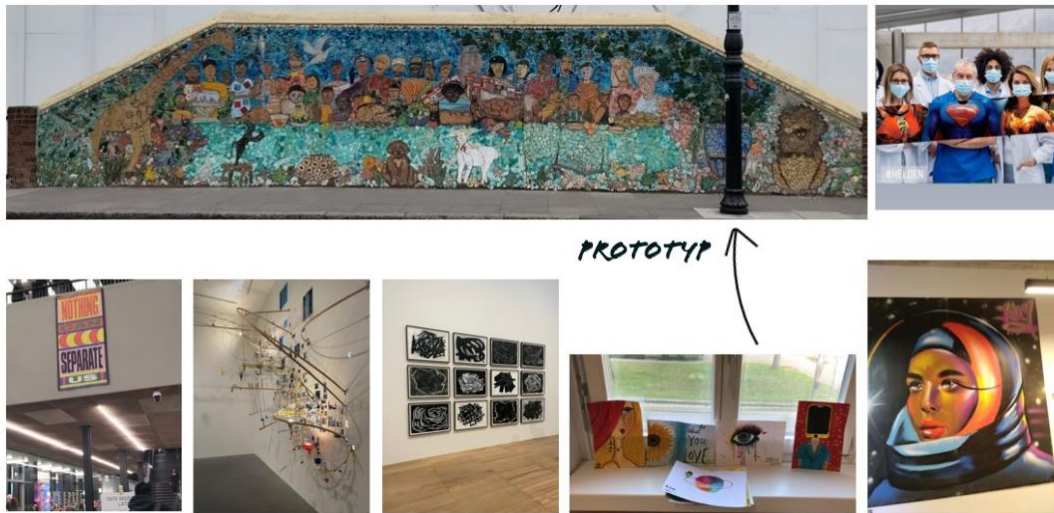


Abbildung 2: Typus 1, eigene Darstellung, Fotos von Anoush, picsart & Zeina

1) Der bildliche Typus zeigt an, wie Kunst als Kulturtechnik an Wänden, Fenstern und Räumen in einer monotonen Realität zum Reisen in ausgemalte Welten einlädt. Als aktive Praxis werden Bilder und Zeichnungen zu Plattformen, die den eigenen Gefühlen Ausdruck geben. Motive erinnern an Idealzustände wie Schutz, Sicherheit oder Gemeinschaft und Zusammenhalt – sie tragen populäre, ideologische und persönliche Botschaften weiter. In visuellen Imaginationen materialisieren sich Fantasien und das, was nicht ist. Bilder erzählen von Identitäten, Wünschen, Interessen und Idealen. Der imaginierte Typus drückt aus: „So soll meine Welt aussehen,“, „daran glaube ich“ und „das bin ich“ oder „da wäre ich gern.“

HOFFNUNG: DER ALLTÄGLICHE TYPUS

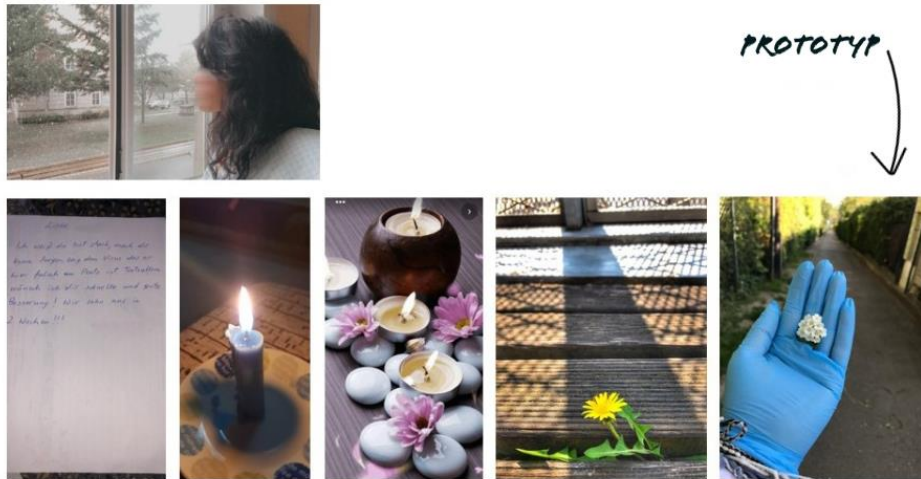


Abbildung 3: Typus 2, eigene Darstellung, Fotos von Anoush, Manal & pinterest

2) Der alltägliche Typus erinnert daran, dass das symbolische Gewicht der kleinen Freuden im Leben nicht zu unterschätzen ist. Es sind verdinglichte Hoffnungsträger, die in der eigenen Lebenswelt Platz haben, in ihrer Form portabel und austauschbar sind, aber an ihrer Bedeutung festhalten. Erhellende und schöne Dinge bleiben auch in harten und düsteren Zeiten im Alltag präsent, werden durch Blüten, Kerzen, Fenstern oder Briefe sichtbar und greifbar.

HOFFNUNG: DER NATÜRLICHE TYPUS

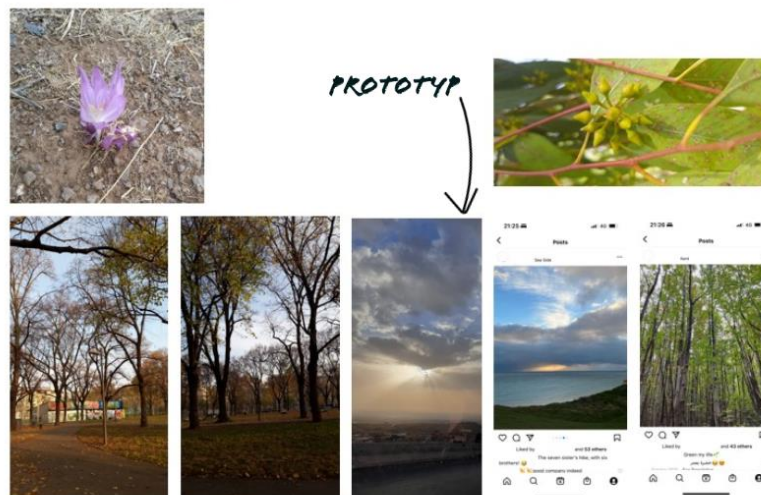


Abbildung 4: Typus 3, eigene Darstellung, Fotos von Manal & Sana

3) Der natürliche Typus umfasst den Austausch mit Naturelementen als symbolische Quelle von Hoffnung und verklärter Zuversicht. Natur könnte hier für Vertrauen, für Lebensqualität und Schönheit stehen, präsentiert sich als Ausgangspunkt für Inspiration, Sehnsucht und Geborgenheit. Genauso zeigen sie die Widerständigkeit von Pflanzen und die Sinnlichkeit der Elemente wie Licht und Wasser. Naturelemente stehen hier für Rückzug, Resistenz und Harmonie. Die Botschaften, die der Typus

vermittelt, sind solche wie: „Solange es Licht gibt, gibt es Hoffnung“ oder „in der Natur bin ich aufgehoben.“

Exkurs: Hoffen als Unterstützung

Wenn man im Lexikon der Soziologie nach Hoffnung sucht, ist dort neben dem Wort Hoffnung lediglich ein Pfeil, der zu *Vertrauen* weiterverweist (Klimke *et al.*, 2020:316). Ohne Hoffnung als eine eigene Kategorie zu definieren, wird weiter unter Vertrauen der folgende Handlungsmodus beschrieben: Vertrauen, oder *trust* im Englischen, „*heißt die mit Risiken belastete Zuversicht, dass sich die Personen und Objekte in meinem Umfeld gemäß meinen Vorstellungen verhalten, dass ich darauf hoffen kann.*“ (Klimke *et al.*, 2020: 843). Vertrauen wird weiter mit Verweis auf Simmel als eine der wichtigsten „*synthetischen Kräfte*“ (Simmel 1908 zit. in: Klimke *et al.*, 2020:843) zitiert, die in einem Zustand von „*Wissen und Nichtwissen*“ (Klimke *et al.*, 2020:843) eine hypothetische Grundlage für soziales Handeln bieten. Hoffnung wird in dieser soziologischen Definition als Form von Vertrauen eingeordnet. Es ist kein blindes Vertrauen, aber ein zuversichtliches, sodass in Situationen, in denen die Ungewissheit groß ist, von subjektiv günstigen Entwicklungen ausgegangen werden kann, anstatt vom schlimmstmöglichen Szenario. In dieser Auslegung wird Hoffnung zu *hoffen*, also zu einer Handlung. Diese wird in Kontexten tragend, in denen, ohne dass Gewissheit oder Kontrolle über den Verlauf des Geschehens möglich ist, bestmögliche Entscheidungen getroffen werden können. Jene Auslegung des Hoffens wird auch zum Ausgangspunkt in der folgenden empirischen Auswertung herangezogen.

Phase 2 | Einzelbildanalyse von Prototypen

Schritt 4: Der vierte Schritt sieht die Einzelbildauswertung aller Prototypen vor, in der eine Kombination aus Müller-Doohms, Reichertz' und Kolbs Beiträgen zur Einzelbildanalyse entlang von drei Analyseschritten 1) Deskription, 2) Rekonstruktion & Selbstreflexion und 3) Interpretation folgt. Ziel der detaillierten Auswertung ist die Verdichtung von Interpretationen hin zu Vorstufen von Kategorien oder bereits vorläufigen Kategorien.

Für die Sensibilisierung der Einzelbilder über akribische Beschreibungen werden vier von sechs Dimensionen¹¹ aus Müller-Doohms Leitfaden zur *deskriptiven Ebene*, die sich auf die Visualität beziehen, übernommen. Die Verschriftlichung aller sichtbaren Details soll den Blick der Betrachter*innen schärfen und ihnen einen detaillierten Überblick über eine Fotografie verschaffen (Müller-Doohm, 1997:105). Ergänzend werden in der vorliegenden Analyse auch die Titel, welche die Teilnehmerinnen den Fotos gegeben haben, sowie der Standort – wenn genannt – einbezogen (Kolb, 2001:110). Im Anschluss an diese Vorbereitung wird die Rekonstruktion von sozialen Handlungen nach Reichertz und Kolb in drei Perspektiven verfolgt: 1) Zum Ersten wird die Botschaft der Bildproduzentin,

¹¹ Die folgenden Schritte 1. Bildelemente, 2. Bildräumliche Komponente, 3. Bildästhetische Elemente, die 6. Bildgesamtheit werden von Müller-Doohm entlehnt (Müller-Doohm, 1997:105).

aufbauend auf der Deskription über die „*Handlung vor der Kamera*“ (Reichertz, 1994:259) versucht nachzuvollziehen. 2) Darauf folgt der Fokus auf die „*Kamerahandlung*“ (Reichertz, 1994:259) selbst als fotografische Handlung (ebend.; Kolb, 2001:110,117). 3) Schließlich wird die „*Beziehung zwischen Betrachterin und Fotografie*“ (2001:119) nach Kolb ergänzt, indem der*die Forscher*in als Rezipient*in selbstreflexiv ihre Sicht auf das Bild verschriftlicht (ebend.:110,119). Dieser Schritt soll die eigene Lesart und persönliche Assoziation mit dem Abgebildeten offenlegen, um diese in der späteren Interpretation gegenüber den anderen Lesarten gezielt zurückzuhalten (ebend.:119). Diese drei Perspektiven, die ein Foto über die Produktion, Abbildung und Rezeption in seinen sozialen Dimensionen nachzuzeichnen versuchen, stellen die Basis für die Entwicklung von ersten Interpretationssträngen dar (Müller-Doohm, 1997:106; Reichertz, 1992:152,154). Die Interpretationen der rekonstruierten Bildbotschaften können von unausgereiften Deutungen bis hin zu fortgeschrittenen Bedeutungszusammenhängen reichen und gegebenenfalls bereits mit theoretischen Konzepten verknüpft werden (Müller-Doohm, 1997:106). Die Einzelbildinterpretationen sind die Zwischenergebnisse der Phase 2, die für alle sieben Prototypen durchgeführt wurde. In weiterer Folge wurden diese provisorischen Ergebnisse mit den vorläufigen Textinterpretationen aus Phase 3 in Phase 4 synthetisiert.

Phase 3 | Fallübergreifende Textanalyse

Die Fotobefragungen wurden nach *Constructing Grounded Theory* (Charmaz, 2014), kurz CGT; computergestützt durch MAXQDA ausgewertet. Charmaz unterzieht die induktive Forschungstradition der *Grounded Theory*, in Abgrenzung zu Stauss und Glaser, einem *constructivist turn* (2014:12f). Analog zur kritischen Auseinandersetzung mit sozialer Realität als prozesshaft, konstruiert und vielschichtig, integriert die Sozialwissenschaftlerin eine reflexive Haltung gegenüber Subjektivität und gesellschaftlichen Positionen in die Forschungspraxis (2014:13f). Die Auswertung des Textmaterials mit CGT schien aus drei Gründen schlüssig:

1) Der Ansatz sieht eine Kontextualisierung von empirischer Forschung in einem sozialen wie historischen Kontext entlang der Koordinaten Ort und Zeit vor. Auf dieser Basis werden Forschungsprozesse als Ergebnis von Co-Konstruktionen zwischen Forschenden und interviewten Personen begriffen, in denen Machtverhältnisse und Subjektivitäten eine tragende Rolle spielen (Charmaz, 2017:39f).

2) Der Forschungszugang hält sich nahe an die erhobenen Daten und eignet sich deshalb Lebenswelten, selbst wenn diese in unterschiedlichen sprachlichen oder sozio-kulturellen Kontexten situiert sind, verstehend zu analysieren. Durch den analytischen Fokus auf aktive Handlungen und subtile Prozesse, die sich aus den Narrativen von Teilnehmer*innen herausarbeiten lassen, werden aus gelebten Erfahrungen reflexiv Konzepte abgeleitet, ohne die sozialen Bedingungen, Machtverhältnisse wie Ungleichheiten auszublenden, die sie zeichnen (Charmaz, 2017:34f).

3) Eine Reihe an vielseitig anwendbaren methodischen Strategien zielen auf einen Forschungsprozess ab, der in laufendem Austausch mit Daten, Fällen und Theorien stattfindet. Über eine kritische Haltung und stetige Selbstreflexion erlaubt es der Forschungsmodus, sich tiefgehend mit Bedeutungshorizonten und den Mikrokosmen der Forschungsteilnehmenden auseinanderzusetzen (Charmaz, 2017:41).

Nicht zuletzt steht die Analysemethode, die anstrebt, aus empirischen Daten präzise, theoretisch fundierte Kategorien zu konstruieren, dem Einbezug von Bildmaterial offen gegenüber (Charmaz, 2014:336).

Im Grunde findet die Auswertung von Textmaterial in der CGT über einen Codierprozess statt, der sich in zwei Phasen teilt: dem *initial coding*, und dem *focused coding*. Über den Forschungsverlauf hinweg werden zudem Memos verfasst, Notizen, die eine aktive wie reflexive Auseinandersetzung mit Daten im Sinne einer „*methodological self-consciousness*“ (Charmaz, 2017:35) und damit die analytische Qualität fördern soll (ebend., 2014:164f). Unter dem Begriff versteht Charmaz die bewusste Berücksichtigung von potenziell unterschiedlichen sozialen Positionen, Interessen und Sichtweisen zwischen Forscher*innen und Teilnehmer*innen, welche die Forschungsdynamik und das produzierte Wissen unabdinglich zeichnen (ebend., 2017:35). Im *initial coding* werden Textsequenzen offen und spontan vorläufige Codes zugeordnet, die sich auf Prozesse, Handlungen und Transformationen der geschilderten Erfahrungen beziehen (Charmaz, 2014:127; 2017:41). Diese Phase findet schrittweise für jedes Interview statt, soll kritische Fragen an die Daten generieren und nimmt nach dem ersten Interview in ihrer Ausführlichkeit ab. Beim *focused coding* werden *initial* Codes über Vergleiche mit anderen Codes und Fällen sowie durch Einbezug von Feldnotizen und Memos auf eine zunehmend abstraktere Ebene gehoben. Codes werden auf ihre analytische Konsistenz und Relevanz in Bezug auf das Forschungsinteresse geprüft, selektiert und strukturiert (Charmaz, 2014:140ff). Die Codierphase setzt in einer fallübergreifenden Auswertung bei Codes aus einem Interview an und nimmt sukzessive über Vergleiche von Codes mit Codes, Fällen mit Fällen, Interviews mit Interviews und mit Memos an Abstraktionsniveau und theoretischer Reichweite zu (ebend.:146). Nach Abschluss des Codierens geht es um die zunehmende Verdichtung der Analyse und Interpretation der Texte hin zur Entwicklung von Kategorien, wozu das „*theoretical sampling*“ (Charmaz, 2014:192, Kursivsetzung Autor*in) beitragen soll. In der theoretischen Sättigung werden analytische Konstruktionen systematisch weiterentwickelt und über Rückgriff auf Theorien und Literatur auf ihre theoretische Relevanz geprüft (ebend.:192f). Dabei sollen inhaltliche Lücken geschlossen, die Standfestigkeit und Präzision von Interpretationen erhöht und nicht haltbare Lesarten verworfen werden (Charmaz, 2014:196,212ff).

In der Praxis erwies sich die Methode der CGT in Ergänzung zu Einzelbildanalysen als konstruktiv. Die fallübergreifende Textinterpretation ermöglichte es, im Unterschied zu den Einzelbildinterpretationen, Erlebnisverläufe und Handlungsstrategien, die Teilnehmerinnen in den Fotointerviews schilderten, anhand ihrer Narrative umfassend zu rekonstruieren und zu deuten. Die letzten Auswertungsphasen des Textmaterials wurden jedoch bereits mit Hinblick auf die Zusammenführung mit der

Bildinterpretationen adaptiert umgesetzt. Der Schritt der theoretischen Sättigung wurde beispielsweise erst nach Synthese von Bild- und Textanalyse in Phase 4 vervollständigt. Die in der Textauswertung entstandenen Kategorien wurden als Zwischenergebnisse auf Textebene in Phase 4 mit der Bildebene zusammengeführt.

Phase 4 | Synthese von Bild & Text

In der letzten Auswertungsphase erfolgt die Zusammenführung der Zwischenergebnisse aus der Bild- und Textinterpretation. Interpretative Ansätze, die aus Bild und Text abgeleitet wurden, werden in Verhältnis zueinander gesetzt, in ihren analytischen Sinnzusammenhängen verdichtet oder aber über Widersprüche wechselseitig eingegrenzt. Dabei können sich Bild- und Textergebnisse einerseits verstärken und ergänzen, was eine Zusammenführung von beiden Analyseebenen möglich macht. Andererseits können sich Interpretationsstränge voneinander abgrenzen oder gar infrage stellen, wodurch Ansätze eingegrenzt und zum Teil wieder verworfen werden (Kolb, 2001:108, 2008a:5). Genauso können Bildanalysen Aspekte aufzeigen, die auf Textebene unerwähnt bleiben oder umgekehrt. Die Vorgangsweise in der Synthese von Bild und Text wird weder in den herangezogenen visuellen Methoden noch in der CGT detailliert ausgeführt (Charmaz, 2014:336; Kolb, 2021:513; Müller-Doohm, 1997:106). Ungeachtet dessen soll in der Zusammenführung von Bild und Text auch der Schlüssel der Auswertung von Fotobefragungen nach Kolb liegen:

„Die Fotobefragung ist [...] eine Methode, die kulturelle Vielfalt und widersprüchliches, gleichzeitiges Nebeneinander von Einstellungen, die immer wieder neu ausverhandelt werden müssen, in eben dieser Gleichzeitigkeit, in [der sie] Bild und Text aufzeigen kann.“ (Kolb, 2001:108f)

Anders als bei Kolb, die Interviewmaterial lediglich als Ergänzung zur Bildebene heranzieht, wurde in dieser Arbeit eine gleichmäßig gewichtete Zusammenführung von Bild- und Textergebnissen angestrebt. Die analytische Grundlage für die Synthese von Bild und Text entstand im Zuge in der Bildauswertung, nämlich in der visuellen Struktur der Phase 1 der Bildanalyse (siehe Abbildung 1:50). Das daraus abgeleitete Schema der Bildcluster und -typen wurde als Basis für die Zusammenführung der vorliegenden Endergebnisse herangezogen und ist damit selbst als Teil der Ergebnisse zu betrachten. Kurz zusammengefasst wurden in der Synthesephase auch Textinterpretationen entlang der Cluster – *Mobilität, soziale Beziehungen, Hoffnung* – organisiert, um die Kompatibilität der Erkenntnisse aus Bild- und Textanalyse zu gewährleisten. Interpretationen aus Bild und Text wurden in Folge den sieben Typen – *der institutionalisierte Typus, der vernetzte Typus, der bildliche Typus,...* – zugeordnet und weiter ausgearbeitet. Die aussagekräftigsten Interpretationsstränge wurden zu Kategorien weiterentwickelt und einer theoretischen Sättigung nach Charmaz (2014) unterzogen. Nach Möglichkeit wurden dabei Bild- und Textkategorien zusammengeführt. Durch die Überzahl der Textkategorien wurden mehrfach Kategorien theoretisch untermauert, die nicht mit Bildinterpretationen verknüpft werden konnten, sich aber in die visuelle Struktur einordnen ließen.

Entsprechend verschob sich das Verhältnis von Text und Bild in der Phase 4 zugunsten der Textebene, selbst wenn die Bildebene durch das strukturierende Schema aus der Phase 1 richtungsweisend blieb. Diese Form der systematischen Synthese von Zwischenergebnissen aus Einzelbildanalysen und vorläufigen Kategorien aus der Textanalyse anhand der visuellen Struktur des Bildmaterials könnte auch als *visuelle* Sättigung bezeichnet werden.

4. Darstellung der Ergebnisse

Zu den Teilnehmerinnen

Sozio-demografische Gemeinsamkeiten der teilnehmenden Frauen sind in erster Linie ihr Lebensmittelpunkt London oder Wien, ihr Asylstatus und ein Alter zwischen 24 und 31 Jahren. Manal, Sana und Yasmin kommen aus verschiedenen Regionen Syriens, Anoush aus Afghanistan und Zeina aus einem Maghrebstaat, der nicht genannt werden soll. Eine der Frauen suchte zu Beginn der Pandemie Anfang 2020 in England um Asyl an und wartete die Entscheidung um ihren Aufenthalt während des Lockdowns ab. Bei zwei Frauen in Wien lag der Asylprozess bereits einige Jahre zurück. Zwei weitere Teilnehmerinnen sind als unbegleitete Minderjährige in das jeweilige Ankunftsland gekommen und leben schon über ein Jahrzehnt in ihrem neuen Lebensmittelpunkt. Die Entscheidungen der Asylverfahren dauerten unterschiedlich lange (zwischen eineinhalb und drei Jahren, in einem Fall über zehn). Eine der Frauen besitzt keinen formalen Bildungsabschluss, eine Teilnehmerin hat die Matura abgeschlossen, eine hat einen Lehrabschluss gemacht, eine weitere einen Bachelorabschluss und eine einen Masterabschluss absolviert.

Drei der Teilnehmerinnen waren während des Lockdowns als systemrelevante Arbeitskräfte im Verkauf oder Gesundheitsbereich im Einsatz, eine der Teilnehmerinnen war bisher nicht in der Lage, einer Erwerbstätigkeit nachzugehen und eine der Frauen war in einer Forschungsinstitution tätig. Drei der Teilnehmerinnen nutzten Angebote karitativer Organisationen oder waren selbst ehrenamtlich in diversen Vereinen und Projekten aktiv. Zwei der Frauen wohnten mit ihrer Kernfamilie als Mutter bzw. Tochter zusammen, die drei anderen lebten allein, aber teilten während der Pandemie teils die Wohnungen oder das Haus mit einer oder mehreren Personen. Drei der Teilnehmerinnen nahmen durch die Covid-19-Pandemie für sich kein erhöhtes Gesundheitsrisiko wahr, eine Person ist körperlich beeinträchtigt und identifiziert sich als Risikogruppe, eine weitere Teilnehmerin ist nach Ausbruch der Pandemie an Corona erkrankt und hatte einen schweren Verlauf. Alle Teilnehmerinnen erwähnten erhöhte psychische Belastung in unterschiedlichem Ausmaß als Herausforderung im Pandemiealltag, eine war in therapeutischer Behandlung. Deutlich kristallisierten sich der Asylstatus und die Folgen der Flucht für den Großteil der Befragten als ausschlaggebend für die aktuelle Lebenssituation heraus. Dasselbe ließ sich über das Ausmaß individueller Betroffenheit von der Pandemie im Alltag feststellen.

Einige Teilnehmerinnen hatten sich bereits in Forschungsprojekten beteiligt. Eine Person wurde über eine karitative Organisation, zu der ich im Vorfeld dieser Forschungsarbeit Kontakt hatte, angefragt. Die anderen wurden über persönliche Kontakte und eine Art Schneeballsystem kontaktiert. Als Basis für die Analyse wurden sowohl Interviewtranskripte und Fotos als auch Feldnotizen aus Vor- und Nachgesprächen mit Teilnehmerinnen einbezogen.

Sana und Zeina wohnen in London, während Anoush, Manal und Yasmin in Wien leben. Bei allen Namen handelt es sich um Pseudonyme. Ebenfalls wurden Orte und Details, die Aufschluss über Wohnort, Arbeitsplatz, Angehörige geben könnten oder anderwärtig sensibel erschienen, zum Schutz der teilnehmenden Frauen verändert. Prototypen, die teilnehmende Personen und Menschen aus ihrem persönlichen Umfeld abbilden, wurden zur Wahrung der Anonymität der Teilnehmenden nicht dargestellt. Jedoch wurden ergänzend Fotos aus Clustern als Bildzitate eingefügt, wo diese relevant schienen.

4.1 Mobilität

4.1.1 Der institutionalisierte Typus

UNTERSTÜTZUNG IST ZUGANG ZU STAATLICHEN STRUKTUREN



Abbildung 5: Prototyp 1, Yasmin

Ein dunkelgrüner Umschlag, goldene Schrift in Deutsch und Englisch sowie ein Wappen sprechen die Sprache von Formalität, Bürokratie und Recht. Es handelt sich der Aufschrift nach um ein Reisedokument der Republik Österreich, platziert auf einem heimeligen Fleck Wollhaar-Stoff. Das Heft, das einem Pass bis auf Farbe und Aufschrift zum Verwechseln ähnlich sieht, befindet sich auf dem Teppichboden unmittelbar *vor der Kamera*. Es ist nicht vollständig zu sehen, doch gerade genug, um zu erkennen, worum es sich handelt. Die leichte Spiegelung auf dem dunklen Papier verweist auf eine Aufnahme im Innenraum. Ob Decke, Polster oder Teppich ist nicht eindeutig zu erkennen, der Ausschnitt zeigt ein Textil, welches häufig in Schlaf- oder Wohnzimmern zu finden ist. Auf dem Stück Stoff liegend visualisiert das Dokument einen unverfänglichen Einblick in eine private Lebenswelt, die dem Reisedokument die Bedeutung eines Alltagsgegenstands verleiht. Als *fotografische Handlung* zeigt das abgebildete Reisedokument, wie eng rechtliche Bestimmungen und die eigenen Lebenswelten zusammenliegen. Die Aufnahme vermittelt die Beiläufigkeit, etwas zeigen zu wollen, ohne sich mehr Aufwand für die Inszenierung zu machen. Es scheint in der Fotografie nicht um die Ästhetik zu gehen, sondern darum, die wesentlichen Merkmale des Dokuments erkenntlich zu halten, ohne dabei Informationen über ihre Besitzerin preiszugeben. Das Bild trägt den Namen „*der Schlüssel*“.

Synthese Kategorie 1: *Resistente Konformität*

Bild | Das eigene Leben in der Hand haben

Das abgebildete Reisedokument repräsentiert österreichisches bzw. europäisches Recht und kann als sozial wie kulturell geformtes Symbol gelesen werden, das den individuellen Handlungsspielraum einer Person mit Flüchtlingsstatus in gesellschaftliche Rahmenbedingungen einschließt (Fritsche, 2012:367). Es handelt sich um ein Dokument, das auf zwei formale Funktionen verweist: einerseits das Aufenthaltsrecht wie das Recht auf soziale Rechte in Österreich und andererseits die legale Voraussetzung, um in andere Länder zu reisen (Benhabib, 2004:143f). In diesem allgemeinen Zusammenhang verweist das Dokument auf einen alltäglichen wie praktischen Wert, der Sicherheit über den Aufenthalt mit der Freiheit, Grenzen zu überqueren, vereint. Über den Bildtitel lässt sich schließen, dass das Dokument in diesem Sinne ein Schlüsselmoment im Lebensverlauf oder -abschnitt für die Fotografin darstellt. Die Inbesitznahme des pass-ähnlichen Dokuments könnte zu einem Wendepunkt im persönlichen Handlungsspielraum innerhalb von institutionellen Strukturen eines nationalstaatlichen Rechtssystems geführt haben. Die Anonymität der reduzierten Abbildung kann weiters auf die Allgemeingültigkeit der Bedeutung von Rechten verweisen, die über Pässe oder Reisedokumente an Individuen ausgestellt werden, abhängig von objektivierten Fakten um ihre Person. Das schlichte Objekt weist weiter auf die subjektive Bedeutung von rechtlicher Gleichstellung mit Staatsbürger*innen hin. Ein Statussymbol im wahrsten Sinne des Wortes, das die Tür in Richtung Autonomie, Absicherung und Mobilität öffnet, um nach einem Asylverfahren das eigene Leben wieder selbstständig gestalten zu

können. Auf den persönlichen Wert lässt die Präsentation des Hefts auf einer heimeligen Decke schließen.

„Y: Man sieht, dass es nur Reisepass ist, aber ist viel zu viel. (...) Wenn ich ein Flüchtling bin in einem Land, das heißt, dass, ich meine, mein Land, meine, also alles verloren habe und ich möchte was Neues beginnen und eine bessere Unterstützung finden. Ahm. Das heißt, als ich hier in diesem Land gekommen bin, dann ich gehöre auch zu diesem Land. Also, die Stadt gehört auch mir, ich möchte gerne hier weiter lernen, leben, arbeiten. Ja. Und wenn das Land die Türe für mich öffnet, und ahm, gibt mir die Rechte oder die Gleichberechtigung, die Gleich-ber-echtungen, wie ein Asylstatus oder, oder positiven Bescheid oder Aufenthalt, ah, ich fühl mich so unterstützt. Also ja, ich fühl mich so, ich bin jetzt unterstützt. Also ich bin z.B. nicht mehr, wo ich bin, wo ich grad war, also dort war Krieg, konnte, also hatte man keine Rechte, also hatte man gar nichts und hier ist alles geöffnet für mich.“ (Yasmin, Z:60-71)

Dass Rechte und der Anspruch auf staatlichen Schutz als persönlicher Schlüssel zur Unterstützung über Gleichberechtigung und Unabhängigkeit ausgelegt werden, geht aus dem Kommentar hervor. Yasmin selbst bezieht die Bedeutung des passförmigen *Schlüssels* auf die eigenen Handlungs- und Bewegungsmöglichkeiten, für die das Dokument eine ausschlaggebende Rolle gespielt hat. Das unscheinbare Dokument eröffnet offiziell den Zugang in das rechtsstaatliche System Österreichs, das für Yasmin aber auch das Recht auf einen Ort bedeutet, an dem sie sich ihre Zukunft aufbauen kann. Wie sie ergänzt *„dann ich gehöre auch zu diesem Land“* (Yasmin, Z:65), stellt das Reisedokument für sie auch ein Indiz für Zugehörigkeit dar (Benhabib, 2004:134) – ihren Pass. Ihre Selbstständigkeit in Österreich beginnt mit der Zulassung zum Ausbildungs- und Arbeitsmarkt nach Erhalt des positiven Asylbescheids. Unterstützung wird hier über das Recht zu bleiben und relativ gleichberechtigten Zugang zu Bereichen wie Bildung, Arbeit, Gesundheitsvorsorge und Reisefreiheit definiert. Den braucht es, um sich eigenständig eine Existenz aufzubauen. In dem handlichen Dokument manifestiert sind die Gewissheit und das Gefühl, das eigene Leben wieder selbst in der Hand zu haben.

Text | die Zweischnidigkeit institutioneller Unterstützung – Möglichkeit vs. Diskriminierung

Die einschneidende Wendung in ihrem Leben in Österreich ist gebunden an ein kleines Heft mit großem Gewicht, wie Yasmin pointiert in ihrer Erzählung feststellt, es wiege *„viel zu viel“* (Yasmin, Z:60). Nicht nur Yasmin schildert eine prekäre Existenz während ihrer *„Wartezeit“* (Yasmin, Z:76) im laufenden Asylverfahren, das bei ihr mittlerweile zwei Jahre zurückliegt und im Zuge dessen sie gezwungen war, ausgeschlossen von wesentlichen gesellschaftlichen Bereichen auszuharren. Der Asylbescheid wird für Yasmin sowie für den Großteil der Teilnehmerinnen zumindest implizit als Schlüsselmoment für das Leben im Ankunftsland wahrgenommen, das den Zugang zur sozialen, finanziellen, räumlichen, aber auch biografischen Mobilität eröffnet – oder zumindest die legalen Rahmenbedingungen dafür. Auch

rückblickend ist die Erinnerung an die verschlossenen Türen für Yasmin noch lebendig, die selbstständiges Handeln vielfach beschnitten haben.

„Y: Ich hab selber also das Problem erlebt. Weil ohne diese Dings >deutet auf das Bild < kann man nix machen hier, denke ich mir mal. Weil mit dem könnte ich nicht arbeiten gehen z.B. oder Deutsch lernen, also höhere Stufe, könnte ich mal zu meiner Schwester in einem anderen Land auch gehen. Mmh. Was auch immer. Ja. Ich, ich, ich könnte, bevor ich das hab, ich könnte auch nicht zum Arzt gehen, z.B. weil ich hatte, ich hab nur diese Wartezeit gehabt, ich konnte nix machen. Ich bin von einer Stelle zu einer anderen Stelle gegangen, immer ‚bitte ich brauche Hilfe, ich brauche Unterstützung‘ bis ich das bekommen habe!“ (Yasmin, Z:71-77)

Selbst während der Covid-19-Pandemie, als internationale Mobilität in Österreich gesamtgesellschaftlich großflächig beschränkt wurde, fühlt sich Yasmin wohler mit ihrem Asylbescheid in der Tasche (Dursun *et al.*, 2021:51). Beispielsweise wenn sie bei regelmäßigen Polizeikontrollen unter einem Lockdown in Wien auf dem Weg zur Arbeit ist, erklärt sie.

Aus Manals Erzählung geht hervor, wie das abgeschlossene Asylverfahren allein nicht Schlüssel genug ist, um sich ein neues Leben nach eigenen Vorstellungen aufzubauen, und stattdessen direkt in neue Hürden innerhalb der Gesellschaft überleiten kann. Ihre eigene Erfahrung in Österreich beschränkt sich nicht darauf, wieder bei null anzufangen, sondern bedeutet auch, sich gegen negative Vorurteile abgrenzen zu müssen, mit denen sie sich indirekt konfrontiert sieht. Eine Problematik, die ihr auch im Interview zu kurz kommt:

„M: Ja, ich... du sagst du, was machen die Frauen in diese Zeit äh, die Frauen die hat eine Asyl bekommen, was machen die? Warum hast du z.B. keine Fragen, was hast du gemacht die Qualifikation für die Frauen, Qualifikation, am Anfang, was hast du gemacht, was willst du hier, weil die viele Frauen hier haben viele Sachen gemacht, weißt du? [I: Mhm, woran denkst du?]“ (Manal: Z:380-387)

Wie Manal thematisiert, sind es zum einen neue institutionelle Herausforderungen, die von fehlender Anerkennung ihrer Qualifikationen zu beschränkten beruflichen Perspektiven reichen. Diese kommen einem sozialen *Anerkennungsdefizit* gleich, das in ihrem Fall auf ihre legale Anerkennung folgt (Foroutan, 2019:97ff). Sich als unbeschriebenes Blatt verkannt zu fühlen und zu erleben, dass ihr Lebenslauf plötzlich wenig Gewicht hat, wie Manal hinweist, hemmt auch ihre sozialen Aufstiegsmöglichkeiten (Foroutan, 2019:145; Hajdukowski-Ahmed, 2009:39). Zum anderen sieht sie sich mit gesellschaftlicher Abwertung konfrontiert. Aus ihrer Darstellung geht hervor, dass es ihr ein deutliches Anliegen ist, nicht auf die rechtliche Kategorie ihres Asylstatus reduziert zu werden, sondern ihre Person von negativen Stereotypen abzugrenzen und individuelle Qualitäten und Leistungen hervorzuheben (Fritsche, 2012:366; Hajdukowski-Ahmed, 2009:38f).

„Weil manche Menschen denken arabische Frauen oder so hat kochen oder macht so viele Kinder und so, nur sitzen und nehmen nichts, nur sozial von AMS und so und arbeiten nicht oder wollen nicht

arbeiten. Natürlich gibt's viele Menschen, aber trotzdem gibt's viele Menschen, die machen so nichts. Ja...“ (Manal, Z:383-387)

Sie sieht abwertende Vorurteile gegen „*arabische Frauen*“ (Manal, Z:384) in Österreich auch auf sich gerichtet und empfindet eine Essentialisierung, durch welche ihre Person, Geschichte, Ziele und Errungenschaften abgewertet bzw. verkannt werden (Narayan, 1998:88). Damit benennt sie ein strukturelles Problem, das an einen rechtlichen Status, die Herkunft oder kulturelle Merkmale geknüpfte Stigmatisierung heterogener Gruppen von Menschen durch negative Stereotype überschattet (Foroutan, 2019:83f; Yuval-Davis *et al.*, 2019:5f). Für Manal wird Ungleichbehandlung zu einer latenten Barriere, die ihr in ihrem Alltag in Österreich im Weg steht und sie hindert an ihr Leben als Studentin und erwerbstätige Frau in Syrien anzuschließen. An ihren Hochschulabschluss, mit dem sie nach Wien gekommen ist, hat sie klare Erwartungen an Wahlmöglichkeiten am Arbeitsmarkt, aber auch soziale Anerkennung in der Gesellschaft geknüpft, die sich auch Jahre nach Erhalt ihres Asylstatus nicht recht erfüllen.

Eine ähnliche Enttäuschung erlebt auch Yasmin, deren Studienbeginn an der Universität in Wien an den Anerkennungen von Zeugnissen gescheitert ist. Sie kommt auf das Dilemma aber gar nicht mehr zu sprechen, hat bereits vom persönlichen Ziel zu studieren Abstand genommen und sich mit der Aussicht auf eine Vollzeitstelle im Supermarkt bis zum Erwerb der Staatsbürgerschaft abgefunden. Ähnlich wie bei Manal, die noch keine ihrer Ausbildung entsprechende Stelle gefunden hat, läuft ihre Perspektive fürs Erste darauf hinaus, überqualifiziert und unterfordert lange Schichten in Lagern zu arbeiten. Selbst wenn sie am Arbeitsplatz keine Wertschätzung für ihren Einsatz oder ihre Qualifikationen erfahren, können sie auch dort viel Neues lernen und andere Erfahrungen sammeln, erklären mir beide Frauen unabhängig voneinander. Für Manal beginnt Unterstützung in diesem Sinne mit der Vergrößerung ihrer Autonomie bei sich selbst.

„M: Ich habe mich alleine geholfen. Selbst. >lacht< [I: Das ist auch wichtig] >lachen< selbst, alleine, nach dem Arbeit bin ich andere was war vorher das Arbeit gehen. Dann das Arbeit gehen, mit Menschen kennenlernen und so, bin ich starker als früher, weil früher habe ich, wenn die Frauen nur zuhause, kochen und so. Dann kann nicht äh, ein Schritt für Schritt machen, weißt du? Schritt für vorne machen.“ (Manal, Z:333-337)

Auf andere Weise beschäftigt Anoush, die schon seit vielen Jahren in Österreich lebt und das Asylverfahren im Interview gar nicht anspricht, die Machtlosigkeit gegenüber systematischen Ungleichheiten während der Pandemie in ihrer Berufsschule. Trotz massiver Barrieren für Schüler*innen, die mit anderen Erstsprachen als der Deutschen am *Online Learning* teilnehmen, gibt es keine Kulanz bei den Abschlussprüfungen vonseiten der Trainer*innen. In ihren Augen bedeutet das für den Großteil der Lehrlinge „*keine Chance*“ (Anoush, Z:434) zu haben, das Lehrjahr erfolgreich abzuschließen.

„A: Und ich dachte, bei uns wird das dann auch manche Ausnahmen, hald nicht das Ganze. [I: Ja] sondern manche Ausnahmen, wie (...) >lachend< Wir gehen hin, aber keine Chance. >lachend< >Das ist sogar, also die haben sich gar nicht geändert, als ob gar nichts, sie waren nicht in diesen Welt.<“ (Anoush, Z:432-435)

Wie Anoush folgert, fehlte es an einer geteilten Wirklichkeit zwischen Trainer*innen und Schüler*innen in räumlicher Distanz infolge der Covid-19-Pandemie. Der Anstieg von zwischenmenschlichen Barrieren, um überhaupt Chancen auf einen erfolgreichen Lehrabschluss und eine Anstellung zu bekommen, wird hier als unmittelbarer Nebeneffekt der pandemiebedingten Maßnahmen erfahren. Ihr Eindruck ist, dass jenseits von individuellen Bemühungen Türen auf systemischer Ebene aufgrund von Sprachkenntnissen verschlossen bleiben. Dies reiht sich in die Gratwanderung zwischen dem Recht auf Teilhabe durch Aufenthaltstitel und der effektiven Gleichberechtigung innerhalb des Systems, die die Frauen im Anschluss erleben.

Text | Subjektive Aufstiege innerhalb gesellschaftlicher Ungleichheiten

Der Asylstatus bietet in Relation zu Flucht und Asylverfahren soziale Sicherheiten und verspricht Freiheiten, sich eine Existenz im Aufnahmeland selbstständig zu gestalten (Fritsche, 2012:374f). Doch die Gestaltungsmöglichkeiten eines „Weiterleben[s]“ (Fritsche, 2012:385) mit Asylstatus entpuppen sich als ungleich denen von Personen, die als Österreicher*innen oder Erstsprachler*innen gelesen werden. In Österreich zeigt sich in allen drei Fällen, dass das Gefälle zwischen selbstgewählten und auferlegten Perspektiven und Chancen groß ist. Dennoch probiert Manal, ihrem Einstieg in die Erwerbsarbeit einen persönlichen Aufstiegsmoment abzugewinnen. Sie erlebt sich selbst als „andere“ (Manal, Z:334) Person, nachdem sie zu arbeiten begonnen hat. Anders als im Studium, wo es schwer war, voranzukommen, hat sie hier keine Schwierigkeiten und fühlt sich erfolgreich über ihr Einkommen, reflektiert sie. Dass sie neben Hausarbeit und Kindererziehung nun auch das Haupteinkommen für ihre Familie einbringt, verleiht ihr das Gefühl finanzieller Unabhängigkeit und erhöht ihr Selbstbewusstsein.

„M: Man braucht nur Zeit. Ja für mich ist selbst, ich habe mich selbst alleine geholfen. Ich habe Schwierigkeit so, damit ich alleine oder so muss ich was machen, Uni habe ich Schwierigkeit, aber nach dem Arbeit, ich habe immer gute Gefühl. Ich kann so machen, ich verdiene Geld. Ich mache... was mache ich noch? Ja, ich mache auf Kinder, auch Hausarbeit und so. Obwohl ist das nicht gut, ist nicht perfekt, aber ist besser als nie, weißt du?“ (Manal, Z:346-350)

Zudem betont sie stolz, seit Jahren keine Sozialhilfe mehr zu beziehen. Ihre finanzielle Unabhängigkeit geht damit nicht nur mit neuer Selbstsicherheit einher, sondern wird zugleich ein Gegenbeispiel zu kursierenden negativen Vorteilen.

Unverhofft erlebt Anoush im Zuge der Pandemie einen sozialen Aufstieg infolge der medialen Aufwertung des Gesundheitsbereichs, zu dem ihre Tätigkeit zählt. Sie selbst geht dadurch zeitweise unter strengen Sicherheitsauflagen und als *Heldin* zur Arbeit.

„A: und als ich dann wieder daheim war, nach ein paar [I: Mhm] Tagen musste ich wieder zur >Arbeit.< > Stimme wird höher< weil wir gehören dann auch zur medizinischen Bereich. [I: Wirklich?] >Und dann war ich selber eine Heldin!< >stolz lachend< weil die andere haben noch immer Lockdown gehabt, aber ich musste dann auch wieder zur Arbeit. [I: Ja] Weil die andere Geschäfte haben zu gehabt, nur Lebensmittelgeschäfte und medizinische Bereich, wie Apotheke und Optiker.“ (Anoush, Z:371-376)

Teil einer wichtigen Berufsgruppe zu sein und einen gesellschaftlichen Beitrag zu leisten, wertet ihren beruflichen Einsatz temporär auf. In Folge verändert sich auch Anoushs Einstellung zu ihrer Arbeit über die Lockdowns hinweg: „Und ja, Arbeit hab‘ ich dann gut gefunden“ (Anoush, Z:572). Ein Jahr später ist der pandemiebedingte Zusammenhalt am Arbeitsplatz aber längst wieder abgeklungen. Sich krank zu melden wird nicht mehr gern gesehen, erwähnt sie im Anschluss.

Zwar können Yasmin, Manal und Anoush über Zugang zu Ausbildung und Arbeitsmarkt ihre Leben ein Stück weit selbst gestalten, aber das bedeutet nicht, dass sie die beruflichen Wege ihrer Wahl einschlagen oder unter den Bedingungen arbeiten, die sie sich vorstellen. So ist das Recht, sich weiterzubilden und zu arbeiten, in ihren Fällen nicht eines, das auf Dauer zu Gleichberechtigung oder dem Erreichen der eigenen beruflichen Bestrebungen weiterführt. Die Türen zur Verwirklichung von persönlichen Lebensentwürfen bleiben in allen Fällen verschlossen, jedoch wird aus subjektiver Perspektive über finanzielle Unabhängigkeit oder öffentliche Anerkennung die Erwerbsarbeit in der Pandemie zeitweise als sozialer Aufstieg ausgelegt.

Der Schlüssel hierfür scheint sich in der Chancengleichheit und im fairen Umgang mit unterschiedlichen Voraussetzungen zu verbergen, der inmitten von gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen und normativen Widersprüchen nicht allein in ihren Händen liegt (Foroutan, 2019:89f,108f). Grundsätzlich lassen sich aus ihren Narrativen die symbolischen Grenzen beim näheren Hinsehen herauslesen, die individuellen Handlungsspielraum wie soziale Mobilität stark einschränken und den gelebten Erfahrungen zufolge während der Pandemie nur noch schwerer zu überwinden sind.

Konstruktion Kategorie 1: *Resistente Konformität*

Ähnlich dem feinen Unterschied zwischen einem Reisedokument und einem Reisepass bleibt das Problem der ungleichen Maßstäbe auch in der Pandemie aufrecht, die gegenüber als *anders* markierter Migrant*innen sowie geflüchteten Personen bestehen (Foroutan, 2019:90ff). Diskrepanzen zwischen Rechten und Möglichkeiten der sozialen Mobilität zeichnen sich bei den drei teilnehmenden Frauen in Österreich entlang von zwei Referenzpunkten ab: Zum einen mit Flüchtlingsstatus gegenüber Staatsbürger*innen und Erstsprachler*innen vielfach Nachteile zu erleben, zum anderen im Vergleich zu Asylwerbenden deutliche Vorteile zu erkennen. Das subjektive Verhältnis zu Rechten über alltägliche Hürden in institutionellen Systemen wird dabei auf zweiseitige Weise wahrgenommen: sich einerseits ungleich behandelt zu fühlen, weniger Chancen und Möglichkeiten zu haben, und sich andererseits dennoch bis zu einem gewissen Grad abgesichert, anerkannt und zugehörig zu fühlen. So

wie das Foto in seinem reduzierten Sujet zur Repräsentation eines lebensbestimmenden Status' wird, der die eigene Person, Aspekte der Identität, Interessen und Perspektiven überschattet (Fritsche, 2012:365).

Die Symbolik des Dokuments bedeutet mehr als rechtsstaatliche Bürokratie, die menschliche Bedürfnisse und Rechte reguliert, organisiert und Ungleichheiten reproduziert (Fritsche, 2012:366). Unter der Genfer Flüchtlingskonvention im Ankunftsland Schutz zu finden, verleiht dem Dokument alltägliche wie symbolische Bedeutung, signalisiert nicht nur für Yasmin das Ende des Wartens, sondern auch das Recht zu bleiben und damit Zugang zu sozialer und individueller Mobilität (Benhabib, 2004:147f). Damit wird der rechtliche Status als Voraussetzung für eine relativ unabhängige Lebensgestaltung begriffen und zum ultimativen Artefakt für Unterstützung, nämlich sich selbst unterstützen zu können. Neben seinem rechtlichen Gewicht lässt sich das Dokument sowie der Status als anerkannter Flüchtling mit Autonomie, Gleichberechtigung und Zugehörigkeit in Verbindung bringen. Die Bedeutung liegt hier in einer legalen Form, die, wenn es nach den Besitzerinnen geht, in die vollständige Gleichberechtigung weiterführen sollte.

Subjektive Relevanzsetzungen auf symbolischer, emotionaler und biografischer Ebene vermengen sich unweigerlich, denn die Ausstellung des positiven Asylbescheids markiert das Leben vor, mit und nach der Pandemie. In den lebensweltlichen Erfahrungen verbleibt der Bescheid zwar als Unterstützungsstruktur, aber für den Preis der Unterordnung eines österreichischen Status quo. Dadurch lassen sich persönliche Erfahrungen, die an das formale Reisedokument geknüpft sind, dennoch nur als eine provisorische Basis für Unterstützung lesen, die lediglich ein Etappenziel sein kann. Es wird vielmehr deutlich, dass die Anerkennung des Flüchtlingsstatus' erst der Anfang für das Ringen um soziale Anerkennung und Status darstellt, das genauso bei Anoush zum Ausbildungsalltag gehört. Soziale Abwertung wie Ungleichbehandlung wird dabei mit zwei Strategien begegnet: Entweder die Akzeptanz systematischer Ungleichheiten bei optimistischem Festhalten an Aufstiegsperspektiven und Erfolgsmomenten, während langfristig auf gleiche Voraussetzungen durch eine Staatsbürgerschaft hingearbeitet wird, wie im Fall von Yasmin. Diese Strategie kann als Form des *auf sozialen Aufstieg bestehen* bezeichnet werden, wie sie sich ebenfalls bei Anoush wiederfinden lässt. Andererseits gibt es den Versuch der Abgrenzung, sich durch das eigene hyperkonforme Verhalten zu beweisen und wie Manal unattraktive Stellen anzunehmen, um sozialstaatliche Leistungen vermeiden und negativen Fremdbildern entgegenzuhandeln. Dieser Weg kann als *sozialer Abwertung durch Konformität trotzen* interpretiert werden. In diesem Spannungsfeld wird versucht, Perspektiven einzunehmen, die das Streben nach Aufstieg und Anerkennung, Zugehörigkeit und Identifikation weiter möglich machen (Yuval-Davis *et al.*, 2019:166ff).

Auch in der Pandemie bleibt ein Leben unter intersektionalem „*everyday bordering*“ (Yuval-Davis *et al.*, 2019:17) aufrecht, gekoppelt an nötige „*Ambiguitätstoleranz*“ (Foroutan, 2019:120 Kursivsetzung Autor*in) zwischen subjektiven Perspektiven und gesellschaftlicher Positionierung (ebend.:127ff).

Denn zwischen versagten Chancen, die eigenen beruflichen Ziele zu verfolgen und dem Schein eines medialen Held*innenstatus unter hohem Risiko systemerhaltende Arbeit zu verrichten, steigt das Ausmaß an Inkonsistenzen rasant an. Ungeachtet dessen bleibt das Reisedokument ein gewichtiges Symbol von normativen Widersprüchen geprägt, das den Alltag auch in Zeiten der Pandemie praktisch erleichtert, ohne aber das implizite Versprechen auf gleiche Chancen und Anspruch auf gesellschaftliche Anerkennung wie Aufstieg einzulösen (Foroutan, 2019:79,82f). Umso zentraler ist die subjektive wie kollektive Aushandlung innerhalb der Ankunftsgesellschaft einzustufen, lässt sich ableiten.

UNTERSTÜTZUNG IST ZUGANG ZU KARITATIVEN ORGANISATIONEN

Synthese Kategorie 2: *Subjektivierte Existenzsicherung*

Text | Abhängigkeiten in einem *hostile environment*

Kontextspezifische Unterschiede auf institutioneller Ebene von Asylpolitik, Gesellschaftsstruktur und Pandemiemanagement zwischen Österreich und Großbritannien reflektieren sich in den fünf Narrativen deutlich (siehe dazu Exkurs: Kontext). Bei Sana und Zeina in London findet Unterstützung durch staatliche Strukturen weder positive noch negative Erwähnung. Hingegen nehmen bei beiden Formen niederschwellig organisierter Unterstützung in der Phase des Wartens in Ungewissheit auf den Asylbescheid wie die im Lockdown, dass sie psychisch belastet, eine zentrale Rolle ein. Gemeinsam haben Sana und Zeina, dass sie allein ohne Angehörige oder Partner im Land sind und zu Beginn der Pandemie in WGs lebten. Sanas Asylverfahren beginnt rund um die Zeit, als Zeina ihren Bescheid bekommt. Retrospektiv beschreibt Sana das Abwarten auf die folgenschwere Entscheidung ihres Asylbescheids als die schwierigste Phase. Das Gewicht der Wartezeit auf eine Antwort in einem ungewissen Zeitraum, ein prekäres Warten in relativer Machtlosigkeit, drückt auf die psychische Verfassung. Zur doppelten Anspannung wird die Zeit des Wartens auf ihren Bescheid, als ihr Asylantrag mit dem Ausbruch der Pandemie zusammenfällt.

„S: And also, I feel that I'm talking more about my personal situation than the pandemic, bu' they are very connected in my case, because I feel tha' with the, when the pandemic happened, I feel tha' I was soo very, like very scared and concerned because I felt tha' not only tha' I have escaped from my home country and came here and it's like safe here it's just like 'okay, the whole world is collapsing.'“ (Sana, Z:171-175)

Die eigene Unsicherheit über ihre Asylentscheidung und die allgemeine Verunsicherung während der Pandemie überlagern sich in einem Weltuntergangsszenario. Dabei ist die Unberechenbarkeit des bürokratischen Systems der Aspekt, den sie als gewaltvoll erlebt. Stets in Bereitschaft zu sein und keine Orientierung zu haben, wie lang es noch dauern wird, macht die Situation schwer erträglich. Jeden Tag ging sie aufs Neue zum Briefkasten, um mit leeren Händen wieder zurückzukommen, erinnert sie sich.

Hätte sie gewusst, dass es sich um die Dauer von ein oder zwei Jahren handeln würde, hätte sie sich darauf einstellen können, erklärt sie. Doch ohne einen Hinweis, wie lange es dauern kann, ist es ein Warten von Tag zu Tag geworden, wie eine unfreiwillige Pause, deren Willkür ihr Leben überschattet und sie ausgebremst hat. Sana, die zuvor ihr Studium in London abgeschlossen hat und eigentlich berufliche Ziele weiterverfolgen wollte, beschreibt diesen Abschnitt als einen heftigen Rückschlag. Das Festsitzen ohne Asylbescheid fühlt sich zunehmend wie ein „*waiting for nothing*“ (Sana, Z:610), sinnlos und ziellos an. Letztlich sind es 18 Monate, in denen sie wartend feststeckt, eine Zeit, an die sie sich als „*really very very very brutal and very harsh*“ (Sana, Z:144) zurückerinnert.

Die Teilnahme an einem karitativen Fahrradprojekt für geflüchtete Frauen eröffnet für Sana in dieser Zeit eine persönliche Unterstützungsstruktur. Die Aktivitäten und die Vernetzung mit anderen Frauen in ähnlichen Situationen werden für sie ein Anstoß im Sinne von *Hilfe zur Selbsthilfe*. Das Projekt unterstützt sie, ihre Bewegungsfreiheit vor Ort zu vergrößern. Doch vor allem vermittelt es ihr handlungspraktisch das Gefühl, ein Stück weit mehr „*in control*“ (Sana, Z:311) zu sein. Zumindest was Fahrräder anbelangt, wo sie sonst mit einem Fehlen von Handlungsspielraum und *agency* über ihr Leben und der Welt in Zeiten einer Pandemie ringt. Auch als beides keine Barriere mehr in ihrem Alltag darstellt, bleibt sie ehrenamtlich in dem Projekt aktiv. Sie sieht gern, dass dieselbe Unterstützung auch Frauen zukommt, die unter noch viel schwierigeren Verhältnissen ihr Verfahren abwarten als sie selbst, erklärt sie mir.

Bei Zeina, für die das Warten auf Asyl gerade vor Ausrufung des ersten Lockdowns in London ein Ende genommen hat, ist die psychische Erleichterung das Erste, was ihr retrospektiv in den Sinn kommt. Und eine Entlastung im Alltag ist es tatsächlich, denn mit dem positiven Bescheid nimmt auch die monatliche Meldepflicht für Asylwerbende bei Stellen des Ministeriums nach Jahren ein Ende (Bralo, 2022:74).

„*Z: Yeah, I was. grateful I had my status in the lockdown. I don't know what I feel, but I was really grateful that... they took the decision before the lockdown. After the the lockdown everything stopped [I: Ya!] literally everything. [I: Ya] Once before the pandemic, before I got my status, I had to go and sign in every month to the Home Office. [I: Ya] and when the lockdown started, they stopped us going there. So, yeah that was good! > laughs< [I: Ya!] but I was feeling s- frus- frustrated- trated, because I thought 'probably they changed their mind, and they don't want to give me that card' [I: Because you didn't receive it for so long?] Z: Yes, because I didn't receive it for so long, I was a little worried. [I: Ya] and I said, 'They, probably they changed their mind' >laughs< [I: Oh my god.] 'and they don't want to give it to me.'*“ (Zeina, Z:368-371)

Auf die Erleichterung folgt die nächste Beunruhigung. Letztlich Zeina verbringt noch weitere Monate in Verunsicherung, bis ihre physische Asylbescheinigung per Post, die mit dem Ausbruch der Pandemie massive Verzögerungen hat, tatsächlich eintrifft. Wie Sana engagiert sich auch Zeina ehrenamtlich in karitativen Einrichtungen für Migrant*innen und Geflüchtete. Doch ist sie auch nach dem Erhalt des

Bescheids aufgrund ihrer gesundheitlichen Verfassung und einer belastenden Wohnsituation auf beratende und emotionale Unterstützung angewiesen. Diese findet sie zum Teil durch eine lokale Hilfsorganisation, die über die Jahre zu ihrem Familienersatz und zweiten zu Hause wird.

Auch während Covid-19, als sie sich als Risikoperson monatelang in Isolation befindet, ist es das mobile Service der Organisation, das ihr das Gefühl vermittelt, nicht alleingelassen zu werden. Die Aktivitätspakete und regelmäßigen Anrufe vereitelten eine depressive Phase, befindet sie rückblickend. Zeina erfährt die Problematik eines völlig überlasteten Sozial- und Gesundheitssystems, das ihr nicht erlaubt, auf ihre Wohnsituation viel Einfluss zu üben, psychologische Unterstützung zu bekommen oder Hilfe bei Alltagsbarrieren in Anspruch zu nehmen (Dajani, 2021:61ff; Dowling, 2021a:7f). Der Umstand, dass die positive Entscheidung ihres Falls über zehn Jahre gedauert hat, lässt vermuten, dass ein Alltag in Ungewissheit und eingeschränktem Handlungsspielraum für Zeina mehr eine Normalität als eine Ausnahme darstellt. Anders verhält es sich mit dem plötzlichen Einschnitt in Zeinas individuelle Autonomie und subjektive Sicherheit als Risikogruppe in der Pandemie.

„Z: Yeah, the only in the normal day. [I: Mhm] Just to go out for only one hour walk and then come back. [I: Yes, Mhm] Z: And I wasn't able to go, because it's quite risk for me and for my health as well [I: Mhm It was a risk to go out.] P: For me, it was a risk to go out. [I: Because of the virus-?] Z: Because of the virus, if I caught it [I: Ya], it would kill me. [I: Ya.]“ (Zeina, Z:257-263)

Text | Partizipation vs. Vulnerabilität in einem Leistungssystem

Subjektive Bezüge von Autonomie und Abhängigkeit, *agency* und Unterstützung scheinen die Erfahrungen von Sana und Zeina entlang auch nach Erhalt von Aufenthaltsbescheiden und der Lockerungen der Pandemie-Maßnahmen in London ihrer intersektionalen Lebenssituationen zu prägen. Sana, für die die fehlende Aussicht auf eine Anstellung und finanzielle Sicherheit für eineinhalb Jahre zermürbend war, half sich zwischenzeitlich mit Babysitten aus. Bald nach dem Erhalt des positiven Bescheids findet in die finanzielle Unabhängigkeit zurück:

„S: It felt like my life was stuck and now it can start getting move. I got a job straight forward after that, so it has h- and also being employed and being financially secure [I: Ya] because these are very, like very. straightforward and very obvious that can help... [I: Ya] ahm. ahm, also that you, when you have something to do, you have less time to worry [I: Ya] and think about all the bad things [I: Ya] and also that you are secure [I: Ya!] financially and everything so ya. [I: Mhm] that has helped me on a huuge level. Because what I was in was not normal, it is the normal to have a job >laughing< and to feel that life is not stuck in a way. So yes, it helped a lot.“ (Sana, Z:610-617)

Anlass für die markante Besserung ihres psychischen Gesundheitszustands werden in Sanas Fall die Wiederaufnahme einer Erwerbstätigkeit und das Wegfallen von finanziellen Sorgen, die sie in ihre Version von Normalität zurückführen. Sie ist unter den Teilnehmerinnen die Einzige, deren positiver

Bescheid direkt zu einer Stelle in einer Forschungsinstitution geführt hat. Aus ihrer Situation lässt sich ablesen, dass Sana ihre formalen Qualifikationen wie einen Masterabschluss, Englischkenntnisse, aber auch ihren Gesundheitszustand und ihr soziales Engagement vor Ort erfolgreich zu ihrem Vorteil nutzen konnte. Gänzlich anders verhält es sich in Zeinas Fall, die unter anderem aufgrund körperlicher und psychischer Verfassung nicht in jeder Hinsicht für sich selbst sorgen kann und keine formalen Abschlüsse oder Qualifikationen vorzuweisen hat. Vielfach entscheiden die britischen Institutionen zu ihrem Nachteil, was sich auch auf das Tempo ihrer Erfahrung, ihr Gefühl der Unerwünschtheit von staatlicher Seite niederschlägt, wie sie beiläufig erwähnt.

Aufgrund multipler sozio-ökonomischer Barrieren, um in das britische Wettbewerbssystem von Ausbildungsplätzen bis Erwerbsarbeit einzusteigen, ist ihr Weg in die abgesicherte Selbstständigkeit nicht mit dem Bleiberecht allein geebnet (Avlijaš, 2021:240). Entsprechend bleibt Zeina im Alltag langfristig auf karitative Unterstützung und staatliche Grundversorgung angewiesen. Jedenfalls zur Zeit unserer Treffen für das Fotointerview stellen begrenzte Selbstbestimmung und geringe Bewegungsfreiheit die Rahmenbedingungen ihrer Lebensrealität in London dar. In ihrer Situation kann sie sich beispielsweise nicht aussuchen, wo und mit wem sie wohnt, sondern bleibt über Jahre in einem Hostel einquartiert, wo es an Ruhe und Sicherheit mangelt. Weiterhin beschränkt die Ungewissheit über ihre persönlichen Perspektiven innerhalb eines restriktiven Sozialstaats, ihren Bewegungsspielraum und Möglichkeiten, ihre Gesundheit im Alltag zu schützen und sich zu versorgen (Avlijaš, 2021:236f; Fortier, 2021:211f).

Nichtsdestotrotz verleiht Zeina der Asylstatus eine große Sicherheit in Zeiten der Pandemie. Sie betont, welche Erleichterung dieser für ihr Leben bedeutet. Auch für die Hilfe einer karitativen Organisation und ihres sozialen Netzwerks schätzt sie sich glücklich und dankbar. Sie weiß zu gut, dass sie bei weitem nicht die Einzige ist, sondern viele in ähnlich angespannten Situationen festsitzen – doch ohne die Unterstützungsstrukturen, auf die sie sich verlassen kann (Dajani, 2021:64f). In ihrem Narrativ lässt sich im Unterschied zu Sana herauslesen, dass sie die Erfahrung von systemischer Willkür, die auch ihres Effekts wegen als „*slow violence*“ (Dajani, 2021:64) bezeichnet wird, weniger kritisch gegenübersteht. Zeina, die das Angewiesen-Sein auf Organisationen und Unterstützungssysteme unter vorgegebenen Bedingungen vielmehr als dauerhaft und alternativlos erlebt, verweist darauf, dass Unterstützung nicht selbstverständlich und ohne Gegenleistung zu erwarten ist.

„Z: Well, the first week of the lockdown, I received my court decision, saying that the judge agreed to give me my status. [I: Ya] and then for the pandemic, I have to, I had to wait three months to get my card. My check card. Because of the pandemic it took long time to send me the card. [I: Mhm] Aja. [I: Wow. Was that also something that changed how you felt?] Z: Yeah, I was. grateful I had my status in the lockdown. I don't know what I feel, but I was really grateful that. they took the decision before the lockdown. After the the lockdown everything stopped [I: Ya!] literally everything. [I: Ya] Once before the pandemic, before I got my status, I had to go and sign in every month to the home office. [I: Ya] and

when the lockdown started, they stopped us going there. So, yeah that was good! > laughs<“ (Zeina, Z:359-367)

Gewissermaßen lässt sich in Zeinas Reaktion auf ein normkonformes Verhalten im Sinne ungeschriebener „*feeling rules*“ (Hochschild, 1979:566) von Dankbarkeit und Demut schließen, die im britischen Narrativ gegenüber Asylwerbenden und Migrant*innen, die *othering* erfahren, vorherrschen (Ahmed, 2014:137; Avlijaš, 2021:239f; Yuval-Davis *et al.*, 2019:17). Sich einen guten Platz verdienen zu müssen, um Schutz und Unterstützung zu erhalten, wird in Form von Dankbarkeit und Geduld ohne Beschwerde erwidert, die zugespitzt als symbolische Gegenleistung für den Erhalt von Bleiberecht wie Grundversorgung gelesen werden kann. Die ihr zugemutete Normalität verdeutlicht, dass über die britische Asylrealität hinaus der Anspruch auf Sicherung von Wohnraum wie anderer essenzieller Bedürfnisse latent an Gegenleistungen gebunden ist. Ohne Berücksichtigung einer in mehrfacher Hinsicht vulnerablen Position bleiben die Normen, wie sie eine dominante soziale und politische Ordnung vorgibt, auch für sie aufrecht (Ahmed, 2014:140ff; Yuval-Davis *et al.*, 2019:5ff). Für Zeina, der es in London nicht möglich ist, problemlos in die Ausbildungs- und Arbeitswelt einzutreten, gilt es, alternative Strategien zu finden, um aktiv am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben.

Den Blick richtet Zeina aber lieber in eine andere Richtung, eine, die für sie eine gegenwärtig ausweglose Situation erträglicher zu machen scheint: wertzuschätzen, was ihr sicher und unersetzlich ist, nämlich eine Gemeinschaft von Menschen sowie eine Hilfsorganisation, die ihr auf dem Weg zum Bleiberecht und darüber hinaus zur Seite stehen. Ihr sozialer Anhaltspunkt für gefühlte Zugehörigkeit verweist dorthin, wo Zeina die Unterstützung sicher scheint und einen reziproken Charakter hat. Sie spricht über die Vergrößerung von Bewegungsspielraum und Lebensqualität durch Aktivitäten, die die karitative Organisation ermöglicht, wohl aus diesem Grund in der Wir-Form:

„Z: It's really important, because in our own time, we don't have like. that opportunity to go to the theatre by ourselves, but the community organization help us, give us this opportunity to do fun things, to go places that we never been to. That is very supportive and i-if someone in my group for example, he does feel alone or feel sad, when came to that day, he was feeling happy and grateful for that day out, from the isolation.“ (Zeina, Z:50-54)

Mit Blick auf jene erfreulichen Entwicklungen und Momente macht Zeina einen Zugewinn an Möglichkeiten durch eine lokale Organisation aus, zu der sie sich zugehörig fühlt. Durch die Anbindung an die Hilfsorganisation kennt sie auch andere Menschen, die allein nach England geflüchtet sind und sich in ähnlich herausfordernden Lebensumständen wiederfinden. Sie fühlt sich nicht allein in ihrer isolierten Lage, die eine systemische Ebene hat. In *ihrer* Zeit geht Zeina ehrenamtlicher, sozial-politischer Arbeit nach, engagiert sich für die Rechte von Minderjährigen, die wie sie ohne Begleitung im englischen Asylsystem stranden. Für sie ist es entsprechend auch die Jugendgruppe, durch die sie vor Jahren ein langfristiges Unterstützungsnetzwerk gefunden hat, die sie als eigentliche Wende in ihrer

Geschichte betrachtet. Es handelt sich um ein informelles Netzwerk, das auch während der Pandemie zusammenhält und ohne das sie in einer undenkbar schwierigeren Lage sein würde, schätzt sie.

„**Z:** *Well >laughs< if I didn't find out this, this project or this group, my life would be completely different [I: Yes] and isolated and homeless without support and without power. I: Yes, so that was really then a big impact. Z: Yeah, I feel so proud and feel grateful. [I: Mhm] Z: Ya, for everything I have.*“ (Zeina, Z:203-206)

Aus Zeinas Sicht sind es Handlungsmacht und Unterstützung, die sie sich seit ihrer Ankunft in England als Bereicherung für ihr Leben weit über die Pandemie hinaus mitgenommen hat und nicht Gedanken darüber, was ihr verwehrt worden ist. Für Sana ist finanzielle Sicherheit die oberste Priorität gemeinsam mit psychischer Gesundheit, die sie dazu bewegt hat, Karriereambitionen aufzuschieben und auf ein stressfreies, stabiles Leben hinzuarbeiten. In Zeinas Fall war es der Traum eines Tages ein Studium zu beginnen, der sich wandelt, als sie Monate später die Möglichkeit hat, eine berufspraktische Ausbildung anzufangen. Aus unterschiedlichen Standpunkten ergibt sich das jeweilige Ausmaß, in dem beide Teilnehmerinnen in lokale Gruppen karitative Organisationen während des Durchlaufens des Asylsystems eingebunden sind. Über die Pandemie hinaus spielen Vereine und Organisationen eine gewichtige Rolle, die nicht nur erste Anlaufstellen für sie darstellen, sondern wie bei Zeina zum festen Bestandteil einer lokalen Alltagsstruktur werden (Bralo, 2022:75; Tomlinson, 2010:293f). Darüber hinaus bleibt es ihren individuellen Handlungsspielraum und -möglichkeiten überlassen, mittels Selbsteinschätzung und verfügbarer Ressourcen zwischen Chancen und Barrieren zu navigieren.

Konstruktion Kategorie 2: *Subjektiverte Existenzsicherung*

Die Abwesenheit des Staates in den Schilderungen von Sana und Zeina deckt sich mit der britischen Antimigrationsstrategie, die als *hostile environment* bekannt ist, und von einem umfassenden Austeritätskurs der britischen Politik ergänzt wird (Dajani, 2021:63f; Yuval-Davis *et al.*, 2019: 104f). Im Zuge dessen wird auch der Zugang zu gesellschaftlicher Partizipation und öffentlichen Unterstützungsstrukturen unter anderem für Frauen im Asylsystem genauso wie Menschen mit besonderen Bedürfnissen und entlang von sozio-ökonomischen Ressourcen erschwert (ebend.; Bralo, 2022:70f). Die Logik des *bordering* über *ordering* entfaltet sich für Geschichtsträgerinnen aus dem britischen Kontext in eben solchen intersektionalen Dimensionen (Yuval-Davis *et al.*, 2019:98). Im Endeffekt geht es bei Sana wie bei Zeina, um das Ziel, das eigene Leben selbstbestimmt zu gestalten, sich sicher wie abgesichert zu fühlen sowie aktiv in der Gesellschaft partizipieren zu können. Doch unabhängig vom rechtlichen Status und individuellen Überlebensstrategien sind in beiden Fällen ergänzende Unterstützungsstrukturen ausschlaggebend, die in London in erster Linie vonseiten karitativer Vereine und *community organisations* kommen. Analog dazu geht aus den geschilderten Erfahrungen der beiden hervor, wie nicht nur Asylverfahren und Pandemie, sondern auch Alltagsrealitäten in London von einer sozialen Ordnung entlang multipler und extremer Ungleichheiten

bestimmt werden (Dona, 2021:910ff). Ohne Rückgriff auf öffentliche Einrichtungen und Angebote in einer als extrem wahrgenommenen Krisensituation inmitten einer Pandemie zurechtzukommen, braucht es für mehrfach benachteiligte Personen eine Reihe von individuellen Bewältigungsstrategien, informeller Vernetzung und Hilfsorganisationen (Phillimore *et al.*, 2022:2215ff).

Die mangelnde Absicherung von Existenzen in laufenden Asylverfahren, bei Hürden in der Zeit danach und insbesondere während der Pandemie äußert sich bei Zeina wie Sana über Belastung der psychischen Gesundheit. Sich durch eine Fahrradinitiative mit Werkzeugen auszurüsten, um sich selbst aus einer mental belastenden Lage hinauszubewegen, ist Sanas Ansatz der Bewältigung von institutionellen Hürden. Für jemanden wie Zeina, die sich langfristig in der Warteschleife befindet, ist ein solcher eigeninitiativer Ausweg nicht greifbar. Ihre Bewältigungsstrategien sind entsprechend weniger unmittelbarer als geduldiger Natur. Ihr Verhältnis zu Zeit, Warten und Ungewissheit wirkt vielmehr als Bestandteil einer alltäglichen Lebensrealität, prägt sichtlich ihren Maßstab, an dem Erwartungen und Ansprüche in Bezug auf Unterstützung und Ausgleichsdenken ausgerichtet werden. Dabei werden die Konstruktionen von Normalität und Selbstständigkeit beider Frauen intersektional nicht nur entlang von Rechten, sondern noch mehr an latenten sozialen Ordnungen geformt, die dahingehend unterscheiden, wer sich am Arbeitsmarkt einfinden kann und wer nicht, wer über welche Ressourcen verfügt und in welcher physischen und psychischen Verfassung ist (Anthias, 2020:74f). Für beide ist nicht der Asylstatus allein ausschlaggebend, um unter gesicherten Bedingungen dort weiterzumachen, wo sie sich zuvor an ihrem früheren Lebensmittelpunkt standen, sondern auch ihre Ressourcen und ihr soziales Umfeld. Ihre gegenwärtigen Handlungsspielräume und -strategien sind mit Anthias' konzeptuellen Rahmen der Translokalität in Lebensgeschichten zu verstehen, die weit über die Zeit des Asylverfahrens und den Raum Londons hinausgehen (2020:88f). Von zwei unterschiedlichen Standpunkten aus handeln ihr Erzählungen über das erste Jahr der Pandemie mehr von individuellen Überlebenskämpfen im Sinne *subjektiver Existenzsicherung* als um Bestrebungen nach sozialem Aufstieg.

Wie und unter welchen Bedingungen dabei Unterstützung gerahmt wird, scheint sich in biografische Erfahrungen von Abhängigkeit, psychische Belastung und zeitliche Dimensionen der „*politics of waiting*“ (Fortier, 2021:204) im britischen Asylsystem und in staatlichen Strukturen zu unterscheiden (ebend.; Dajani, 2021:63f; Vollmer, 2021:10f). Subjektive Bedeutungen von Warteschleifen und Aktivitäten, Wahrnehmung von Sicherheit und Ungewissheit, Konzeptionen von Normalität und Ausnahmezuständen verlaufen relational zu sozialen Referenz- und Differenzmarkern in zwei Strategien über (ebend.:8f). Zum einen lässt sich das Prinzip von *Leistung über Dankbarkeit* ableiten, die in Zeinas Fall aus einer Position, in der Zugang zu gesellschaftlicher Teilhabe, Ausbildung und Erwerbstätigkeit langfristig beschränkt bleiben. Dankbarkeit und geduldiges Warten wird im Sinne von emotionaler Bewältigungsarbeit und Internalisierung von ungleichen Verhältnissen als Gegenleistung eingesetzt. Was aber nicht bedeuten muss, die eigene Positionierung unhinterfragt anzunehmen (Ahmed, 2014:193,196). Anders verhält es sich Nahe dem normativen Ideal von *Leistung durch Arbeit*, das

Anspruch auf Normalität entlang eines Status quo unterstreicht, wie aus Sanas Geschichte hervorgeht. Beide Positionen bewegen sich eingebettet in unsichtbare wie allgegenwärtige Grenzen, die sich durch Antimigrationspolitik, einen abgebauten Wohlfahrtsstaat und strukturelle Ungleichheiten ziehen (Vollmer, 2021:7f; Yuval-Davis *et al.*, 2019:11f,24). Bezeichnend ist dabei, dass aus beiden Blickwinkeln jedwede Form der Unterstützung an Ausgleich gekoppelt ist, sei es durch ein kapitalistisches Leistungsprinzip oder latente Dimensionen individueller Bewältigungsarbeit (Avlijaš, 2021:240f). Eine weitere unsichtbare Facette des Grenzziehens: Denn wem der Zugang zu gesellschaftlicher Partizipation verwehrt wird, bleibt auf der Suche nach Alternativen sich selbst, der Unterstützung einer *community* oder Wohltätigkeitsorganisationen überlassen (Dajani, 2021:66ff; Tomlinson, 2010:292f; Yuval-Davis *et al.*, 2019:128f).

4.1.2 Der individualisierte Typus

UNTERSTÜTZUNG/BEWÄLTIGUNG IST EIGENINITIATIVE

Prototyp 2, Sana (nicht abgebildet)

Eine Frau mit Hijab steht in Sportkleidung in einer Parkanlage und hält ein Fahrrad vor sich in der Luft. Sie steht auf einer breiten Kiesfläche, die in einen Weg mündet, auf dem Passant*innen spazieren und Fahrrad fahren. Hinter ihr liegt eine grüne Wiese mit einigen braunen Blättern, kahlen Bäumen und einer leeren Bank. In der Ferne verweisen Ziegelhäuser, Autos und Ampeln auf eine Stadt. Passant*innen, die sich in einigen Metern Entfernung im Bildhintergrund befinden, sind nur schemenhaft zu erkennen. Die Frau hält das Fahrrad mit beiden Händen vor sich und lächelt der Kamera strahlend entgegen. Ihre Haltung suggeriert, dass es sie keine Anstrengung kostet, das Hollandrad mit stabilem Rahmen zu tragen, das größer wirkt als sie selbst. Der Gesamteindruck des Bildes vermittelt einen Kraftakt des Fahrradhebens, der mit spielerischer Leichtigkeit durchgeführt wird. In Szene gesetzt werden *vor der Linse der Kamera* körperliche Stärke und sichtliche Freude der Frau über das Fahrrad. Das Fahrrad dient in dieser Position weniger der Überwindung von Distanz als der Inszenierung körperlicher Kraft. So wie sie ihr Fahrrad in der Hand hält, so könnte sie auch ihr Leben in der Hand haben, lässt sich weiter folgen, stark und lächelnd. Die Pose in der Mitte eines öffentlichen Parks könnte der Standfestigkeit, mit der sie in ihrer sozialen Umwelt steht, Ausdruck geben. Als wüsste sie um ihre individuellen Stärken und würde sich gut dabei fühlen, von ihnen Gebrauch zu machen. Das Bild zeigt eine Frau, die ihre Unabhängigkeit und die Kraft ihrer Arme triumphierend unter Beweis stellt. Ihre Pose sticht aus dem Bildschauplatz hervor und vermittelt ein unkonventionelles Verhältnis zwischen der jungen Frau und einem Fahrrad. Die Kamera, die dem Weitwinkel zufolge ein professionelles Modell ist, ist auf die Frau gerichtet und macht sie gemeinsam mit dem Rad zum Bildmittelpunkt. Der Titel des Bildes lautet „Survive“.

Synthese Kategorie 3: „Angst [wird] zu Unterstützung“

Bild | Mit Bewegung gegen den Stillstand arbeiten

Die Hebebewegung, die sich auf dem Foto abspielt, demonstriert Freiheit sich fortzubewegen und relative Unabhängigkeit (von öffentlichen Verkehrsmitteln), könnte man meinen. Wie die junge Frau in einer Parkanlage vor der Kamera posiert und stolz lächelnd ihr Fahrrad vor sich hochhebt, lässt darauf schließen, dass der Moment und das Fahrrad etwas Besonderes für sie bedeuten. Auf die auffällige Geste kann der betont positive Effekt der eigenen Bewegungsfreiheit und körperlichen Betätigung, der sich in dem Lächeln äußert, weiter auf das mentale Wohlbefinden übertragen werden.

Ihre Haltung suggeriert, dass ein Rad mehr als nur ein Hobby oder eine Hilfe bei Alltagserledigungen darstellt. Die Freude und Agilität, die die Frau vermittelt, nimmt der Szene den Kontext von Alltäglichkeit. Ebenfalls unterstreicht der Bildtitel die essenzielle Bedeutung des Fahrrads im Leben der Besitzerin. Nämlich, dass es sich bei dem Fahrrad nicht nur um ein Fortbewegungsmittel, sondern um eine Überlebensnotwendigkeit handelt – eine Botschaft, die das bildliche Sujet nicht explizit vermittelt hätte. Über den Titel wird das Anerkennen des Kraftaktes oder auch der Widerständigkeit, die es benötigt, um extreme oder schwierige Situationen zu durchleben, ins Zentrum gestellt. Diese Lesart könnte weiters auf den tatsächlichen Triumph des Überlebens im Sinne von Durchhaltevermögen hindeuten.

Zudem scheint die Frau, so wie sie das Fahrrad und ihre Sportkleidung trägt und stolz und fröhlich in die Kamera blickt, hervorheben wollen, dass es sich um etwas Außergewöhnliches handelt. Das Bild einer jungen Frau, die sportlich ihr Fahrrad vor sich trägt, könnte zudem mit Selbstermächtigung und der Bedeutung von individualisierter Mobilität und Reichweitenvergrößerung, insbesondere in Corona-Zeiten, in Verbindung gebracht werden. In diesem Zusammenhang könnte sich der Titel auf das Überleben des Lockdowns beziehen, in dem es Hilfsmittel braucht, um sich selbstständig durch holprige Zeiten zu bewegen.

„S: I had a really tough tough tough time and I mean I mean I left the war in Syria and I'm from Aleppo so it's like it was a very. there were very difficult times [I: yeah] and I have all sort of war-related problems with, I have one of my brothers missed/arrest and he is probably detained but we know nothing about him I mean my life is really very very tough and moving on my, being on my own here, having to choose that I want to seek asylum because it is more safe than getting back but that means that I also can't see my family [I: Yes] (...) so I easily could- if I was not really res- resilient enough and flexible enough to just be courageous and go and learn how to cycle and like being courageous ya, to really do I' [I: Mhm] I know that many people just don't cycle in London because it is scary, so [I: Ya] it also like, I said, 'I'm gonna do it' [I: Mhm] So, if I didn't learn how to cycle and I didn't manage to build

that support kind of system with my bike I might, I might be in a darker place like relating to my mental health and stuff. I'm not sure where I would be.“ (Sana, Z:136-149)

Fahrradfahren unterstützt in einer schwierigen Zeit, um mental zu überleben, beschreibt Sana mir in großer Ausführlichkeit. Die nicht-menschliche Begegnung zwischen ihr und dem blauen Fahrrad war ihr persönliches „support kind of system“ (Sana, Z:148) vor allem während des Lockdowns. Oder besser: ein Vehikel zur Unabhängigkeit, das ihr durch die körperliche und räumliche Bewegung einen Ausweg aus einer psychisch schwer erträglichen Situation ermöglichte. Dahinter steckt eine ihrer Überlebensstrategien, sich in ausweglosen Momenten vor neue Herausforderungen zu stellen und aktiv zu bleiben. Es setzt Mut voraus, sich zu trauen, etwas zu tun, wovor man Angst hat, vollendet sie den Gedanken. Bis kurz vor der Aufnahme des Fotos war sie überzeugt gewesen, nie Fahrradfahren zu lernen, schon gar nicht in London, wo Fahrradfahren gemeinhin als nicht ungefährlich angesehen wird. Das Radfahren im Lockdown während ihres laufenden Asylverfahrens zu erlernen, stellt für sie den Versuch dar, ihren Ängsten und einer empfundenen Machtlosigkeit entgegenzuarbeiten. Sana beginnt damit, sich selbst zu beweisen, dass sie mehr erreichen kann, als sie sich jemals zugetraut hätte, und sich aus einer Lage, die sie als vielfach beschränkend empfindet, über das Fahrradfahren sprichwörtlich mit eigener Anstrengung herauszubewegen. Vordergründig scheint in der Bildbotschaft die *Umkehrung des Verhältnisses* von Rad und FahrerIn und die unterschätzte Rolle, die Formen individualisierter Mobilität in Zeiten von Isolation einnehmen können. Sowie Fahrradfahren, denn Fahrrad fahren lässt es sich auch allein. Dabei schildert Sana ausführlich, wie ihr Fahrrad zum pandemiefesten Freund geworden ist.

„S: It's a friend. My bike has been a friend for me especially through the, ah the lockdown. Ah, I'd say that. it has a name and >laughs< (...) Yeah, it's my friend and I feel it's, it not completed me in a way, but like I feel very satisfied with my, not satisfied what's the word for it? Very independent with it, very free, capable, you know. It extended what I can do. Especially in a place on my own, the people that are really close to me are limited and stuff. So, like I felt very safe with it, very empowered, very... Literally, I can do more stuff that I would normally do.“ (Sana, Z:106-112)

Das Umgehen mit dem Fahrrad und das Bewegen durch die Stadt hat ihr eine neue Sicherheit inmitten von mehrfachen Unsicherheiten geboten, lässt sich zusammenfassen. Auf dem Fahrrad fühlt sie sich glücklich, frei und sicher in einer Lebenslage, die seit Ausbruch der Pandemie von Ungewissheit, Einschränkungen und Sorgen überschattet wurde, so Sana. Über das Fahrradfahren hat sie dennoch das Gefühl, die Zeit, in der sie auf den Asylbescheid wartet, konstruktiv zu nutzen, indem sie sich eine nützliche Fähigkeit aneignet und zugleich Widerstand gegen die empfundene Überwältigung durch die Pandemie leistet. Das Fahrrad ermöglicht es ihr, sich dem Chaos um die Pandemie nicht einfach so hinzugeben, sondern sich ein Stück weit mehr Unabhängigkeit über neuen Bewegungsspielraum zu schaffen, die ihr auch das außer Kontrolle geratene Pandemiegeschehen nicht nehmen kann. Besonders die unmittelbare Erfahrung, Probleme im Kleinen zu lösen, und eine individuelle Herausforderung aus eigener Kraft meistern zu können, lässt sich für sie auf das größere Ganze übertragen, schildert sie.

„S: So, you know when I told you that what scared me about the pandemic that there is, it felt like there is, like the world is collapsing, like there is something wrong and no one can fix and no one can, like you don't know what is going on, so you don't control [I: Mhm] so (...) that for example helped me, like knowing that I know a lot about the bike and I can fix things and I can control, if something went wrong [I: Mhm] it really has helped me that, with yeah, not feeling that there is not nothing that can be done. [I: yeah]. Yeah, I would say that something like that expanding the things that you would feel very strong about that you can deal with problems if happened.“ (Sana, Z:106-112)

Mit dieser Strategie geht eine Perspektivenumkehr einher, wie sie auch auf dem beschriebenen Foto vollführt wird. In einer auf den ersten Blick einschränkenden Lage, in der sie sich während ihres Asylverfahrens in der Pandemie befindet, beginnt sie die Dinge zu tun, die sie „immer schon mal probieren wollte“, die Mut erfordern und die eigene Stärke trainieren. Anstatt wenig tun zu können und viel Angst zu haben, beginnt Sana im Sinne von „endlich kann ich ...“, sich ungeahnte Möglichkeiten aus der misslichen Lage heraus zu schaffen.

Text | Herausforderungen zu Stärken machen

Sich in Eigeninitiative gegen den Stillstand zu bewegen, beschäftigt auch Yasmin während ihres Asylverfahrens noch lange vor der Pandemie, holt sie im Fotointerview aus. Ohne Zugang zu formellen Bildungsangeboten war die Überwindung der Passivität nicht leicht, doch sie nahm ihre „Wartezeit“ (Yasmin, Z:76) zum Anlass, sich die deutsche Sprache anzueignen. Der Spracherwerb hat ihr bereits bei ihrer Ankunft in Österreich Sorgen bereitet. Nicht nur die Angst vor der Sprache, sondern auch die Angst, die Menschen nicht zu verstehen. Das war ein „wirklich sehr sehr sehr unangenehmes Gefühl“ (Yasmin, Z:128), erinnert sie sich. Sie beginnt allen Barrieren entgegen auf eigene Faust die Sprache zu erlernen, und erlebt eine Umkehr: „Angst kommt zur Unterstützung“ (Yasmin, Z:124), indem sie sich Wissen aneignet, das ihr umgehend von Nutzen ist. Sie überwindet ihre Angst vor der Herausforderung mit dem Ergebnis, dass sie sich „so viel stärker“ (Yasmin, Z:126) fühlt, nachdem sie verstehen kann, was Menschen um sie herum sagen. Auch Jahre später erkennt sie in der Möglichkeit zur kommunikativen Verständigung die „größte Unterstützung“ (Yasmin, Z:123) im Alltag. Ihr proaktiver Ausweg aus dem Nichts-machen-Können wird für sie eine konkrete und langfristige Hilfestellung, die ihr mehr als lediglich das bloße Überdauern einer ungewissen Zeit erleichtert. Bei Manal ist es das Autofahren, das sie trotz vieler Schwierigkeiten erlernt. Die eigene Unabhängigkeit über individuellen Handlungs- wie Bewegungsspielraum zu erweitern ist eine bedeutsame Erfahrung, die den Selbstwert in festgefahrenen Situationen stärkt, geht aus ihrer Darstellung hervor.

„M: Ich denke ist immer so, muss immer Selbstbewusstsein sein: Ich kann das machen, obwohl das sehr schwer ist. Z.B. Führerschein habe ich so viele Schwierigkeiten, aber trotzdem habe ich am Ende genommen, weißt du? ... Das zwei Jahre? Ja, zwei Jahre es dauert, weil schwanger, danach habe ich gestoppt, danach weitergemacht und jetzt ist gut, habe ich geschafft.“ (Manal, Z:337-341)

Sana, Yasmin und Manal erkennen in unterschiedlichen Zusammenhängen, dass die größte Unterstützung in Krisenzeiten im Herausfordern der eigenen Fähigkeiten liegt. Das bedeutet, sowohl die eigene Selbstsicherheit, Mobilität und Flexibilität auszuweiten und die Grenzen der individuellen Möglichkeiten zu verschieben. Ihre Erfahrungen beziehen sich auf unterschiedliche Weise darauf, etwas Neues zu wagen, zu lernen und Dinge zu tun, die die eigene Autonomie und Reichweite ausbauen. Dass jeweils aus eigenem Antrieb neue Ziele gesteckt werden, die lange Zeit als unerreichbar eingestuft wurden, hilft in Zeiten, die von Unsicherheit und Ängsten geprägt sind, sich in eine Position zu begeben, die die Handlungsfähigkeit erhöht. Die erfolgreiche Überwindung einer omnipräsenten Herausforderung wird stellvertretend an alltäglichen Hürden und Ängsten erprobt. Der Versuch, ihr Leben ein Stück weit selbst in die Hand zu nehmen und in unterschiedlicher Weise die eigene Reichweite zu vergrößern, eröffnet eine Alternative dazu, sich einer zwischenzeitlich ausgeweglosen Situation tatenlos zu ergeben. Sowohl Yasmin als auch Sana befinden, dass ihnen diese Erfahrungen dazu verholfen haben, mental gestärkt aus so mancher krisenhaften Situation hervorzugehen.

„S: I'd feel very proud of myself because I survived, I would say. Not only the pandemic but lots of things. ...and I would say that I've learned to, and also like, I mean I took care of my mental health, and I was, I still see a therapist and I just like reflect what is ha- and how I feel and why I felt that.“ (Sana, Z:525-527)

Konstruktion Kategorie 3: „Angst [wird] zu Unterstützung“

Die Erfahrung, sich einer persönlichen Angst zu stellen und diese letztlich zu überwinden, ist an steigendes Selbstbewusstsein gekoppelt. Die eigene Reichweite auf individueller Ebene durch den Erwerb neuer Fähigkeiten und Kenntnisse zu vergrößern, ebenso. Im Endeffekt geht es für Sana, Yasmin und Manal jeweils um die selbstständige Veränderung einer Lage, in der eine Barriere durch das eigene Wirken überwunden und infolgedessen eine verbesserte Situation geschaffen wird. Die Geste des Fahrradhebens, die Sana vollführt, wird in diesem Sinne zum Inbegriff, selbstwirksam zu werden und etwas stemmen zu können. Ein Akt, der ungeachtet dessen, dass existenzielle Ängste weiter bestehen und sich geschlossene Türen dadurch nicht öffnen lassen, vollzogen werden kann. Sich selbst im Alltag neue Wege zu eröffnen, während auf institutioneller, gesellschaftlicher und systemischer Ebene weiterhin Stillstand herrscht, schafft kleine Erfolgsmomente. Dabei wird eine praktisch nützliche Handlung, sei es Sprache, Fahrrad- oder Autofahren, mit einer symbolischen Bedeutung aufgeladen. Das Erweitern des individuellen Bewegungsspielraums hat dabei die Bedeutung des Rückeroberns der eigenen Wirksamkeit in der Lebenswelt.

Im schrittweisen Verfolgen eines persönlichen Ziels innerhalb einer auferlegten Auszeit wird eine schwer erträgliche Lage dahingehend transformiert, sie dennoch nach Möglichkeit für sich zu nutzen. Das Gefühl, etwas tun zu können, selbst in limitierten Situationen und auch dann, wenn der Weg zu einem größeren Ziel noch ungeebnet bleibt, fördert das Vertrauen in sich selbst. Eine

Perspektivenumkehr findet durch die effektive Erweiterung von Möglichkeiten und durch einen Zugewinn von Handlungsmacht statt. Sich aus eigenen Stücken einer Herausforderung zu stellen, wird zur Gelegenheit umgemünzt, ähnlich wie auf der Fotografie, das eigene Selbstbild zu stärken. In diesem Sinne scheint eine erlebte Selbstermächtigung im Rahmen des Alltags dazu verhelfen, mit Machtlosigkeit auf anderen Ebenen zurechtzukommen. Aus vermeintlich banalen Errungenschaften oder Aktivitäten formen sich auf diese Weise solide Anhaltspunkte, die das subjektive Wohlbefinden und Resilienz steigern, um mit größeren Sorgen und Ängsten zu leben (Krause, 2022:32f).

Selbst wenn die Gesamtsituation unverändert von Unsicherheit geprägt bleibt, wird das Narrativ zur Bewertung der eigenen Lebenslage infolge dessen aufgewertet. Dabei handelt es sich in allen drei Fällen um Praktiken, die im Alltag stattfinden, relativ selbstständig umsetzbar sind und dabei den eigenen Handlungsrahmen erweitern (Hajdukowski-Ahmed, 2009:41f). Auf Angst vor dem Neuen und Unsicheren folgt der Mut bei Sana und Yasmin durch die Bestätigung, selbst nichts unversucht zu lassen und Lernversuche zu unternehmen, anstatt sich abschrecken zu lassen. Aus völlig unterschiedlichen Standpunkten, die psychische Belastung durch fehlende Handlungsmacht gemein haben, werden Aktivitäten gefunden, die das Gefühl vermitteln, sich trotz Hindernissen und Unterbrechungen vorwärts zu bewegen (ebend.:46).

Insofern wird Handlungspraxis hier als Mentaltraining eingesetzt, sich persönlichen Herausforderungen zu stellen und über das eigene Können eine verlässliche Basis für Unterstützung aufzubauen. In ihren Schilderungen untermauern die Frauen, wie sie letztlich in herausfordernden Situationen auf sich selbst zählen und mehr erreichen konnten, als sie sich zugetraut hatten. Über den Triumph, nicht völlig den äußeren Umständen ausgeliefert zu sein, sondern ein Stück weit Kontrolle über Lebensbereiche zurückgewinnen zu können, entziehen sie sich versuchsweise einer umfassenderen Blockade auf ihrem Lebensweg. Dabei scheint es in allen drei Fällen weniger relevant, was getan wird – die Selektion ist stark an Ressourcen und Kontexte gebunden – sondern dass die Transformation stattfindet, aus etwas Verunsicherndem aus eigener Kraft eine positive Erfahrung abzuleiten. Dennoch fallen die genannten Beispiele mitunter auf Praktiken, die auch gesellschaftlich als Symbole für individuelle Freiheit und Möglichkeiten gelten. Beispielsweise bezeichnet die amerikanische Feministin Susan B. Anthony Fahrräder auch als „*freedom machines*“ (Anthony zit. in: Glaser, 2021), die Frauen in einer auf Männer ausgerichteten Mobilität neue Unabhängigkeit verleihen (Glaser, 2021). Der Spracherwerb wiederum gilt im Zusammenhang mit Teilhabe von Migrant*innen als Erweiterung von Verständigungsmöglichkeiten und damit ein entscheidendes Mittel, um kommunikative Grenzen zu überqueren. Damit verspricht der Spracherwerb nicht weniger als, sich aktiv Türen zu neuen Perspektiven und sozio-kultureller Anerkennung in der Ankunftsgesellschaft zu öffnen (Foroutan, 2019:78f; Fortier, 2021:207). In jedem Fall steht die Kategorie *Angst [wird] zu Unterstützung* für die Überwindung einer persönlichen Herausforderung, statt Passivität und Sorgen das eigene Können und

die eigenen Möglichkeiten hervorzukehren. Es handelt sich um einen individualistischen Ansatz, die eigene Lage im Griff zu behalten, nach dem Motto: Ich kann immer etwas Sinnvolles tun.

UNTERSTÜTZUNG SIND FRIEDLICHE UMWELTEN

Synthese Kategorie 4: sich an seinen „*peaceful place*“ zurückziehen

Text | Festsitzen in belastenden Lebenssituationen

„**S:** *Finding that peaceful space for me to just get away to disconnected from the world if I can say, life in the now and then, like in the now and here with the kids (...).*“ (Sana: Z:475f)

Es ist nicht leicht abzuschalten, erinnert sich Sana, wenn die Gedanken um die gefühlte Machtlosigkeit gegenüber den Problemen auf Makroebene von Krieg bis Pandemie kreisen und sie nur selten das Haus verlässt. Zugleich fällt ihr schwer zu akzeptieren, dass sie, wie viele andere zu diesem Zeitpunkt sprichwörtlich „*without solution*“ (Sana, Z:271) festsitzt und es nicht möglich ist, etwas gegen die globalen Bedrohungen auszurichten. Als die Welt Anfang 2020 im Chaos zu versinken drohte, überwältigt auch sie persönlich das Gefühl „*that life is stuck in a way*“ (Sana, Z:44f). Sie sehnt sich nach Momenten, in denen sie der bedrückenden Lage zumindest zeitweise entkommen kann. Für sie ist es die Zeit in der Natur oder mit den Kindern, die sie regelmäßig betreut, die ihr hilft, sich ein Stück weit zu distanzieren und Ruhe zu finden.

Ähnlich beschreibt Zeina ihre Selbstisolation über einige Lockdowns hinweg als ein tatsächliches, kollektives Festsitzen mit: „*we were just stuck in the house*“ (Zeina, Z:6). Nachdem sie sich als höchst vulnerable Person in der Covid-19-Pandemie einstuft, verlässt sie ganze sechs Monate nicht das Haus. Auch für sie ist die Frustration über die Isolation ohne absehbares Ende groß. Ähnlich wie Sana empfindet sie große Unsicherheit im Rahmen der ausgerufenen Pandemie, die sich bei ihr in dem Paradox aus psychischer Belastung und physischer Bedrohung ihrer Gesundheit auf Mikroebene weiter zuspitzt (Gardiner & Fulfer, 2021:157). Doch für Zeina ist das Feststecken nach dem Ausbruch der Pandemie mehr an eine körperliche Erfahrung der Isolation gebunden, für die es mit dem Schutz der eigenen Gesundheit einen triftigen Grund gibt. Die Angst vor der Infektion belastet ihr Sicherheitsgefühl außer Haus und dem Pflegen zwischenmenschlicher Kontakte, während ihr die Isolation dafür mental zu schaffen macht. In Zeinas Fall ist es die unmittelbare und geteilte Gefahr einer Covid-19-Infektion, die ihren Bewegungsspielraum auf ihren Wohnraum beschränkt, um sich und andere vulnerable Personen zu schützen.

„**Z:** *For me, during the lockdown it was really difficult for me, [I: Ye] ah, like by staying at home, [I: Ya] I felt really isolated, no one to talk to, no one to go out [I: Mhm] and I was feeling depressed. We did still have our group as usual every week, we was doing it on zoom. [I: Mhm] But it is completely different when you are in person (...) it's completely different.*“ (Zaina, Z:213-216)

Dabei geht es für Zeina wie Sana um mehr als nur den Einschnitt in ihre Alltagsroutinen. Sie fühlen sich in relativer Isolation in einer verunsichernden Situation festgehalten, in der die individuelle Lebensgestaltung und jegliche Zerstreuung auf der Strecke bleiben. Zeina beschreibt, dass es in dieser psychisch belastenden Zeit telefonische Kontakte mit Freund*innen und Bekannten wie Online-Treffen mit ihrer Jugendgruppe sind, die ihr die wichtigste Abwechslung an den Tagen in Quarantäne werden.

„Z: Well, luckily the group ah support worker they did... we used to have like our topics, like our sessions on zoom and they were sending us like some activities to do at home. [I: Mhm] Like to fill our free time [I: Ya] so.“ (Zaina, Z:223-225)

Text | Sicherheiten über räumliche Mobilität zurückgewinnen

Später, als Zeina wieder das Haus verlässt, ist es vor allem die körperliche Bewegung, die ihr dabei hilft, neue Struktur in ihren Alltag während der Pandemie zu bringen. Das tägliche Spazierengehen gehört zu den Routinen, die für sie eine regelmäßige Aktivität außer Haus bieten, bei der sie sich sicher fühlt. Zudem wird aus ihrer Geschichte deutlich, dass dort, wo sie lebt, isoliert, deprimiert und unsicher fühlt. Hingegen sind es öffentlich zugängliche Orte, die sie mit subjektiver Sicherheit und Wohlbefinden verknüpft. Ein frei zugänglicher Gebäudekomplex, der sich in der Nähe ihres Hostels befindet, dient ihr als ein wichtiger Rückzugsplatz, der ihr nicht nur Abwechslung und Erholung, sondern auch Aufmunterung spendet.

„Z: [Going there makes me] feel great, when I feel sad, when I go to this place, like when I see the water fountain, like this sound of that water dropping down it makes me feel really happy. (...) Z: It does, it does make me feel happy, I love water [I: Ya] and riverside, and the seaside [I: Mhm] and when I go there it does make my heart happy [I: Yes] and I like it [I: Mhm] so much. I: Yes, do you go there a lot or regularly? Z: Yes, now, it has been cold, but in the summertime it will be beautiful. [I: Ya] Ya.“ (Zeina, Z:78-93)



Abbildung 6: Foto 1, Zeina

In der anonymen Öffentlichkeit der Stadt mit Blick auf das Wasser fühlt sie sich aufgehoben. Sich nach Ende der Lockdowns wieder frei durch die Stadt zu bewegen, kommt für Zeina entsprechend einem Rückerlangen von Lebensqualität gleich, die ihr an ihrem Wohnort fehlt. Die Räumlichkeiten am Wasser, die sie fußläufig erreichen kann, werden zu ihrem persönlichen Lieblingsplatz, an dem sie tagsüber Zeit verbringen kann, ohne sich allein zu fühlen. Der Ort ruft angenehme Gefühle, „*place-based emotions*“ (Van der Graaf, 2014:1), in ihr hervor. Für die regelmäßige Abwechslung in einer strapazierten Wohnsituation schafft Zeina sich emotionale Anhaltspunkte im öffentlichen Raum. Sowohl der Ortswechsel als auch körperliche Aktivität und die Routine wieder aufzunehmen, sich unter Menschen zu begeben, lenken von psychischer Belastung, Stress und Überforderung ein Stück weit ab.

Ähnlich wird das Wandern für Sana zur Covid-tauglichen Aktivität, um zur Ruhe zu kommen und sich mentalen Weitblick zu verschaffen. Sie beschreibt, wie sie durch die Zeit im Gründen ihren Alltagsstress zeitweise hinter sich lassen kann.

„*S: It's very calm in the nature [I: Ja] and I feel being ab- like one of the things that I felt if with me applying for asylum and being on my own and like it was lots of changing variables in my life and I I just couldn't deal with all of them. At some point I had to say tha' I wouldn't really invest a lot and work hard on my career, because I can't deal with all of these [I: yes] and it's like very, very noisy, you know? [I: okay] That like being, like have to deal with everything and getting worried about your family >voice goes up< stuff ... job. So, like just going there it just felt like very calm [I: Mhm] and you have the- it's a very long walks ahm and I'm, I'm not good at something to be speedy with [I: Ya] so it's just like, I mean it's a relatively long, like a, like a power walk >laughs<they call it, it's not a very relaxing walking*

[I: Ja] It's just like, it feels you have the time, you have the space, it's all likes not crowded you know? It felt really calm and the voice of nature felt really nice. It felt... it felt peaceful [I: Mhm] and I needed this kind of peaceful environment to reflect on all of the changing crazy things that I needed to deal with in my life. [I: Mhm, and what is the name of this picture?] S: I would say ,peace‘.“ (Sana, Z:246-259)

Sana erklärt, wie es ihr in der Natur gelingt, dem Lärm in Form von Sorgen und Zweifeln, die sie sonst ständig im Kopf hat, zu entrinnen und sich in einer friedlichen Umgebung zu erholen. Einen ähnlichen Effekt hat es für Zeina, an ihrem Lieblingsplatz am Wasser zu sitzen, der ihr ein urbaner Zufluchtsort geworden ist, lässt sich vermuten. Für beide sind es Umwelten, die sie mit Frieden assoziieren und in denen sie ein gutes Gefühl bekommen. Regeneration während der Pandemie findet für Sana und Zeina vor allem über Orte statt, die einen Ausgleich zu einer unsicheren, lauten oder gehetzten Lebenssituation in London darstellen.

Manal hingegen hat einen dichten Zeitplan zwischen Nachtschichten und Kinderbetreuung und in der Zeit unseres Interviews quasi keine Zeit für sich selbst. Doch auch für sie bedeutet Auszeit, einige Minuten allein im verlassenen Park zu verweilen und es dabei zu genießen, keinen Menschen um sich zu haben. Ebenfalls ergibt es sich auch für Manal, sich für Pausen aus ihrem hektischen Alltag in öffentliche Räume zu begeben. Sie sehnt sich zwischen der Betreuung eines Kleinkinds und langen Schichten im Supermarktlager selbst im Lockdown nach Einsamkeit. Ob ungewollt oder beabsichtigt, fasst sie die Ruhe, die sie allein im Park findet, unter dem Begriff „Alleinsam“-keit (Manal, Z:85) zusammen.

„M: Ja, bedeutet dieses Foto Einsamkeit, wenn man allein sitzt und ruhig, frisches Luft nehmen, gibt es keinen Menschen da, Corona auch, diese Scheiße. Ja, scheiße, weil gibt es, die Menschen auch zuhause bleiben, haben Angst. Die Blumen allein, die Blumen äh, die Bäume allein. Und was? Ja, und so. (...) M: Ja, schöne Situation. Oder ja [I: Dass du.] es passt [I: dass du den Park für dich allein hast?] Mhm, ja. (...) M: Ja, ja, natürlich. Sehr, sehr, sehr so. Ich mach das immer so, wenn ich Zeit habe. Ist gut, Einsamkeit, alleine, ohne Stress, ohne etwas. [I: Ja] Ja. Nur Musik hören und so. Ja. Und schauen.“ (Manal, Z:100-115)

Während Manal es in einem Alltag, der das Gegenteil von Isolation darstellt, begrüßt, den Park zeitweise für sich allein zu haben, wo sie sonst immer unter Menschen ist, sucht Zeina, die sich isoliert fühlt, öffentliche Orte auf, an denen ein entspanntes Kommen und Gehen besteht. Für Sana wiederum ist es eine Kombination aus beidem, wenn sie an Gruppenwanderungen teilnimmt. Allen dreien geht es darum, einen sicheren und leicht erreichbaren Ort, fern vom alltäglichen Stress und den eigenen vier Wänden aufzusuchen, der für sie mit Erholung und Ruhe einen Ausgleich zu überfordernden Lebensumständen bedeutet.

In Yasmins Fall geht es wiederum noch vor dem Entspannungsaspekt darum, sich kollektiv an öffentlichen Plätzen in Wien versammeln zu können und dabei ein Teil des öffentlichen Raumes zu

werden. Sie kommentiert ein Bild, das sie in einer Gruppe von Frauen, auf einer vielbesuchten Wiese beim Picknicken zeigt:

„Y: Mmh, das war auch nach (...) dem zweiten Lockdown, glaub ich. Ja und hab ich mir nur so gesagt, (...) wenn zum Beispiel der Gesellschaft oder die Österreicher uns nicht akzeptieren, dann wollen wir nicht hier sein an diesem Platz, wo alle Leute überall sind. Aber ist eine gute Ding, dass, ja dass man darf. Hast du verstanden, was ich meine? >lacht< [I: Absolut. Und wo ist es genau? Und wo ist dieser Platz?] An der Donau. [I: Und wer sind die Frauen auf dem Bild?] (...) Die, die Frau haben wir dort kennengelernt, die sind unsere Nachbarn, das ist Freundin von Mama, da bin ich. Ja... Mmh, das ist auch eine Freundin, Kinder, ... Ich hab ‘ das Foto ausgewählt, weil hatte ich so einen Gedanken gehabt, zuerst und dann ja... >lacht< (...) Weil das Thema ist, wie haben die Frauen die Unterstützung während der Corona-Zeit bekommen und ich hab mir bemerkt, wir sind hier alle Frauen, wir sind draußen in einem öffentlichen Platz und ja, wir dürfen, also dort sitzen, essen, tanzen, alles was wir wollen machen.“ (Yasmin, Z:269-283)

Nicht allein, sondern sich in einer großen Gruppe von kurdischen Frauen, die nicht als europäisch wahrgenommen werden, in der Öffentlichkeit in Wien zu versammeln und sich dabei wohlfühlen, *alles* zu machen, gilt nicht als Selbstverständlichkeit. Für sie kommt das Einnehmen von geteilten Räumen in einer Stadt, die nun seit Jahren ihr Lebensmittelpunkt ist, dem Gefühl von Zugehörigkeit gleich. Sich im öffentlichen Raum akzeptiert zu fühlen, ist die Grundvoraussetzung dazu, betont Yasmin mit Verweis auf Angehörige in Holland.

In allen Fällen stellen öffentliche Plätze im Vergleich zu privaten Räumlichkeiten inmitten von Pandemie-Maßnahmen wichtige Zufluchtsorte dar, die mit Erholung und positiven Gefühlen verbunden werden. Zudem entwickelt sich über die langfristige Erfahrung, öffentliche Plätze gemeinsam zu nutzen, das Gefühl von Zugehörigkeit im Sinne davon einen Platz in der Gesellschaft zu haben, wie Yasmin ergänzt (Mahmud, 2021:9; Massey, 1994:166f).

In Summe wird aus dieser subjektiven Gewichtung der Verlust von Sicherheiten und Wohlbefinden über soziale Kontakte, regelmäßige Auszeiten und private Räume deutlich, die im Zuge der Pandemie ihre Bedeutung wie Zugänglichkeit verändert haben. Umgekehrt lässt sich das Zurückkehren in die Natur, in Parks und die öffentliche Sphäre nach mehreren Lockdowns als ein Gewinn an Lebensqualität, kollektiver Sicherheit und Zugehörigkeit verstehen. In Bewegung zu bleiben und sich aus den Orten des Lärms, der Unruhe oder Unsicherheit in die Natur und ans Wasser zu bewegen, heißt, sich aktiv eigene Erholungsstrukturen im kleinen Rahmen zu schaffen, wo in den eigenen Lebenswelten die alltäglichen Zerstreuungen durch die Pandemie großteils ausgesetzt haben. Zugang zu öffentlichen Orten, zurückzuerlangen, hat dabei subjektiv einen hohen Stellenwert für die psychische Gesundheit und alltägliche Lebensfreude, die über Erzählungen zum Ausdruck kommt (Federici, 2019:183ff; Gardiner & Fulfer, 2021:159).

Konstruktion Kategorie 4: sich an seinen „*peaceful place*“ zurückziehen

Im Kontext der Pandemie werden Ortswechsel, körperliche Bewegung und natürliche Umwelten in allen Fällen als Auswege genannt, um mit pandemiebedingtem Stillstand und Unsicherheiten umzugehen. Dabei geht es in keinem Fall um den Virus allein, sondern auch um überschneidende Erfahrungen von Asylverfahren, und der Wohn- und Arbeitssituation, die das subjektive Verhältnis zu Sicherheit, Wohlbefinden und Bewegungsfreiheit räumlich prägen. Die psychischen Konsequenzen von beschränkten Möglichkeiten der Freizeitgestaltung, die mit Erholung in Verbindung stehen, ist ein Thema, das latent über räumliche Mobilität und subjektive Gefühle zu Orten und Umwelten relevant gemacht wird (Mahmud, 2021:15). Als *unterstützende* Orte werden von den Frauen Grünflächen wie öffentliche Räume hervorgehoben, die im Kontrast zum fehlenden Bewegungsspielraum oder der Überarbeitung zu Hause und im Arbeitsalltag stehen. Es sind mitunter symbolisch aufgeladene Orte, die wie bei Zeina und Sana unmittelbar mit positiven Gefühlen und friedlicher Stimmung verbunden werden, doch allen vier Fällen alltagstaugliche Gegenkonzepte zu sozialer Isolation und Rückzug in die eigenen Haushalte (Federici, 2019:184f; Mahmud, 2021:10,16). Darüber hinaus wird von Yasmin die latente Bedeutung angesprochen, als Frauen öffentliche Räume unabhängig von Herkunft und kultureller Tradition in Wien einnehmen zu können, ohne soziale Konflikte fürchten zu müssen. Um Bewegungsfreiheit und Teilhabe in der Gesellschaft durch Anspruch auf geteilte Räume und Zugehörigkeiten geltend zu machen, wird reziproke Toleranz vonseiten der sozialen Umwelt als unverzichtbar eingestuft (Mahmud, 2021:9).

Insbesondere Zeina, Manal und Sana schildern, wie sie sich aus eigenen Antrieb über erholsame Unternehmungen räumlichen Abstand von alltäglicher Überlastung oder psychischer Überforderung schaffen (Della Porta, 2020:945). Dabei handelt es sich um den Versuch, stressbehafteten Arbeits-, Wohn- und Lebensumständen einen Schauplatz entgegenzuhalten, welcher der Bezeichnung „*peaceful place*“ (Zeina, Z:86) gerecht wird. In keinem Fall wird dabei ein solcher Ort im Privaten verortet. Vielmehr werden von Zeina oder Sana Umwelten genannt, die zum psychischen Wohlbefinden beitragen und die zugleich an physische Bewegung gebunden sind. Eine Strategie, die auf das Paradox der Pandemie in gleichzeitigen der Belastung von mentaler und körperlicher Gesundheit, wie Gardiner und Fulfer argumentieren, reagiert (2021:157).

Ob gemeinsam oder einsam handelt es sich ebenfalls bei Manal und Yasmin um verlässliche Routinen, um nicht nur räumlich, sondern auch emotional Abstand von Alltagsgeschehnissen einzunehmen und stattdessen Nähe zur sozialen Umwelt zu suchen. Zuflucht in die Öffentlichkeit als bedeutender Pfeiler im Leben mit der Pandemie, der mit Freizeitaktivitäten und Entschleunigung verbunden ist, verweist auf eine weitere Form von individueller Mobilität, die als subjektive Unterstützung eingestuft wird. Wie und wo Erholungsorte ausgemacht werden, an denen Ruhe und Zerstreuung möglich ist, bleibt dabei variabel. Implizit verweisen jedoch alle genannten Räume auf latente Formen intersektionaler Ungleichheiten, die die Pandemie verschärft haben (Gardiner & Fulfer, 2021:152). Die Auswirkungen

von beschränktem Zugang zu Orten für Atempausen und damit subjektiver Lebensqualität sind gekoppelt an die Einschränkung kollektiver Freizeitaktivitäten, den Mangel an Pausen und die Sperrung von öffentlichen Plätzen, treffend besonders die, die privat über geringen Bewegungsspielraum, Zeit und ökonomische Mittel verfügen (ebend.). Spazieren, Wandern oder im Park zu sitzen – alles Aktivitäten, die generell frei und gratis zugänglich sind – verweisen auf den Bedarf eines Minimums an Rückzug, Auszeit, Erholung wie Bewegung. Faktoren, die in Zeiten von Covid-19 für viele nicht gegeben waren. Eine banale wie essenzielle Strategie zur Regeneration, lässt sich zusammenfassen.

Positive Gefühle an Aktivitäten und Orte außer Haus zu knüpfen, lässt diese zu Symbolen der Unterstützung werden. Inmitten von gesellschaftlicher Unsicherheit und eingeschränkter Mobilität handelt es sich um Versuche, lebensweltliche Freiräume zu schaffen, um belastende äußere Umstände besser zu verkraften und Sicherheiten wie Stabilität subjektiv herzustellen (Hajdukowski-Ahmed, 2009:41,44; Massey, 1994:167). Dabei determinieren sozio-ökonomische Ressourcen und der räumliche Bewegungsradius und die Lebenssituation in allen vier Fällen die Orte und Momente, die mit Ruhe, Erholung oder sogar Zugehörigkeit verbunden werden (Mahmud, 2021:10,16f; Massey, 1994:164). Gemeinsam haben die persönlichen Beziehungen zu öffentlichen Räumen die symbolische wie emotionale Assoziation zu sozialen und lokalen Umwelten. Entlang von komplexen und intersektionalen Faktoren gestalten sich Ortsbeziehungen vielfältig, mobil und offen aus (ebend.:172). Dass jene Bezugspunkte im Pandemiealltag oftmals zu kurz kommen, erhöht dabei nur ihre Bedeutung, lässt sich folgern. Die orts- oder umweltspezifischen Gefühle, die hier Ausdruck finden, suggerieren persönliche Alternativen zu dem idealisierten *feeling at home* und ein Pendant zu „*stay safe*“ (Shaw, 2020), womit in beiden Fällen in erster Linie der Rückzug an einen konkreter Ort, nämlich der eigene Wohnort, gemeint ist (Mahmud, 2021:16f).

4.2 Soziale Beziehungen

4.2.1 Der vernetzte Typus

UNTERSTÜTZUNG FINDET AUF DISTANZ STATT

Prototyp 3, Sana (nicht abgebildet)

Der Screenshot eines Handydisplays zeigt rechts oben eine digitale Zeitanzeige: Es ist 4 Minuten vor halb 11 Uhr abends. Daneben ein Icon, das sich als Bett erkennen lässt: Schlafenszeit. Darunter das Instagram-Interface eines Profils, auf dem ein Post geöffnet ist. Aus der quadratischen Fotografie blicken zwei junge Frauen mit dunklen Sonnenbrillen in hellen Hijabs und sommerlicher Kleidung. Sie befinden sich im Freien, inmitten von sandfarbener Architektur. Die Frau links im Bild ist bis zur Schulterpartie zu sehen, sie trägt einen Trainingsoverall und lächelt dezent. In ihren getönten

Brillengläsern spiegelt sich die Mittagssonne. Auf der rechten Bildhälfte bewegt sich eine Frau, einen Meter nach hinten versetzt, die eine leichte Bluse, gebleichte Jeans und einen Sommermantel trägt. Sie lächelt breit und die Hände, die sie vor ihrem Körper hält, formen ein Herz, während sie auf dem Plateau posiert. Die eckigen Formen der soliden Steinmauern bilden einen Kontrast zu den Frauen, beide in ihren 20ern, die sich *vor der Kamera* in verschiedene Richtungen drehen. Sie scheinen sich nahe zu stehen und erfüllen die historischen Bauten mit Lebendigkeit. Ihre Haltungen sind selbstbewusst und zielsicher, so als wüssten sie, was sie tun, und hätten es schon etliche Male getan. Sie scheinen damit vertraut zu sein, sich virtuell in Szene zu setzen, und Gefallen daran zu finden. Die Zeile unter dem Bild verweist auf 66 Likes und zwei Kommentare in arabischer Sprache. Daneben sind zwei gelbe Emojis zu sehen: ein Gesicht, das zwinkert, und eines, das Tränen lacht. Darunter das Datum vom Winter 2018 und die Option *see translation*. Die Kamera wird von oben auf die beiden jungen Frauen gerichtet, höchstwahrscheinlich wird ein Smartphone im Selfie-Modus von der Frau im Bildvordergrund bedient. Die fotografierende Akteurin handelt vor und hinter dem Fotoapparat zugleich und ist deshalb aus relativer Nähe am linken Bildrand bis zum Schulterbereich zu sehen. Der Titel der Fotografie lautet „*value*“, ergänzt zu „*self-value*“ und „*valuable things*“.

Synthese Kategorie 5: *Lebensverändernde/-aufwertende Beziehungen pflegen*

Bild| Soziale Medien als Träger sozialer Beziehungen

Das Foto, das als Screenshot von einem Instagram-Profil abfotografiert wurde, erzeugt eine doppelte Bild-Rahmung und bestückt das Selfie mit zusätzlichen Informationen. Dabei wird die Fotohandlung über die erste Selfie-Handlung durch das Bildschirmfoto als zweite Kamerahandlung erweitert. Die Akteurin teilt den sozialen Zusammenhang der Fotografie und nutzt damit gleich zwei Fotofunktionen, wodurch die Handlungen vor und hinter der Smartphone-Kamera einen gemeinsamen Rahmen bilden. Die vor der Kamera begonnene Interaktion zwischen den zwei Frauen wird auf der digitalen Plattform fortgesetzt und vervielfacht den echten Moment. Die beiden schaffen eine kollektive Inszenierung auf dem Foto, die über die virtuelle Selbstdarstellung auf Instagram die Dimension ihres Erinnerungswerts vergrößert. Es wirkt so, als hätten sie den historischen Platz für ihre Zwecke eingenommen und würden die altertümlichen Mauern nun mit ihren eigenen Geschichten bespielen. Die beiden Frauen überschreiben die vermeintliche Kulturstätte mit ihrer Version von Ästhetik und Gegenwartskultur, die quer durch physische und virtuelle Räume verläuft.

Ihr Lächeln von 2018 wirkt nicht gezwungen oder gestellt und verortet das gepostete Bild in einer Zeit vor dem Lockdown an einem Ort südlich von Europa. Die Rahmung des sozialen Netzwerks simuliert die Aktualität eines vergangenen Moments, der, entgrenzt von Standort und Datum des Fotos, durch virtuelle Interaktionen in einer Online-Wirklichkeit lebendig bleibt. Die Intimität von physischen Kontakten und räumlicher Nähe wird dadurch nicht ersetzt, doch die Erinnerungen der digitalen Bilder

werden als Teil einer künstlichen Realität konserviert. Über ein Instagram-Bild co-konstruiert die Bildautorin einen Ausschnitt virtueller und geteilter Lebenswelt, in der sich die beiden Frauen unabhängig von späteren Entwicklungen weiter zusammen sehen können. Die Aufnahme besitzt emotionalen Wert, der sich nicht nur auf die abgebildeten Personen beschränken muss, nachdem er auf einer digitalen Plattform kollektiv erhalten und abrufbar bleibt. Für Sana stellen jene Bilder Fragmente einer Familienbeziehung dar, innerhalb der sie sich als wertvollen Teil eines größeren Ganzen erlebt.

“S: Family. >puts three pictures of young people posing together< Ahm, I still have another brother, the brother who is ... detained aand my mom and dad. So, I was just like, I couldn’t find >laughs< photos, I think. Ahm, I believe that a healthy relationship with family can have a huuge impact on people’s mental health and with the ability to face life’s problems, including for example the lockdown. Aahm, because family bonds/responds, are really magical, like powerful in a magical way I’d say, it’s just like ... for example, you know that no one loves you really as your moms, your mom and dad and being able to have this connection still and this relationship to be happy with them, it’s just very great, because you know that there is someone who cares about you, who wants the best for you, who would be very happy for you if something ... like and also, because I mean it’s about self-value.” (Sana, Z:343f)

Sana spannt den Bogen ihres Familienbegriffs über Nähe und Distanz, Präsenz und Absenz hinaus. Die kleine Serie aus insgesamt drei Bildern stellt die familiäre Beziehung zu Menschen dar, denen sie sich emotional verbunden fühlt, aber physisch fern ist. Ein Bedeutungszusammenhang von Screenshots ihres Instagram-Profiles, die eine außenstehende Person nicht offensichtlich erkannt hätte. Schließlich geht es um den Erinnerungsfaktor im Kreise der Familie – das Foto zeigt Sana und ihre Schwester vor der Abreise. Es hält die persönlich historischen Momente des physischen Zusammenseins mit ihren Geschwistern in einem Selfie fest. Das Instagram-Format als ein semi-öffentliches Fotoalbum spielt für sie lediglich eine funktionale Rolle lässt sich annehmen.

Es ist mehr eine ideelle als virtuelle Verbindung, die Sana zu ihrer Kernfamilie aufrechterhält und die sie unabhängig von kriegsbedingten Trennungen zu der Person macht, die sie ist. Es sind entsprechend die gesunden Familienbeziehungen, denen sie über die Ferne und über die lebendigen Erinnerungen einen besonderen Platz in ihrem Leben einräumt. Sie erhebt die Beziehung zu ihrer Familie auf einen Status, so scheint es, der sich jenseits von der realen oder virtuellen Sphäre befindet, und der für sie einzigartigen Wert besitzt. Dadurch, dass sie durch die Augen ihrer Familienmitglieder auf sich selbst blickt, entwirft sie ein von außen gestärktes Selbstbild. Im übertragenen Sinn lässt sich dieser gespiegelte Blick auf sich auch auf dem Selfie, den sie gemeinsam mit ihrer Schwester aufgenommen hat, wiederfinden.

Text| Wertvolle bis unersetzliche Unterstützung erhalten

Für Sana ist es eine „*healthy relationship*“ (Sana, Z:349) zu ihrer Kernfamilie, die auch ihre mentale Gesundheit und ihr Selbstwertgefühl fördert, wie sie schildert. Sie stützt sich auf intakte und gute Familienverhältnisse und schätzt, dass sie so manche Krise zwischen Pandemie und Asylverfahren ohne deren Unterstützung nicht überwunden hätte. Für ihre Familie unentbehrlich zu sein, gibt ihr Kraft, mittlerweile auf einem anderen Kontinent für sich selbst zu sorgen. Es sind Beziehungen, die nach der Flucht nicht mehr an physische Nähe gekoppelt sind, aber deren Präsenz aus der Ferne dafür umso mehr emotionale Bedeutung in sich trägt. Der Wert, den sie ihrer Familie zuschreibt, reflektiert sich für sie in der Wertschätzung, die sie innerhalb der Familienbeziehungen erfährt.

„*S: So yeah ... You mean a lot for some and you are lovable by some, so you are worth a lot in ... - like your worth, self-worth also, if not life. Self-worth, because I'm their sister, I'm their daughter, they are my, my self-worth.*“ (Sana, Z:410f)

Besonders in den Phasen physischer Isolation während der Pandemie hat ihr der Kontakt mit den für sie wichtigsten Personen über Videotelefonie das Gefühl von Halt vermittelt. Ein Minimum ihres Bedarfs an emotionaler Nähe sättigt Sana ortsunabhängig über die Fernbeziehung zu ihrer Familie in Syrien. Es ist der Stellenwert, den sie im Leben der Familienmitglieder hat, der ihr Antrieb gibt, sich in London trotz Rückschlägen und Turbulenzen eine neue Existenz aufzubauen. Auch hier orientiert sie sich stets an ihrer Familie, denn ganz allein hätte sie bereits aufgegeben, denkt sie. In Zeiten des Lockdowns und internationaler Reisewarnungen, als ihre asylbedingte Reisebeschränkung mit temporären Normen auf gesamtgesellschaftlicher Ebene verschmolzen ist, wird das Erhalten einer Fernbeziehung zur Kernfamilie auf eine Art leichter.

„*S: And of course, I have really great connection with my siblings, my mom and dad and sometimes I also felt that lockdown. or I, I used the lockdown, because I had more time, to connect even more with them and keep [I: Mhm] more regular talk- talks with them over online. Also, it helped me, because [I: Ja] I mean anyways, maybe if they are in another country, but I can't visit them, but we can't really travel. I mean even if I can go and travel, like there I can't travel.*“ (Sana, Z:46-51)

Auch in Zeinas Leben spielt das Konzept Familie eine existenzielle Rolle, doch in einem postmodernen Zusammenhang. Sie verwendet die Begriffe *family* und *community* synonym. Zeina, die seit ihrer Ankunft in England ganz auf sich alleingestellt war, hat über die Jugendgruppe einer lokalen Organisation für Migrant*innen eine Wahlfamilie gefunden. Sowohl die Freund*innen aus der Gruppe als auch das Team der *community organisation* sind dabei ein Netzwerk für sie geworden, dass sie bei Schwierigkeiten aller Art unterstützt.

„*Z: Ya ... because for me the community is ... it's have a big meaning in my life and with- without my community I wouldn't be in the stage where I am today [I: Yes] Yeah, without them I wouldn't have the*

power to speak for myself, I wouldn't have the power to do the things that I'm doing today. [I: Yes] And the community, it doesn't matter where you come from or what your background, community is still community and but [no] matter what happened, they will always be by your side and always supporting you.“ (Zeina, Z:188-193)

Da es sich um Personen handelt, die erst vor einigen Jahren in ihr Leben getreten sind, sieht sie die Rolle, die ihre *community* in ihrem Alltag spielt, deutlich im Kontrast zu vorher, als sie fast keine Kontakte und ebenso wenig Unterstützung hatte. Ähnlich wie Sana hebt sie hervor, wie wichtig es für sie ist, Menschen zu kennen, die sie wertschätzen, wie sie ist. Diese Bestätigung ist implizit die Voraussetzung, sich gegenseitig zu unterstützen, wie sie es in ihrer Jugendgruppe erfährt. Sie deutet an, wie die Erfahrung, entschiedenen Rückhalt von *ihrer* Gemeinschaft zu bekommen, sich ebenfalls positiv auf ihr Selbstbewusstsein auswirkt. Auch während der Pandemie, in der sich Zeina langfristig in Selbst-Isolation befunden hat, war der regelmäßige Kontakt zu der Peergroup ein wichtiger Anker. In ihrem Fall ist es ein gegenseitiges Bestärken und Füreinander-Sorgen, das trotz räumlicher Distanz eine emotionale wie praktische Form annimmt. Sie erzählt, wie sie mit Freund*innen Telefonketten gebildet hat, die sich täglich anrufen und aufbauen, wenn sich eine psychische Krise anbahnt, und in der man Tag und Nacht füreinander erreichbar ist, wenn Notfälle aufkommen. Ihr persönliches Unterstützungsnetzwerk geht allerdings viel weiter, indem es beispielsweise ihre tägliche Versorgung im Lockdown gewährleistet. Es war eine besonders gute Freundin, die für sie in den Monaten in Selbstisolation Lebensmittel bestellt hat, nachdem sie selbst nicht in der Lage sah, Transaktionen online zu tätigen.

„Z: We always stayed in contact during the pandemic. I wasn't able to go out, go and do my shopping. She would order the food for me, because I don't know how to make order [I: Ya] and that time, she had my card to order food from outside [I: Ya] or the delivery, she would like buy things online from supermarket and they would be delivered [I: Oh, that's great] to my place.“ (Zeina, Z:346-350)

Während ihrer schweren Covid-Erkrankung wird auch Anoush von ihrer besten Freundin umsorgt und psychisch unterstützt. Die beschriebene Freundschaft nimmt für ihre gesundheitliche Verfassung während der heftigen Erkrankung eine ähnlich bedeutsame und familienartige Rolle wie die *community* bei Zeina ein. Auch in ihrer Erfahrung von Unterstützung durch eine Freundin geht es um das Gefühl, nicht alleingelassen zu werden, das selbst während eines Krankenhausaufenthaltes nicht abbricht. Auf symbolischem Wege wie durch geliefertes Lieblingsessen, während Anoush Probleme hat, Nahrung zu sich zu nehmen, findet die Freundin Möglichkeiten, ihr ein „gutes Gefühl“ (Anoush, Z:110) zu vermitteln, das zum zentralen Anhaltspunkt in einem Zustand körperlicher Schwächung wird.

„A: Eben, das ist dann eine spezielles persisches Essen. Das habe ich dir geschickt, [I: Aaah.] weil sie hat mir das dort dann gebracht. [I: Wow!] Weil sie wusste, dass ich dann gar nichts Essen konnte und dann hat gedacht, vielleicht wird das dann mir helfen. [I: Ja. Das da, oder?] Eben, ja. Sie hat mir das

dann ins- [I: -Krankenhaus gebracht. Und...?] Da hab ich dann natürlich ein bessere, ein gutes Gefühl bekommen.“ (Anoush, Z:104-110)

Dabei ist die Erinnerung an den kontinuierlichen Beistand der Freundin bis heute eine mentale Stütze, an die Anoush selbst zwei Jahre später in schwierigen Momenten gern zurückdenkt. Sie weiß, wie leicht es einem allein passieren kann, in schweren Situationen oder depressiven Verstimmungen *das Gute* aus dem Blick zu verlieren, erklärt sie. Ihr Rezept in solchen Phasen ist es, sich an erbauliche Momente wie diesen zu erinnern und so ihre emotionale Verfassung in eine neue Richtung zu lenken. Die Darstellung der Isolation als subjektiver Tiefpunkt betont den Zugang zu ihrem sozialen Netzwerk als unverzichtbar für ihre psychische Gesundheit in der Zeit ihrer körperlichen Genesung. Für Sana, wie Zeina und Anoush, denen sowohl die Trennung von den wichtigsten Bezugspersonen sowie Pandemie-bedingte Selbstisolation zu schaffen machten, sind es die auf diverse Medien übertragenen Formen von Unterstützung und Symbole der Wertschätzung aus der Ferne, die während einer *sozialen Diät* in kritischen Momenten als ausschlaggebend für ihr Durchhalten geschildert werden. Der Bedeutung von sozialen Netzwerken, die affektive Nähe über relative Distanz vermitteln, wird in Erzählsequenzen ein unterstützender Charakter zugeschrieben, der sich auf multiplen Ebenen – symbolisch, emotional wie praktisch – äußert.

In der Synthese aus Bild und Text ergibt sich der bleibende Wert von Beziehungen, der sich sowohl in Form von gesteigertem Selbstwert, mentalem Wohlbefinden sowie emotionaler Fürsorge äußern kann. Dabei nimmt die Unterstützung über die Ferne praktikable Formen – wie Bildmaterial auf sozialen Medien oder Essenslieferungen – an. Retrospektiv wird dieser Austausch in der frühen Phase der Pandemie von Sana und Anoush nicht geringer als überlebensnotwendig eingestuft. In allen drei Narrativen offenbart sich die bezeichnende Rolle von persönlichen Netzwerken, die sowohl innerhalb traditioneller Familienstrukturen, über Peergroups oder durch karitative Organisationen bestehen. Jener mediatisierte Austausch mit vertrauten Personen wirkt auf die subjektive Auslegung von Krisensituationen, die sowohl körperlicher, sozialer als auch psychischer Natur sein können.

Konstruktion Kategorie 5: *Lebensverändernde/-aufwertende Beziehungen*

pfllegen

Die dargestellte Relevanz von bedeutsamen Fernbeziehungen in Unterstützung lässt sich durch die Kategorie *lebensverändernde/-aufwertende Beziehungen pfllegen*, verdichten. Über jene Beziehungsdynamiken zeigt sich, dass wesentliche Formen der Fürsorge auf emotionaler Ebene in Krisenzeiten auch über die räumliche Distanz stattfinden. Auf digitalem Wege werden teils selbst praktische Hilfestellungen geleistet (Alinejad & Ponzanesi, 2020:623). Als *lebensverändernde/-aufwertende Beziehungen* werden sowohl traditionelle wie posttraditionelle Formen der Vergemeinschaftung angeführt. Es sind Beziehungsverhältnisse, die wie bei Zeina temporär telefonisch gepflegt werden oder wie im Fall von Manal und Sana gezwungenermaßen als Fernbeziehungen

langfristig über digitale Medien geführt werden. Obwohl die physische Distanz für alle drei als eine besondere Herausforderung beschrieben wird, mindert sich dadurch die wechselseitige Verpflichtung nicht, in schweren Zeiten oder unter extremen Bedingungen füreinander da sein zu wollen. Unterstützung findet dabei unabhängig vom Aufenthaltsort virtuell statt und bewegt sich zeitlich zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Über die Art und Weise, wie Anoush, Manal oder Zeina die subjektive Bedeutung alltäglicher Gesten hervorheben, wird deutlich, in welchem Ausmaß Austausch mit vertrauten Personen in Phasen hoher psychischer Belastung (durch Isolation, Resignation oder Depression) als ausschlaggebende Hilfestellung erlebt wird.

Nicht die Trennung, sondern die Fortsetzung von ein- oder wechselseitiger Fürsorge in Form von „*digitally mediated care*“ (Alinejad & Ponzanesi, 2020:623) steht für die Teilnehmerinnen im Vordergrund, wobei diese über diverse Interaktionen – kommunikativ, visuell oder materiell – über die Ferne Ausdruck findet. Dabei handelt es sich in allen Fällen um langfristig gewachsene Beziehungsverhältnisse zwischen Freund*innen oder Familienmitgliedern, die ungebrochen über die räumliche Distanz aufrechterhalten werden, so es die Umstände verlangen. Es lässt sich argumentieren, dass nicht das Medium ausschlaggebend ist, sondern vielmehr die emotionale Nähe, die multimedial vermittelt wird, und das unterstützende Potenzial einer Beziehung ausmacht. Virtuelle Vernetzung mit nahestehenden Menschen scheint in unterschiedlichen Zusammenhängen als „*network of belonging*“ (Alinejad & Ponzanesi, 2020: 628) wahrgenommen zu werden. Insbesondere für Sana wie Manal eröffnen soziale Medien eine lebensweltliche Möglichkeit, mit Brüchen und Entwurzelung innerhalb transnationaler Beziehungen umzugehen, ohne dass Zusammenhalt und Zugehörigkeit dabei an räumliche Nähe gebunden sind. Die Bedeutung dargestellter Freundschaften oder Familienverhältnisse ergibt sich dabei einerseits aus der Erinnerung oder unmittelbaren Erfahrung von Unterstützung und andererseits aus der Gewissheit der eigenen Wertigkeit für andere, die als mentale Stärkung erfahren wird. Weit über praktisches Handeln hinaus liegt die unterstützende Rolle von Fernbeziehungen zu Personen, die zur Familie oder *community* gezählt werden, im Diasporakontext in ihrer identitäts- und zugehörigkeitsstiftenden Funktion, lässt sich mit Alinejad und Ponzanesi theoretisch ergänzen (2020:623).

Die Wirkung auf den Selbstwert, der sich mitunter aus dem Wert, den andere einem geben, zusammensetzt, wie Sana beschreibt, scheint charakteristisch für *lebensverändernde/-aufwertende Beziehungen*. Dabei steigert sich das eigene Selbstbewusstsein durch die vermittelte Wertschätzung, dass jene Menschen ungeachtet ihres Aufenthaltsorts nach Möglichkeit am Alltag wie an persönlichen Krisen teilhaben. Dieses Wechselspiel stellt eine stabile Basis für „*mutual identity verification*“ (Stets & McCaffree, 2014:337, Kursivsetzung Autor*innen) dar, die sich über Interaktionen in intimen Solidaritätsbündnissen laufend erneuern lässt. Die digital vermittelte Pflege *lebensverändernder/-aufwertender Beziehungen* scheint in erster Linie von dem Versuch angetrieben, geteilte Realitäten mit Bezugspersonen und daran gebundene Solidaritätspraktiken, die subjektiv als unersetzlich gelten, am

Leben zu erhalten (Madianou & Miller, 2012:144). Ohne dass diese Formen der Vernetzung physische Nähe ersetzen, besetzen diese einen hohen emotionalen wie symbolischen Stellenwert für die Teilnehmerinnen.

UNTERSTÜTZUNG IST NICHT FREI VON WIDERSPRÜCHEN

Synthetisierung Kategorie 6: *Glücklich/okay sein, heißt für die Familie sorgen*

Bild | Entgrenzte Zugehörigkeiten und simulierte Wirklichkeiten

Über ihre Aktivitäten auf Instagram kann Sana visuell durch vergangene Zeiten reisen, sich mit Menschen verbinden, die räumlich fern sind, und Orte besuchen, die sie aktuell nicht mehr so einfach erreichen kann. Das Setting entspricht dem einer intimen Öffentlichkeit oder öffentlicher Intimität. Was dort entsteht, ist eine performative Version ihres Selbst im Kollektiv, auf sozialen Fotos, über die die *Smartphonehandelnde* mit einer virtuellen Community an Followern verlinkt ist und ihr digitales Leben teilt (Jurgenson, 2019:44f). Der digitale Rahmen der Plattform nährt sich durch die Inszenierung glücklicher Momente in Form von bildlichen Erinnerungen, deren kommunikativer Gehalt in die Gegenwart reicht. Die Bedeutungen der Familienfotos und Selfies, ihr virtueller Wert und Selbstwert konstruieren sich in Wechselwirkung mit der Rezeption der Follower, die unter anderem Menschen sind, die Sana familiär nahestehen.

Der interaktive Charakter sozialer Bilder ergänzt sich über virtuelle Kommunikation – durch Likes, Kommentare und visuelle Symbolsprache. Emotionen werden in Bildform durch herzförmige Gesten, durch einen zu einem Lächeln geöffneten Mund oder durch bunte Emojis angezeigt. Reziproke Verbindungen finden durch öffentlich bekundete Aufmerksamkeit in Form von Klicks, Kommentaren und Icons Ausdruck. Das Teilen von unspezifischen, intimen oder besonderen Momenten auf sozialen Medien manifestiert eine Aktion, die für imitierte Verbundenheit, für eine herzliche Beziehung, aber auch für intersubjektive Zugehörigkeit stehen kann. Bildhafte, kollektive Erinnerungen schaffen die Simulation einer ungetrübten, positiven Wirklichkeit. Beim Blick auf die eigene, visuell konstruierte Geschichte, vernetzt mit einer Online-Gemeinschaft, werden von einem virtuellen Selbstbild aus emotionale Brücken zu ausgewählten Personen errichtet. Dass sich daraus entspannende Netz an digitalen Ereignissen reicht überall dorthin, wo es Internetverbindung gibt. Das Selfie mit seiner *story* übersteigt in seiner Reichweite die Beziehung zwischen Sana und ihrer Schwester, die sich zwischen dem Heimatland und dem aktuellen Lebensmittelpunkt ausdehnt, erstreckt sich hin zu den Standorten, wo Freunde und Familie um den Globus verteilt sind (van Dijck, 2008:65).

Der ausgewählte Screenshot verdeutlicht, wie Instagram-Bilder nicht nur eine virtuelle Wirklichkeit erschaffen, sondern Teil des Alltags werden. Auf ihrem Account kann Sana sich von ihrem jetzigen Lebensmittelpunkt aus zur Familie in die Ferne wie in die Vergangenheit klicken. Es handelt sich nicht

nur um private Erinnerungen, sondern um soziale Bilder, die in einem gesellschaftlichen Zusammenhang von ungewollter Migration und inniger Familienbeziehungen stehen genauso wie sie eine virtuelle Identität zwei junger Frauen innerhalb eines persönlichen digitalen Netzwerks repräsentieren (Jurgenson, 2019:42f). Die individuell zusammengestellte *community* wird damit eine abstrakte Gemeinschaft, die über relative Distanz in einem kontrollierten, wenn nicht manipulativen Format geformt wird. Einerseits wird die Vernetzung mit einer Gruppe von Personen über das Handy transportiert und ist rund um die Uhr aufrufbar, andererseits bleibt diese entkoppelt vom Leben offline und lässt sich flexibel ausgestalten. Die Logik eines entgrenzten, schwerelosen Kollektivs muss dabei nicht mit dem Selbst und den Beziehungen in der physischen Realität in Übereinstimmung gebracht werden. Entwürfe seiner visuellen Geschichte können selbstverständlich *authentisch* wie *abweichend* von der Offline-Realität sein (ebend.:16f). In ihren Instagram-Posts entstehen Selbstbilder oder vielmehr Spiegelbilder, durch die Sana auf sich selbst und Abschnitte ihres Lebens zurückblicken kann. Ihre sozialen Bilder werden digitale Anhaltspunkte auf einem netzförmigen Lebensweg, an dem sich subjektive Identitäten und intersubjektive Zugehörigkeiten manuell anheften lassen. Über die digitale Plattform ist es Sana möglich, ihr Leben selbst aus der coronabedingten Isolation mit Menschen zu teilen, die viel für sie bedeuten.

Text | Zugespitzte Rollenerwartungen in Fernbeziehungen

Auch im Narrativ wird in Sanas Fall deutlich, dass die digitale Vernetzung in erster Linie für Familie steht, die außer Reichweite und zugleich omnipräsent in ihrem Leben ist. Der wechselseitigen Abhängigkeit zwischen sich selbst und den Menschen, für die sie aus der Ferne da sein will, ist sich Sana bewusst. Als sie Gefahr läuft, in eine depressive Phase abzurutschen, ist es der Gedanke an ihre Familie im Heimatland, der sie dazu bewegt, sich um mentale Gesundheit zu kümmern:

„S: when you keep that in your mind you have no option but to survive and to [I: Mhm] to deal with [I: Mhm] whatever is going on [I: Mhm] to deal with [I: Mhm] whatever is going on, because, because you can't like for example make them worry about you, you need to be in a good position so that you can help them if they need the help. “ (Sana, Z:360-363)

Die wahrgenommene Verantwortung gegenüber den Familienmitgliedern lässt sie versuchen, die Herausforderungen, die sie im Zuge ihres Asylverfahrens in England erlebt, in den Griff zu kriegen. Denn für wichtige Menschen da sein zu wollen, bringt die Notwendigkeit mit, sich in „a good position“ (Sana, Z:363) zu begeben – für sich allein zu leben und Schwierigkeiten zu erleiden, wäre hingegen eine ganz andere Ausgangslage. Ihr Handeln gilt weniger ihr selbst als ihrer Rolle in dem Familiengefüge, betont sie. Die Durchhaltestrategie bezieht sich auf ihre Aufgabe in der Familie: Will sie den anderen eine Unterstützung und keine Last sein, dann muss sie sich in eine Lage zurückbewegen, von der aus sie ihren Geschwistern und Eltern eine Hilfe sein kann. Sich die Perspektiven der Familienmitglieder

vor Augen zu halten, hilft ihr im Entschluss, mit den eigenen Problemen fertig zu werden und selbst für Eltern und Geschwister da sein zu können.

Die Bedürfnisse anderer vor die eigenen zu stellen und sich an den wohlwollenden Intentionen gegenüber der Familie zu orientieren, kommt einem Versuch emotionaler Selbstkontrolle entlang von normativen Erwartungen nahe (Hochschild, 1979:566). Wenn Aufgeben keine Option ist, heißt das, sich nicht an einen „*darker place*“ (Sana, Z:357) verirren zu dürfen, sondern dem eigenen Zustand wieder mächtig werden zu müssen. Ihre Eltern und Geschwister zu unterstützen, übersetzt sich aus der Ferne des Exils darin, ihnen keinen Grund zur Sorge zu geben. Denn sie weiß zu gut, dass ihre Familie sich mit genügend Problemen auseinandersetzen muss, um ihnen einen zusätzlichen Anlass zur Besorgnis zu bescheren. Sanas Selbstdisziplin ist mehr als nur ein symbolischer Beitrag als Tochter und Schwester. Sie leistet aktiv emotionale Arbeit, um die Familie unter den schwierigen Bedingungen zusammenzuhalten, der sie auch mit therapeutischer Unterstützung in London nachgeht.

„S: I mean I had lots of guilt feelings and like. sometimes I feel it was my fault that my brother is now detained because I was active in the revolution and everything [I: Mhm] and one of the main things that my therapist would say is that. ‘Do you think that your mom and dad and even your brother wants you to be like. destroyed as you’re trying to do now?’ [I: Ya] because if you said ‘okay, it’s my fault and you need to be, I don’t need to think about my. career, I don’t think about getting ...’ just like I would surrender. That’s He would say ‘Do you think that they would want that?’“ (Sana, Z:371-377)

An anderer Stelle betonte Sana bereits im Fotointerview ausdrücklich, dass sie das Thema Familie nicht mit den ausgewählten lokalen Referenzpunkten für Unterstützung einreihen könne. Für sie stünde die Familienbeziehung parallel und gleichwertig zu jeglichen Erfahrungen vor Ort.

Manal, die mit einer Tochter und ihrem Ehemann getrennt von Geschwistern und Eltern lebt, belastet die Distanz zur Familie, auch weil ihr die intergenerationelle Verteilung der Sorgearbeit und der Wissenstransfer in Sachen Kindererziehung fehlt. Sie und ihr Mann sind beide berufstätig. Die fehlende Nahbarkeit der Familienmitglieder, die bereits selbst Kinder haben und ihre Erfahrungen mit ihnen teilen könnten, machen sich nicht erst seit der Pandemie bemerkbar.

„M: Normalerweise kommt die Mutter, macht essen, Kinder aufpassen. Ich weiß nicht, wie kann ich diese Kind waschen! >lacht< duschen, machen, weißt du? Das war schwierig. [I: Ja, kann ich mir vorstellen] Ja, (...) Frau ist auch alleine, sie ist Single-Mum, alleine auch schwierig. [I: Absolut. Grad mit dem ersten Kind. Ja.] Ja, oder so, deshalb viele Schwierigkeit.“ (Manal, Z:402-405)

Auch Manal kommuniziert in erster Linie über Bilder, die schönen Momente abbilden und „normale Foto[s]“ (Manal, Z:67) mit ihrer Familie in Syrien. Die mit der Schwester geteilten Fotos lösen viele „emoji“ (Manal, Z:26) bei ihr aus und haben wechselseitig eine große Bedeutung. Ob die Wortwahl tatsächlich an ihre virtuelle Beziehung mit der Kernfamilie geknüpft ist, bleibt ungewiss. Ähnliche

Verhaltensmuster in der Familienbeziehung auf Distanz wie Sana beschreibt auch sie, die es als Teil ihrer töchterlichen Rolle ansieht, ihre Eltern emotional zu unterstützen. Das äußert sich in ihrem Fall nicht zuletzt darin, dem elterlichen Idealzustand entsprechen zu wollen und keine negativen Nachrichten zu übermitteln. Manal benennt diese Strategie in aller Deutlichkeit:

„M: Ich helfe meinen Eltern und so. [I: Ja] Unterstützung, muss ich das immer lachen, bin ich das, bin ich krank, kann ich das meiner Mutter nicht sagen, bin ich krank, weil das ist Katastrophe für sie. Ja, das [hat ihr] geholfen.“ (Manal, Z:361-363)

Seit die Familie räumlich getrennt ist, schmerzt es beide Seiten, dass sich die Sorgearbeit im Alltag nur beschränkt teilen lässt und tradierte Formen gegenseitiger Fürsorge wegfallen. Alles, was bleibt, ist die regelmäßige Vergewisserung, dass es den Familienmitgliedern in der Ferne gut geht. Entsprechend hilft es Manals Mutter zu wissen, dass sie sich nicht um die Tochter in Wien sorgen muss, selbst wenn das in der Praxis nicht immer der Fall ist. In Wirklichkeit, schildert Manal, hatte sie als frischgebackene Mutter ohne Unterstützung ihrer Mutter, Schwestern und Tanten mit Depressionen zu kämpfen. Doch die bereits durch die Trennung strapazierte Beziehung zwischen Eltern und Kindern verlangt den stillen Verzicht auf jene Formen des Beistandes zwischen Generationen. Entsprechend wird versucht, die empfundene Krise als Tochter im Exil nicht mit adäquater Entlastung vonseiten der Familie rechnen zu können, in Unterstützungshandeln gegenüber den Daheimgebliebenen umzumünzen, lässt sich ableiten. Bezeichnend ist, dass Manal wie Sana beide ihre Verantwortung deutlich als Verpflichtung gegenüber ihren Familien wahrnehmen, die in einer Fernbeziehung alternativlos scheint. Zugleich wird damit auch den Töchtern in Krisensituationen am neuen Lebensmittelpunkt die Unterstützung der Familie verwehrt. Es gilt infolge nicht nur allein mit Schwierigkeiten zurechtzukommen, sondern darüber hinaus die Angehörigen vor diesen zu schonen.

„M: Weil z.B. als ich hier gekommen bin, ich gehe, meine Tochter ins Welt ge-kommen, ich war alleine, weißt du? Normalerweise die Frau braucht ihre Mutter oder Schwägerin oder Mutter oder Schwester, jemand ist bei sie, damit sie geholfen. Bei mir es war ganz alleine, ich habe Depression, Depression nach der Geburt. Ich kann nicht essen, weißt du? wenn ich das Essen, sie weint und wie kann ich eh mit dem Brust Milch geben, wenn ich esse, brauche Milch für sie, weißt du, war sehr schwierig. [I: Ja] Wenn ich das erste Mal noch einmal Kind bekomme, habe ich keine Erfahrung was kommt.“ (Manal, Z:395-401)

Über die Synthese von Bild und Erzählsequenzen wird sowohl bei Sana wie bei Manal deutlich, dass ihre Rollen in der eigenen Familie im Ankunftsland aufrecht bleiben, selbst wenn die Umstände sich infolge der Flucht drastisch verändert haben. Es zeigt sich, dass während gegenseitige Unterstützung in der Alltagspraxis nur begrenzt möglich ist, das Image einer guten und gesunden Familienbeziehung durch affektives Handeln als Unterstützungshandeln aufrechterhalten wird. Analog dazu erinnern die ausgewählten Fotos aus sozialen Medien in beiden Fällen ausschließlich an ausgelassene und schöne

Momente. In diesem Sinne erzählen Bild und Text auf zwei Informationsebenen von bemühten, guten, aber auch sensiblen Verbindungen innerhalb traditioneller Familienverhältnisse in physischer Distanz.

Konstruktion Kategorie 6: Glücklich/okay sein heißt für die Familie sorgen

Die Kategorie *glücklich/okay sein heißt für die Familie sorgen* zeigt, dass solidarische Unterstützung in Familienfernbeziehungen mitunter in ambivalenter Weise gepflegt wird. Spannungen ergeben sich in der traditionellen und intergenerationellen Natur der Familienbeziehungen zum einen und den Charakter von Fernbeziehungen zum anderen. Es handelt sich bei Manal wie bei Sana um familiäre Beziehungen, die sowohl einen unersetzbaren Stellenwert in ihrem Leben haben und zugleich mit Rollenerwartungen verbunden sind, die sich über die räumliche Distanz hinweg nicht in tradierten Formen erfüllen lassen. Dadurch bilden sich adaptierte Familienverhältnisse heraus, die auf starke emotionale Abhängigkeit und Verbindlichkeit verweisen, während sie über das digitale Gerüst der Video-Kommunikation aufrechterhalten werden. Wesentliche Elemente der generationsübergreifenden Fürsorge und des Unterstützungstransfers über Lebensphasen hinweg – von Krankenpflege bis Kinderbetreuung – fallen nicht einfach aus, sondern haben die Entwicklung von alternativen Strategien und Kompensationsversuchen zur Folge (Alinejad & Ponzanesi, 2020:623).

Über die ausbleibende räumliche Nähe werden in beiden Fällen alternative Konstruktionen von sozialen Beziehungen und Unterstützung innerhalb der Familie entwickelt. Das kann heißen, dass die fehlende Präsenz der Familienmitglieder im Alltag durch visuelle Erinnerungen in virtuelle Räume projiziert werden, die den symbolischen und emotionalen Wert des wechselseitigen Austauschs nur erhöht (Alinejad & Ponzanesi, 2020:622ff). Gewissermaßen werden trennende Eigenschaften in der Familienbeziehung als verbindende und unterstützende Kraft dargestellt. Betont wird implizit, dass der geteilte Stellenwert des Familiensystems nicht durch die geografische Distanz gebrochen werden kann. Der Umstand, dass die persönliche Nähe eingeschränkt ist und Kontakte größtenteils online stattfinden können, erweist sich als ein covid-freundlicher sowie für subjektive Unterstützungsmotive manipulativer Faktor (van Dijck, 2008:67). Konkret werden von Geschichtsträgerinnen eine Vielzahl an medialen Techniken genützt, um über das Internet gemeinsame Erinnerungen zu teilen, Gefühle zu vermitteln oder zu verschweigen, um Unterstützung intersubjektiv zum Ausdruck zu bringen (Madianou & Miller, 2012:144; van Dijck, 2008: 65ff).

Mitunter kommt es zu paradoxen Verpflichtungen der erwachsenen Kinder gegenüber der Elterngeneration, in dem vorgespielt wird, dass alles bestens sei, wenn es einem in Wirklichkeit schlecht geht, wie Manal schildert. Die Eltern vor einem Gefühl vor der Hilflosigkeit ihrer beschränkten Handlungsmöglichkeiten zu schützen, bedeutet in diesem Fall, sie zu unterstützen. Sowie der eigene Unterstützungsbedarf über einen Unterstützungsverzicht als affektive Unterstützungshandlung ausgelegt wird, zeichnet sich ein Bedeutungswandel in Bedarf und Anspruch familiärer Solidarität ab. Die eigenen normativen Erwartungen und Auslegungen elterlicher Fürsorge werden im Sinne von *glücklich/okay sein, heißt für die Familie zu sorgen* in töchterliche Sorgearbeit umgedeutet. Im Zuge

von „*emotion-management*“ (Hochschild, 1979:572) wird die eigene Unabhängigkeit für und von der Kernfamilie unter Beweis zu stellen selbst zum Ausdruck von Unterstützung. Die subjektive Einschätzung, ein relativ abgesichertes Leben in einem politisch stabilen Land zu führen, motiviert die beiden Teilnehmerinnen dazu, Familienmitglieder in Kriegsgebieten nach Möglichkeit verstärkt unterstützen zu wollen. Multiple Kompensationsversuche vonseiten der Töchter im Ankunftsland gegenüber der Familienmitglieder im Heimatland sind die Folge dessen. Das verlangt entlang von intrafamiliären „*feeling rules*“ (Hochschild, 1979:566), sich tatsächlich in eine stabile Situation zu bringen, um auf die nötigen affektiven Ressourcen zurückgreifen zu können, um der Familie aus der Ferne ein unterstützender Pfeiler zu bleiben, wie Sana weiß (Madianou & Miller, 2012:147f).

In den geschilderten familiären Fernbeziehungen reflektieren sich latente Spannungen, die zwischen emotionaler Nähe und physischer Distanz bestehen. In Abgrenzung von den Identitäten und eigenen Bedürfnissen vor Ort werden Unterstützungspraktiken an die reale Entfernung sowie an veränderte Bedingungen angepasst (Hajdukowski-Ahmed, 2009:46). Dabei decken sich die über die Ferne eingenommenen Rollen in der Familie nicht immer mit dem subjektiven und physischen Befinden der teilnehmenden Frauen (ebend.:53). Unterstützung wird von Sana und Manal viel mehr über den symbolischen Halt in der mobilen Konstruktion einer traditionellen Kernfamilie erfahren, die sich durch virtuelle Medien über eine geografische Trennung hinweg spannt. Auf diese Weise wird wechselseitig versucht, über räumliche Distanz affektiv tradierte Familienverhältnisse zu reproduzieren, in denen die Töchter – in diesem Fall – weiterhin eine große Verantwortung innerhalb der Familienbeziehungen innehaben (Madianou & Miller, 2012:147f). Insbesondere im Affektmanagement intensiviert sich das Aushandeln der Bedeutungen von Unterstützung innerhalb des solidarischen Bündnisses der traditionellen Familie, ähnlich wie Madianou und Miller für transnationale Familiendynamiken aufzeigen (2012:147ff). Aus einem gelebten Widerspruch heraus findet eine ständige Gratwanderung zwischen dem Anspruch, einen emotionalen Beitrag zu leisten und kontraproduktive Gefühle wie Schuld, Enttäuschung und Anspruchslosigkeit zu vermeiden, statt.

4.2.2 Der vergemeinschaftete Typus

UNTERSTÜTZUNG FINDET IN RÄUMLICHER NÄHE STATT

Prototyp 4, Yasmin (nicht abgebildet)

Der längliche Screenshot eines Handys zeigt ein kleines, querformatiges Bild, das auf dem schwarzen Hintergrund winzig wirkt. Am frühen Abend sitzen dort sechs Frauen und Männer in einem Halbkreis in einem Wohnraum um einen Teppich, der mit Tellern und Speisen bedeckt ist. Mit Ausnahme einer Dame am rechten Bildrand, die etwas älter wirkt, und die auf dem dahinterliegenden Sofa erhöht Platz genommen hat. Sie und der Mann mit grauem Haar neben ihr könnten in ihren 60ern sein. Die restlichen Personen auf der linken Bildhälfte wirken um einiges jünger, vielleicht Ende 30. Die Frauen und Männer

sitzen in Paaren nebeneinander. In ihrer Mitte auf dem Teppich, der als Tisch eingesetzt wird, sind mehrere gefüllte Platten mit mindestens drei verschiedenen Gerichten, darunter Fisch, platziert. Alles wirkt hausgemacht, die große Auswahl lässt auf aufwändige Zubereitung schließen, wie für einen besonderen Anlass. Einige Teller sind bereits gefüllt, Flaschen mit Softdrinks und eine Klopapierrolle sind daneben zu sehen, nur Gläser fehlen. Eine der Frauen links zeigt einen erhobenen Daumen in die Kamera. Die ältere Dame auf dem Sofa und die drei Männer halten die offenen Hände auf den Knien liegend, vielleicht für ein Tischgebet. Die zwei der Frauen, die Hijab tragen und das ausschließliche Vorhandensein von Softdrinks verweisen auf muslimische Tradition. Das Arrangement der verschiedenen Speisen auf dem Teppich entspricht arabischer Tischkultur und kommt der Raumnutzung entgegen. Auf dem Sofa liegt ein kurdisches Saiteninstrument. Jacken und Rucksäcke am Bildrand wie die Matratzen hinter der Couch lassen auf regelmäßige Gästebesuche oder eine große Familie schließen. Alle abgebildeten Personen scheinen sich wie zu Hause zu fühlen und tragen bequeme Freizeitkleidung. Die Fotografin steht an der gegenüberliegenden Ecke des Raumes und hält die Kamera eines Smartphones nach unten auf die Szene gerichtet. Sie hat die Aufmerksamkeit der sitzenden Personen, die zum Essen bereit sind, auf sich. Es ist ein privates Foto in einem privaten Haushalt und wurde in Wien aufgenommen. Es heißt „*Gemeinsam gegen Corona oder nicht allein zu sein*“.

Synthese Kategorie 7: *Entlastung durch unzertrennliche Beziehungen*

Bild | Gemeinsam durch schwere Zeiten

Sinnhaft einordnen lässt sich das Geschehen als ein gemeinsames Abendessen unter verwandten oder gut bekannten Paaren. Es sind genauso viele Menschen da, wie in dem Raum Platz haben, ohne dass es zu eng wird. Mehr als das Zimmer selbst vermittelt die gesellige Gruppe am gefüllten Teppich eine gemütliche und einladende Stimmung. Es scheint, dass im Vorfeld groß aufgekocht, doch rundherum alles improvisiert wurde. Es lässt sich damit auf ein entspanntes Zusammentreffen unter Menschen, die sich gut kennen, schließen. Ob zwei Generationen einer traditionellen Familie, Nachbar*innen oder Freund*innen, so repräsentieren die Personen arabisch-kurdischer Herkunft in der Wiener Wohnung eine Gruppe, die füreinander da ist und in schweren Zeiten zusammenhält. Die Szene suggeriert Alltäglichkeit, aber etwas Besonderes in Corona-Zeiten. Gemeinsamen Treffen im eigenen Haus wird dafür umso mehr Wert beigemessen, lässt sich folgern. Inmitten der Covid-19-Pandemie hat das gemütliche Zusammensein in einer größeren Gruppe in einer Stadt wie Wien an Selbstverständlichkeit verloren. Der Schnappschuss, der nichts verstellen oder verstecken will, richtet den Sucher auf das, worauf es ankommt: ein gewöhnliches Abendessen mit nahestehenden Menschen. Das gemeinsame Mahl wird unter dem Bildtitel als willkommene Abwechslung gegen die Isolation in den eigenen Haushalten gewertet, die sich mit der Zeit auf die Gemüter geschlagen hat. Die Fotografin wird die Siebte in der Runde sein, die sich entfernt und in Position gebracht hat, um die aufgenommene Gewohnheit eines Abends in Gesellschaft unter außergewöhnlichen Umständen festzuhalten:

„Y: Das Treffen zwischen Bekannte oder Freunden in diesen schwierigen Zeiten gibt mir sowas Positives. Also so was Positives, also innen, so positive Vibes gibt's mir und unterstützt das Gefühl nicht allein zu sein. Also ja. ... Ich, ja, also... > lacht< (...) Also hier war am Abend, [vor] dem Lockdown und wir haben die Freunden und Bekannten zum Abendessen eingeladen und die sind gerne zu uns gekommen, ohne zu denken, ja, ist, also das ist jetzt, ist verboten draußen ohne Grund zu gehen. Die haben nur gedacht an uns alle, an die Glücklichkeit, wenn wir zusammen sind. Ahm, weil immer in dieser Zeit von Corona, man sieht nur Abstand und also keine Besuche mehr. [I: Ja] Ja. Und ich seh' was dagegen, dagegen auf dem Bild und das ist auch eine gute Unterstützung, weil wenn man sich allein fühlt [I: Ja] ich selber finde das sehr schwierig. Also als das neu war, ich könnte nicht zu jemand gehen oder könnte niemand zu mir kommen, das war wirklich psychologisch war schwierig, ja.“ (Yasmin, Z:230-242)

Wie schwer es sein kann, allein zu sein, erlebt Yasmin – wie viele andere – in der Zeit der Pandemie. Besonders, wenn man wie sie an viel Besuch gewöhnt sei, ist die Umstellung nicht leichtgefallen, fügt sie hinzu. Die eigenen sozialen Bedürfnisse laufen entgegen den Ausgangssperren, die wiederholt in Wien verhängt wurden und das Sozialleben außerhalb des Haushalts stark eingeschränkt haben. Das Zusammensein mit befreundeten Menschen wird mit glücklichen Momenten assoziiert und dem Versuch, sich gemeinsam besser zu fühlen, selbst wenn die Umstände noch so schwer sind. Dazu braucht es nicht viel mehr als Besuch, einen Raum, Essen und Musik. Auch wenn die Maßnahmen zur Eindämmung der Covid-19-Pandemie genau das Gegenteil empfohlen haben, stellen soziale Kontakte längerfristig einen wesentlichen Faktor für das psychische Wohlbefinden dar. Langfristig wurde begonnen, in den persönlichen Netzwerken Kompromisslösungen zu finden, und Besuche wieder aufzunehmen. Inmitten ungewohnter und unabsehbarer Einschnitte in lebensweltliche Realitäten verleiht die Abbildung eines geselligen Abendessens neuen Erinnerungswert. Yasmin spricht hier nicht nur für sich und impliziert: Alle haben die gemeinsamen Abende und Besuche vermisst.

Text | sich unterstützende Verhältnisse vor Ort schaffen

Die physische Nähe, ein gemeinsames Essen und geteilte Freude zwischendurch tun gut, wenn die soziale Leere in der Freizeit zur Belastung wird. Yasmin, die zusammen mit ihrer Kernfamilie lebt, fühlt sich ohne regelmäßige Besuche und Treffen mit Freund*innen einsam. Die Isolation in Zeiten der Lockdowns belastete ihr psychisches Wohlbefinden zunehmend. Bei andauernder Pandemie hat Yasmins Familie begonnen, wieder unregelmäßig Einladungen zu machen, denn: *„Man braucht manchmal ein gutes Gefühl“* (Yasmin, Z:251). Es handelt sich um eine Form der Unterstützung durch gemeinsame Zeit mit Freund*innen. Nach langen Monaten unter physischer Isolation in den eigenen Haushalten beschäftigt nicht nur Yasmin und ihre Familie das Erhalten und Wiederbeleben sozialer Kontakte in Präsenz. In Manals Fall erhält sich Gemeinschaft in erster Linie auf Basis von geteilter Sorgearbeit und Krisenmanagement durch eine Unterstützungsbeziehung zu ihrer besten Freundin. Die Freundin, die selbst alleinerziehend ist, wird zu ihrer wichtigsten Vertrauens- und Bezugsperson neben

ihrem Ehepartner, zu der sie auch während der Pandemie in regelmäßigem Kontakt bleibt. Die beiden jungen Mütter sind auf die gegenseitige Unterstützung angewiesen, um sich mit den Kindern auszuhelfen, genauso wie des eigenen Wohlbefindens wegen. Sie bauen einander auf, wenn es einer der beiden nicht gut geht.

„M: Sie immer reden, immer sehen. Diese war die beste. [I: Ja] Immer sehen, wenn ich gut, nicht gut, sie ist gut, nicht gut, immer sehen. Ich habe nicht getrennt.“ (Manal, Z:289f)

Sowohl Yasmin als auch Manal beschreiben, wie sie den Kontakt zu einigen Freund*innen und Bekannten trotz erswerter Umstände aufrechterhalten haben, um sich gegenseitig bei Bedarf unter die Arme zu greifen. In beiden Fällen wird der Austausch mit den engsten Freund*innen, die in unmittelbarer Reichweite leben, als wesentlicher Bestandteil der Alltagsbewältigung während der Pandemie angeführt. Freundschaftliche Beziehungen eröffnen die Möglichkeit, zwischenzeitlich eine Aufmunterung wie Entlastung zu finden und dabei Sorgen oder Stress in den Hintergrund rücken zu lassen. Dabei ist das Eingehen von informellen Unterstützungsverhältnissen in erster Linie für sie über Vertrauen und lokale wie emotionale Nähe definiert, die für beide in „*schwierigen Zeiten*“ (Yasmin, Z:231) die „*beste*“ (Manal, Z:289) Voraussetzung für „*gute*“ (Yasmin, Z:240) Unterstützung bieten. In Krisenzeiten zusammenzuhalten ist nur mit den engsten Vertrauenspersonen denkbar, sind sich die beiden einig.

„Y: Nicht alle, sondern nur die, die näher von dir sind, denen du vertrauen kannst oder du alles denen erzählen kannst.“ (Yasmin, Z:506f)

Bei Sana und Anoush, die zeitweise beide in Wohngemeinschaften lebten, ergaben sich Unterstützungsbeziehungen zu Beginn der Pandemie über den geteilten Haushalt. In Sanas Fall war es ihre Vermieterin, eine alleinerziehende Mutter mit zwei Kindern, mit der sie zusammenlebte, mit der sie sich bei alltäglichen Schwierigkeiten und Herausforderungen gegenseitig unterstützte. Es war ein Geben und Nehmen, beschreibt Sana: Sie könnte sich Zuspruch holen, wenn eine Bewerbung nicht erfolgreich war, und passte umgekehrt auf die Kinder auf, wenn deren Mutter zwischendurch Zeit für sich brauchte. Es waren die kleinen, aber wesentlichen Momente, in denen sie sich aussprechen konnte, die in Erinnerung bleiben, weil sie ihr unverhofft über ein Tief hinweggeholfen haben.

„S: Because at some point you also need someone, and it was through the pandemic that we couldn't go out, so we were with each other. So that is the importance of being present in tha- so that, yeah. Her being there and talking and stuff has really helped me.“ (Sana, Z:582-586)

Dabei scheint es für Sana keine Rolle zu spielen, dass es in diesem Fall sich um eine Zweckbeziehung handelte und keine langjährige Freundschaft. Was zählt, ist, dass es jemanden in Reichweite zum Reden gab und die Unterstützungsbeziehung auf wahrgenommener Gegenseitigkeit beruhte. Zumal hat sich

die Kinderbetreuung selbst positiv auf ihre psychische Verfassung in dieser Zeit ausgewirkt, hebt Sana rückblickend hervor.

„S: I mean, I don't know, but for me kids are for example for me at least [I: Mhm] for a person like me, spending time with kids was really very great. So I would suggest like, 'If you can, spend time with kids!' >laughs< [I: Yes] >laughs a lot< [I: Ja, wow.] Yeah, they can make you, like teach you how to chill and how to enjoy your moment. >laughs<“ (Sana, Z:455-459)

Anoush wohnte noch mit ihrer besten Freundin zusammen, von der sie bekocht und umsorgt wurde, als es ihr während und nach der Genesung von einer schweren Covid-19-Infektion schlecht ging. Die Freundin war ihre wichtigste Bezugsperson in dieser Zeit und die Einzige, die nach Möglichkeit nicht von ihrer Seite wich, betont diese mehrmals. Der umsorgenden Unterstützung, für die ihre Freundin selbst ein Ansteckungsrisiko in Kauf genommen hat, misst Anoush große Bedeutung zu:

„A: Sie war bei mir, wenn es dann mir schlecht ging, sie hat versucht irgendwie mich von dieser Geschichte wegzutun. Hat sie gesagt: 'Gehen wir spazieren.' Und ich so: 'Na, ich kann gar nicht gehen. (...)' Dann hat sie gesagt: 'Okay, schau ma dann einen Film [I: Ja] oder als ich dann vom Krankenhaus zurück war, (...) wenn es dann mit schlecht war, sie war dann auch in meinem Zimmer (...) [I: Ja] Dass ich dann in der Nacht nicht allein bleibe. Und sie hat diese Risiko irgendwie an sich genommen. [I: Ja] Und zum Glück hat sie sich dann nicht infiziert, obwohl sie war die Person, was dann immer ... eng bei mir war.“ (Anoush, Z:514-522)

Wie Anoush, Yasmin und Manal schildern, bauten ihre lokalen Unterstützungsnetzwerke während der Pandemie auf den engsten Freundschaften vor Ort auf, die bereits vor Anbruch der Ausnahmesituation eine verlässliche und kompromisslose Unterstützung für sie gewesen waren. Als wichtige soziale Kontakte in der Nachbarschaft oder der eigenen WG haben sie der Schilderungen nach den Status eines familienartigen Unterstützungsverhältnis. Nur bei Sana war es eine zweckmäßigere Wohngemeinschaft, aus der sich temporär über die Pandemie eine Unterstützungsbeziehung ergeben hat. Denn beide Seiten schätzten die Unterstützung und es machte das Leben leichter, aufeinander zählen zu können.

„S: So, Cathy, the lady that I live with, I've told you that she is single, so she is in the process of getting divorced. So... I mean I would say that I was there for her, because most of the time, sometimes she would need a cry and she didn't want to be there with the kids, so she would go like for a run and I'll be with the kids for her. [I: Ya] So, as you said, being, being, like it was a balance, so they also helped me, the kids helped me, and I also helped them in a way. So having someone else with her, especially in that time has really helped her.“ (Sana, Z:549-554)

Deutlich geht aus den Narrativen hervor, dass die Notwendigkeit nach regelmäßigen Begegnungen und der Beistand in Präsenz für die Geschichtsträgerinnen essenziell sind. Auch in Fällen, wo starke affektive Verbindungen mit der Kernfamilie online bestehen, wie bei Manal oder Sana, kann auf

Beziehungen in physischer Nähe nicht völlig verzichtet werden. Lokale Kontakte werden zumindest zwei Funktionen zugesprochen: Erstens mildern sie die Belastung der Isolation im eigenen Haushalt. Zweitens bieten diese eine Grundlage für gegenseitige Unterstützung, ebenso ist die Sorgearbeit vor Ort nicht wegzudenken. Beides führt zur gemeinschaftlichen Organisation informellen Zusammenhalts innerhalb von Zusammenschlüssen unter Freund*innen oder Bekannten, die als wichtige Stütze im Alltag wie in Ausnahmesituationen wahrgenommen werden. Aufgrund der fehlenden Räume, um entferntere Bekanntschaften aufrechtzuerhalten, werden auch im Zuge der Covid-19-Pandemie die engsten Freundschaften und einige lokale Kontakte vertieft. Das kann implizit zur Folge haben, dass andere Beziehungen und ein abwechslungsreiches Sozialleben mit der Zeit abkühlen, so Anoush.

„A: Irgendwas hab ich immer geplant [I: Mhm] Und seit es dann Corona da ist, nein. Vielleicht einen Spaziergang, aber viele Freunde treffe ich nicht und wenn es dann, das Problem ist, wenn du dann hald einander so lange nicht triffst, es wird irgendwie alles so kälter. [I: Mhm] Du gewohnst dich dran und die natürlich auch und sie werden andere Freunde finden. Irgendwie, jetzt hab ich weniger Kontakt. [I: Mhm] als fruher.“ (Anoush, Z:549-553)

Die Erfahrung von Zeina, die sich als einzige Teilnehmerin zur Risikogruppe zählt, hebt sich in ihrer Vergemeinschaftungserfahrung während der Covid-19-Pandemie ab. Einerseits war das Aufrechterhalten von Austausch in Präsenz im ersten Jahr nach Ausbruch der Virusinfektion für sie nicht denkbar. Andererseits lebten ihre persönlichen Kontakte nicht in ihrer Nähe und Treffen blieben an die Hilfsorganisation angebunden, deren Räumlichkeiten ebenfalls ein Jahr lang geschlossen waren. Selbst in dem Haus, in dem Zeina zeitweise wohnte, mied sie Begegnungen mit ihrer Vermieterin, um sich gegenseitig zu schützen.

„Z: Basically, I was living with my landlord [I: Mhm], but she was living by herself. I was living by myself as well [I: Mhm] I was not seeing her [I: Ya] every day. [I: Ya] I saw her just sometimes. She was really old, I was worried like to give her the virus and she was the same, she was worried about me. If we see each other every day, she can pass me the virus [I: Mhm, out of-] It would affect both of us.“ (Zeina, Z:228-231)

In der Synthese von Bild und Text zu lokaler Vergemeinschaftung fällt auf, dass es sich in allen Erzählungen ausschließlich um weibliche Bezugspersonen handelt, die von Teilnehmerinnen erwähnt werden, während auf dem Foto auch einige Männer abgebildet sind. Ein weiterer gemeinsamer Nenner in Bild- und Textbotschaften sind Gesten und Praktiken gemeinschaftlichen Essens, füreinander Kochens und Sorgens, die als visuelle Darstellung für Unterstützung in physischer Nähe herangezogen werden. Daraus ergeben sich für so manche Teilnehmerin auch paradoxe Situationen: Die Handvoll Personen, die psychologisch wie bei Alltagsproblemen die wichtigste Unterstützung darstellen, sollen zugleich zum Schutz vor einem hochansteckenden Virus gemieden werden. Aus dem Versuch, beide Aspekte mit einzubeziehen, ergeben sich in der Praxis unterschiedliche Unterstützungskonzepte, die versuchen, sich gegenseitig zu entlasten.

Konstruktion Kategorie 7: *Entlastung durch unzertrennliche Beziehungen*

Ein persönliches Netzwerk und soziale Vergemeinschaftung auf Mikroebene haben aus subjektiver Sicht eine hohe Priorität für das psychische Wohlbefinden. Soziale Kontakt vor Ort dienen zugleich der kollektiven Bewältigung von Herausforderungen in der Pandemie. Yasmin, Manal wie Sana machen psychische und soziale Faktoren als elementare Bestandteile für Gesundheit und Wohlbefinden in Zeiten von Covid-19 in diesem Zusammenhang explizit. Besonders dann, wenn es um Krankheit und Pflege geht oder Personen involviert sind, die sich nicht problemlos durch Online-Welten bewegen, haben informelle Fürsorgesysteme eine unersetzliche Bedeutung. Befreundete Familien oder Individuen organisieren sich dabei als Gruppe während einer andauernden Ausnahmesituation, um die Zunahme an individualisierten Herausforderungen gemeinsam abzufedern. Gegenseitige Loyalität im Sinne eines *Wir-Gefühls* geht der Entscheidung voraus, füreinander Verantwortung zu tragen und sich im Alltag wie in schwierigen Zeiten nicht allein zu lassen. Jene solidarischen Figurationen, die Vertrauen und räumliche Nähe voraussetzen, kommen der Version von sozialer Solidarität auf Basis von „*place-based relations*“ (2020:1072) nach Bauder nahe. Freund*innen, die lokal leben, sowie Mitbewohner*innen begreifen sich zeitweilig oder langfristig als Teil eines Kollektivs, dass sich als Wahlfamilie, Familienersatz oder -erweiterung zusammenschließt.

Innerhalb von *unzertrennlichen Beziehungen* werden informelle Normen und Routinen entwickelt, die Formen der Vergemeinschaftung an die sozialen Rahmenbedingungen um die Pandemie anpassen. Ihr gemeinsames Ziel: Sich gegenseitig zu entlasten. Wie bei Yasmin, Manal oder Sana handelt es sich dabei um intergenerationelle Formen der Vergemeinschaftung auf Basis von bestehender Freundschaft, Bekanntschaft oder schlicht räumlicher Nähe. Menschen mit und ohne Kindern, junge wie ältere, gesunde und pflegebedürftige unterstützen sich in den genannten Beispielen nach Möglichkeit und Bedarf ein- oder gegenseitig. Über familiäre Bezugspersonen hinaus werden alternative Unterstützungsmodelle etabliert, um ein Minimum an Gemeinschaft, Austausch und Wohlbefinden sowie im Bedarfsfall auch Krankenpflege oder Kinderbetreuung zu gewährleisten. Jene Solidaritätsbeziehungen lassen sich im aktuellen Kontext weiters als kollektive Lösungsansätze im Sinne von relationaler Solidarität in einem *new normal* verstehen. Der Wert des Gemeinsam-Seins, des Füreinander-Sorgens, der psychischen Gesundheit und des geteilten Glücks wird dabei relational zum körperlichen Wohl betrachtet und mitunter über die individuellen Ansteckungsrisiken gestellt (Gardiner & Fulfer, 2021:159f). Informelle Organisation sowohl für das mentale Wohlbefinden wie alltägliche Handreichungen während der Pandemie ist überall dort gefragt, wo im Rahmen des eigenen Haushalts nicht alle sozialen Bedürfnisse abgedeckt werden können (ebend.:155).

Wie Yasmin, Anoush oder Sana hervorheben, ist die Bedeutung physischer Nähe, die, selbst wenn es sich *nur* um flüchtige Kontakte oder temporäre Bekanntschaften handelt, unersetzlich für „*ein gutes Gefühl*“ (Yasmin, Z:251). Eine solche *Wir-Gruppe* setzt sich aus Menschen zusammen, die einander vertrauen, einen positiven Einfluss aufeinander ausüben und die sich beieinander ausreden können,

halten die Teilnehmerinnen in Summe fest. Die Option von Entlastung durch Vergemeinschaftung und Nähe in Form von *unzertrennlichen Beziehungen* ist dabei auch eine Frage des Zugangs zu Räumen, die geteilt werden können, und des Risikos, dem man sich aussetzen kann oder will, wie in Zeinas Fall deutlich wird. Nach Möglichkeit bilden sich jene krisenresistenten Verbindungen im engen Freundeskreis sowie innerhalb von Zweckbeziehungen zu lokalen Unterstützungsnetzwerken für emotionale, psychische wie praktische Anliegen heraus. Der subjektive Bedarf nach Sozialleben und kleinen wie großen Hilfestellungen im Alltag während der Pandemie werden dabei wie bei Yasmin oder Anoush als allgemeingültige Bedürfnisse betrachtet. Jene lokalen Zusammenschlüsse lassen sich unter den genannten Voraussetzungen als „*place-based politics of the everyday*“ (Bauder, 2020:1073) interpretieren, die solidarisch versuchen, Herausforderungen auch in Zeiten von Lockdowns kollektiv zu bewältigen.

UNTERSTÜTZUNG BERUHT AUF WERTEN & VERÄNDERT BEZIEHUNGEN

Synthetisierung Kategorie 8: *Ausgleichsdenken verwirklichen*

Text | Tradierte Genderverhältnisse ver- und ideale Beziehungen entwerfen

Mit dem Rückzug in die Privatsphäre machen Manal und Yasmin auch die Genderdimension in Bezug auf Unterstützung während der Pandemie relevant. Manal, die mit ihrem Ehemann und einer gemeinsamen Tochter in Wien lebt, betont nicht ohne Stolz, dass sie diejenige ist, die für das Familieneinkommen aufkommt und ihren Ehepartner dadurch während seines Studiums durch ihren Vollzeitjob finanziell unterstützt.

„**M:** Und ich, ich unterstütze ihm jetzt! Er macht in der Uni, muss ich, weil seine Arbeit ist bisschen schwierig, als Musiker muss ein bisschen denken und so und überlegen, macht eine schöne Lied, eine schöne Thema, muss ich, bin ich verstanden, weit du? Ja, ich auch helfe ihm.“ (Manal, Z:374-377)

Es scheint sich für sie dabei um ein dermaßen selbstverständliches Unterstützungsverhältnis zu handeln, dass sie es von sich aus im Interview gar nicht erwähnt hätte. Oder es ist dem Umstand, dass der Ehemann im Nebenzimmer das Kind ins Bett bringt, geschuldet, der die geteilte Sorgearbeit zwar präsent, aber weniger ausgesprochen zum Thema macht. Doch kurz und knapp legt Manal ihre Vorstellung von elterlicher wie partnerschaftlicher Unterstützung folgendermaßen dar:

„**M:** Ja, ich auch helfe ihm. Nicht nur, wir beide. Das Leben muss so machen, so sein.“ (Manal, Z:377)

Manal nimmt dabei auch indirekt auf ihre aktuellen Lebensumstände in Wien Bezug: Anders als in traditionellen, intergenerationellen Familienstrukturen in dem Dorf, in dem sie aufgewachsen ist, lebt sie nun in einer Kleinfamilie in der Großstadt, in der die beiden Eltern viel stärker aufeinander angewiesen sind. Insbesondere, weil es eine unfreiwillige Anpassung ist, die sie gemeinsam mit ihrem

Partner trägt. Der verstärkte Druck und neue Herausforderungen, die beispielsweise ihre Geschwister, die mit Familie und Verwandten im selben Ort leben, nicht haben, nimmt in der Pandemie nur zu. Sie schildert, wie sie insbesondere während der Lockdowns zwischen Erwerbsarbeit, Kinderbetreuung und Hausarbeit nicht zur Ruhe kommt:

„M: Wenn ich z.B., jeden Tag ich arbeite, brauche ich, ich habe keine Zeit für mich. Samstag, Sonntag, meine Tochter. Samstag, Sonntag, mein Mann arbeitet! >lacht< Ich habe keine eeh. Also ich mache immer schnell, schnell duschen, schnell kochen, schnell putzen, einmal, zweimal pro Woche. Weißt du?“ (Mana, Z:124-127)

In anderem Zusammenhang beschäftigen auch Yasmin Genderrollen und Aufgabenverteilungen innerhalb der Familien- oder Paarbeziehungen im Zuge der Pandemie verstärkt. Sie bezieht sich dabei in erster Linie auf Beobachtungen im eigenen Umfeld, wo sich vor ihren Augen ein neuer Trend abzeichnet. In ihrem Haushalt bemerkte sie erstmals veränderte Verhaltensmuster in der Arbeitsteilung zu Hause zwischen ihren Eltern über die Lockdowns hinweg, die sich positiv für die weiblichen Familienmitglieder ausgewirkt haben. Während in einer traditionellen Rollenverteilung gewöhnlich gilt, *„die Frau muss immer alles machen“* (Yasmin, Z:190f), beginnt sich ihr Vater aus Langeweile in die Sphäre der häuslichen Verantwortungen mit einzubringen, stellt sie amüsiert fest. Infolge einer temporären Ausnahmesituation, die letztlich über mehrere Lockdowns anhält, haben sich auch langfristig *„wirklich ein bisschen die Gedanken geändert“* (Yasmin, Z:193) und der Familienvater zeigt zunehmend, sich zu Hause für Aufgaben verantwortlich zu fühlen *„gleich wie sie [, die Mutter]“* (Yasmin, Z:198). Das Bild eines Vaters, der Essen zubereitet, wenn die Mutter mal nicht anwesend ist, ist ein neues und bleibendes, das sichtlich von Yasmin begrüßt wird. Sie interpretiert jene Veränderungen als Anzeichen für einen nachhaltigen sozialen Wandel in der Generation ihrer Eltern:

„Y: Also als der Kind war, ist immer, hat die Mutter erzählt: ‚Du bist der Mann, du musst nichts machen‘ Ja, aber hat sich wirklich hier so geändert und hab ich mir nur bemerkt, also das habe ich während der Zeit von Corona bemerkt. Also ich sehe meinen Vater mit meiner Mutter auch, die kochen zusammen. Ah normal war, vor Corona war er immer z.B. zu Freunden gegangen, Karten gespielt z.B. oder wenn er Deutschkurs hatte, dann hat er gelernt, da war er ... aber in dieser Zeit habe ich die immer zusammen gesehen. Und nach, nach der Lockdown, die sind so geblieben, also die gehen zusammen einkaufen, die kochen. Z.B. kommt meine Mutter manchmal vom Deutschkurs und er ist selbst zuhause, dann macht er das Frühstück. Also das würde ich nie früher, also denk ich mir mal, würde ich nie sehen. >lacht<“ (Yasmin, Z:201-209)

Im Kontrast dazu bereiten Yasmin die Meldungen über einen Anstieg an häuslicher Gewalt Sorgen, wovon sie im Zuge der Pandemie in sozialen Medien *„wirklich viel zu viel gehört“* (Yasmin, Z:157) hat. Die Übertragung von extremen gesellschaftlichen Umständen auf Intimbeziehungen, die sie darin erkennt, geben ihr zu denken, auch im Hinblick auf ihre eigene Zukunft.

Aus beiden Referenzpunkten – das Wohlwollen über die zunehmende elterliche Zusammenarbeit und das Unbehagen über eine Zunahme von partnerschaftlicher Gewalt – ergibt sich ihr Ideal einer Partnerschaft, so scheint es. Denn ihre Vorstellung einer idealen Beziehung ist mit langfristiger Fürsorge und Friedlichkeit verbunden.

„Y: Ja, also ich selber, also ja. Ich, ich stelle mir vor, dass ich so nach langer, nach Jahren lang mit einer Person so nett mit mir ist, (...) also ist schön einfach. Ja, ahm, weil was ich immer hör, von auch persönlicher Ebene, die Leute, die immer zusammen sind, dann später nach einem kurzen Zeit, die haben keine Lust mehr auf... Entweder, die sucht was anderes zu tun oder er sucht eine andere Frau oder so. Oder wenn die, falls sie zusammenbleiben möchten, es gibt viel Streit und so und das ist mehr geworden, wenn sie im Lockdown immer viel zuhause geblieben. Ja. (...) [I: Also es ist so wie ein ideal.] Ja, genau! Also wie es sein muss oder wie es sein soll oder das wünscht man.“ (Yasmin, Z:219-226)



Abbildung 7: Foto 2, [pinterest](#)

Dabei ist es die „Offenheit“ (Yasmin, Z:228), tradierte Genderrollen aufzulösen, die sie vielfach im eigenen Umfeld beobachtet und die sie sich auch für ihre Beziehung wünscht. Der erste Schritt in diese Richtung heißt für Yasmin wie Manal einen Ausgleich in der partnerschaftlichen Sorgearbeit zu schaffen. Damit wird eine idealtypische Partnerschaft sowohl für beide Frauen zum Sinnbild einer Form von alltäglicher Unterstützung, die in der Pandemie mitunter einer besonderen Zerreißprobe unterzogen wurde. Dabei betrachten die beiden ein Partnerschaftsmodell, das auf Arbeitsteilung und Gegenseitigkeit beruht, nicht nur für sich selbst zentral, sondern als allgemein erstrebenswert. Eine fürsorgliche, heteronormative Beziehung mit fluider Teilung von häuslichen Aufgaben wird zum persönlichen Wunschbild gemacht. In beiden Fällen wendet sich dieses Bild deutlich von der tradierten

Feminisierung unbezahlter Sorge- und Hausarbeit ab und setzt stattdessen auf eine ausgeglichene Rollenverteilung als Basis für reziproke Unterstützung (Federici, 2019:176f). Manal wie Yasmin entwickeln dabei normative Lebens- und Beziehungsentwürfe, die sie leben oder aber sich langfristig ausmalen, in Abgrenzung sowie Anlehnung zu eigenen Erfahrung in der Familie, dem sozialen Umfeld sowie den sozialen Medien. Wie aus beiden Narrativen hervorgeht, hat der pandemiebedingte Ausnahmezustand unverhofft zur Umgestaltung von genderstereotypischer Rollenverteilung geführt, während Belastung und Abhängigkeiten innerhalb der Haushalte insgesamt gestiegen sind.

Text | Der Wunsch, gebraucht zu werden

Als weiterer Aspekt der Vergemeinschaftung wird die persönliche Motivation, Unterstützung außerhalb des nächsten Umfeldes zu leisten, dargelegt. Sana und Yasmin, die im eigenen Alltag neben Familie und Erwerbsarbeit Zeit finden, sich sozial zu engagieren, betonen, dass andere Menschen zu unterstützen in ihrem Leben eine wichtige Rolle spielt. Sana verwirklicht ihr Anliegen, anderen Menschen zu helfen, in ihrer Freizeit über Volontariate. Aus ihrer Erzählung geht hervor, dass es für sie ein moralischer Anspruch an sich selbst ist, Gutes zu tun: *„I have managed to do something with other people, which is also so important, because what you give is what you are really, and I really believe in that.“* (Sana, Z:562f)

Sana beschreibt, wie sie ihren Selbstwert mit ihren ehrenamtlichen Leistungen gegenüber anderen verknüpft, die sie zu der Person machen, die sie sein will. Sich für Menschen und Herzensangelegenheiten einzusetzen, betrachtet sie als einen wesentlichen Tätigkeitsbereich, dem sie neben Erwerbsarbeit und Verantwortung in der Familie über verschiedene Projekte und Vereine nachgeht. Anderen zu helfen, ist für sie über ihren persönlichen Antrieb hinaus mit einem guten Gefühl über die eigenen Taten verbunden, wird deutlich.

„S: And I know at some point I was helpless because I was really in a bad place that I felt really bad, but once again, if I'm not okay I can't really help others, so I had to focus on myself first in order to be able to do something.“ (Sana, Z:563-566)

Auch Zeina erwähnt die zentrale Rolle von ehrenamtlicher Tätigkeit in ihrem Leben in London, die vor Ausbruch der Pandemie ein wesentlicher Bestandteil ihrer Alltagsstruktur war. Dabei spricht sie von ihrer Freiwilligenarbeit in der Hilfsorganisation, in der sie Mitglied ist, als *ihre* Arbeit. Sie positioniert dabei ihren ehrenamtlichen Einsatz als Alternative zur Lohnarbeit, da sie auf diese Weise eine vergleichbare soziale Verpflichtung eingeht, selbst wenn sie unbezahlt Leistungen erbringt.

„Z: Yeah, that is my, before the pandemic, I come here, sometimes I just sit in the reception, speak with the lady [I: Yes] aaand aah do my volunteering work. [I: Yes] And and that suddenly it stopped.“ (Zeina, Z:249f)

Yasmin betätigt sich ebenfalls ehrenamtlich, indem sie informell Unterstützung in ihrem Bekanntenkreis leistet. Dabei handelt es sich in erster Linie um Kommunikation und Übersetzung für ältere, pflegebedürftige Menschen, junge Mütter und Personen, die arabisch oder kurdisch sprechen, aber über geringe Deutschkenntnisse verfügen. Doch die Beispiele, die sie beiläufig erwähnt, sind nur ein kleiner Ausschnitt ihres Engagements, wird im Zuge ihrer Erzählung deutlich. Ihre Mehrsprachigkeit, fortgeschrittenen Deutschkenntnisse und das Praxiswissen über das österreichische Asylsystem bringen sie in eine Position, aus der sie vielen Menschen im erweiterten Bekanntenkreis der Familie und Nachbar*innen in wichtigen Belangen weiterhelfen kann. Yasmin artikuliert ähnlich wie Sana eine moralische Verpflichtung, auf der ihre Vorstellung von gesellschaftlichem Zusammenleben beruht und für das sie sich ebenfalls mitverantwortlich fühlt.

„Y: I-Ich bin so, wenn ich, wenn ich jemanden unterstützen kann, ich sag nimmer: ‚Nein‘ - also ich sag nimmer: ‚Nein, ich will nicht.‘“ (Yasmin, Z:423f)

Dabei bettet Yasmin ihr Unterstützungshandeln in ein solidarisches Prinzip, das auf hypothetischer Gegenseitigkeit beruht und wodurch sie sich automatisch auch in eine *unterstützungswürdige* Lage bringt. Zudem, betont sie, sei es eine Gelegenheit, ihr Wissen und ihre Fähigkeiten einzusetzen, etwas, was sie *„sehr gerne“* (Yasmin, Z:435) tue.

„Y: Also ich ii..., also ich mach das sehr gern. Also das, das ist jaa ... Weil ich denk mir mal, wie die anderen Personen meine Unterstützung brauchen, ich also es kommt eine Zeit oder ein Tag, die ich auch eine Unterstützung von denen oder jemand anderen brauche oder so. ... ja.“ (Yasmin, Z:424-427)

Entgegen jener Moralvorstellung von Unterstützung, die Yasmin über den Bekanntenkreis hinaus als *„normal“* (Yasmin, Z:366) und wünschenswert betrachtet, steht die neue Angst, die sich in der Wiener Öffentlichkeit breit gemacht hat. Durch die *„Angst auf ihre Gesundheit oder irgendwas“* (Yasmin, Z:322) in Folge von Covid-19 bemerkt sie skeptisch, wie aus Unbehagen vor dem Virus nicht nur der freundliche Umgang in Wien, sondern auch die Hilfsbereitschaft im öffentlichen Raum drastisch abgenommen hat. Eine Entwicklung, die sie entschieden ablehnt und die sie selbst nicht mittragen will.

Wesentlich schwieriger mit normativen Ansprüchen und einem positiven Selbstbild zu vereinbaren, scheint umgekehrt die Erfahrung selbst Unterstützung zu erhalten. Besonders dann, wenn es sich um ein unausgeglichenes Unterstützungsverhältnis handelt. Yasmin erwähnt in diesem Zusammenhang die Beziehung zur Interviewerin, der ebenfalls eine Unterstützungsgeschichte vorausgeht. Sie kommt auch im Interview darauf zu sprechen, dass sie selbst vor Jahren von mir Unterstützung in bürokratischen Anliegen erhalten hat. Das ungleich wahrgenommene Unterstützungsverhältnis zwischen uns beiden wird dabei betont positiv hervorgehoben, so wirkt es. Ich, die Interviewerin, sei *„die Einzige“* (Yasmin, Z:470) gewesen, die ihr *„so wirklich“* (Yasmin, Z:472) geholfen hätte, *„ü-überall“* (Yasmin, Z:473), unterstreicht Yasmin mehrfach. Auch wenn sie gegenwärtig Personen ähnliche Hilfestellungen zukommen lässt, scheint sie sich auf der Seite der Empfängerin in der Vergangenheit nach wie vor um

Ausgleich zu bemühen, suggeriert ihre Wortwahl. Ob auch die Interviewzusage selbst eine Unterstützung an mich und meine Interviewanfrage war, ist nicht ausgeschlossen. Yasmin denkt die persönliche Bekanntschaft mit der Interviewerin jedoch in einen größeren gesellschaftlichen Zusammenhang, nämlich als Beispiel, sich im Alltag in Wien unterstützt zu fühlen. Eine Erfahrung zwischen *euch* und *uns*, wie sie beschreibt, die sie nicht als Selbstverständlichkeit betrachtet.

„Y: Hier sage ich mal, also, die Akzeptierung (...) also eure Akzeptierung als Österreich oder als Volk oder als Gesellschaft ist, also macht, macht eine ah... macht eine große Unterstützung. Zum Beispiel, sage ich ein Beispiel, nicht alle zum Beispiel in Syrien, wenn jemand unbekannt, z.B. jemand aus Österreich kommt, dann würden nicht alle zu diesem Mensch gehen und sagen ‚Hallo, brauchst du was?‘ Die haben Angst oder sie wollen nicht mit die anderen. Aber hier in Österreich war anders, also die haben uns akzeptiert und wir waren nicht ein oder zwei Menschen, wir waren viel zu viel, viele Leute. Und trotzdem, ich hab‘ jetzt, also du bist jetzt meine Freundin. Ich komm aus Syrien und du kommst eigentlich aus Österreich. Das denk ich mir mal. Das ist eine ...ahm, das ist, also diese Akzeptierung ist eine Unterstützung für mich.“ (Yasmin, Z: 260-268)

Unterstützung als Gefühl, akzeptiert zu werden, wie Yasmin ausführt und der Wunsch nach einem interaktiven Zusammenleben lassen sich zwischen den Zeilen als Koordinaten für ihr Unterstützungshandeln in der Zivilgesellschaft verstehen.

Deutlich geht aus den drei Narrativen hervor, dass ehrenamtliche sowie informelle Unterstützung zu leisten gleichermaßen mit persönlicher Überzeugung, moralischer Verpflichtung sowie sinnstiftenden Motiven in Zusammenhang steht. Dass für Sana, Zeina und Yasmin jene sozialen Rollen dabei eine wichtige Bezugsquelle für Selbstwert und soziale Anerkennung nach außen darstellen, lässt sich auf latenter Ebene hineinlesen. Anderen zu helfen, wird sowohl an Lob, Dankbarkeit und Wertschätzung als auch an ein positives Selbstbild geknüpft. Die freiwillige Übernahme von Verantwortung in der Zivilgesellschaft, die dem Prinzip solidarischen Handelns entspricht, wird mit positiven Emotionen verbunden, die das Selbstwertgefühl merklich steigern.

„Y: Ich bin so froh nach Hause gekommen (...) [weil es] hat sich jemand wohl gefühlt werden mir oder so.“ (Yasmin, Z:454ff)

In der Synthese aus Narrativen kristallisieren sich hier zwei unterschiedliche Dimensionen informeller Unterstützung heraus. Die eine unterscheidet nicht zwischen Geben und Nehmen innerhalb von Sorgearbeit wie Alltagsbewältigung und setzt dabei trotz individualisierter Verhältnisse auf das Teilen von reproduktiver Arbeit innerhalb einer Partnerschaft oder dem Familienverbund (Federici, 2019:183f). Die andere bewegt sich auf vergesellschafteter Ebene, im semi-privaten bis öffentlichen Raum und speist sich aus dem Unterstützen mehr als aus dem Unterstützt-Werden. Moralische Ideale, Normen und Werte finden sich sowohl in Vorstellungen partnerschaftlicher Arbeitsteilung, die sich von tradierten Rollenbildern abwenden, als auch im Antrieb, einen gesellschaftlichen Beitrag im *Dienst* für

das städtische Zusammenleben zu leisten. Beide interpersonellen Erfahrungen lassen sich langfristig mit einer Zunahme an Gemeinschaftsgefühlen, Wohlbefinden und kollektiver Zugehörigkeit assoziieren.

Konstruktion Kategorie 8: *Ausgleichsdenken verwirklichen*

Unterstützung im privaten Rahmen der Familie oder Partnerschaften genauso wie solidarisches Handeln in einem öffentlichen und anonymen Setting folgen in der Kategorie *Ausgleichsdenken realisieren* dem Prinzip der Gegenseitigkeit. Mit der Covid-bedingten Verlagerung vieler Bereiche des alltäglichen Lebens in den eigenen Haushalt werden auch Fragen nach Idealen und Werten zu informeller Arbeitsteilung zu Hause und Genderpolitik neue Bedeutung beigemessen. Der Ausnahmezustand der Pandemie wird damit zum Anlass, gegenseitige Unterstützung in der Partnerschaft sowie der Kernfamilie von Haushaltung bis Haushaltseinkommen neu zu denken oder auch zu organisieren. Während sich der Druck auf den Haushalt wie bei Manal real vergrößert, werden parallel persönliche wie moralische Wunschvorstellungen von Beziehungen gefestigt, die sich an einem *Ausgleichsdenken* orientieren. Formen loyaler Solidarität werden auch bei Yasmin zunehmend hinterfragt und verlieren intergenerationell den vermeintlichen Charakter von Selbstverständlichkeit. Subjektive Wertvorstellungen sind in beiden Fällen von individualisierten Lebensbedingungen sowie Krisenzuständen geprägt und distanzieren sich gegenüber traditionellen Familienstrukturen von der Elterngeneration. Kritische Bewusstseinsbildung bezieht sich auf solidarische Organisation von Fürsorge bis Hausarbeit im Mikrokosmos eines Mehrpersonenhaushalts und lässt sich in diesem Sinne als Ausgangspunkt für sozialpolitische Transformationen durch „*world-making*“ (Bauder and Juffs, 2020:51)-Prozesse deuten. Denn über das Hinterfragen bestehender Verhältnisse verändert sich auch das subjektive Rollenverständnis und die angestrebten Dynamiken in intimen Beziehungen, sei es latent oder explizit. Entlang von Über- und Unterforderung in der Pandemie werden Fragen über Zusammenleben im eigenen Haushalt, die Verteilung von Verantwortung in Haus- und Sorgearbeit sowie Wohlbefinden neue Bedeutung beigemessen. Hochaktuelle Themen, die sich in die feministische Debatte reihen, massiven Ungleichgewichten entlang von Gender, Migration und ökonomischen Verhältnissen in sozialer Reproduktionsarbeit entgegenzuwirken (siehe Federici, 2019:175f,180f; Dowling, 2021a:13f).

An dieser Stelle lässt sich der Bogen von *Ausgleichsdenken* im Privaten zu zivilgesellschaftlicher Solidarität, die im öffentlichen Leben realisiert wird, spannen. Solidaritätskonzeptionen finden über Volontariate bei Sana und Zeina in London sowie selbstorganisierte „*solidarity beyond charity*“ (Della Porta, 2020:946) bei Yasmin in Wien einen informellen Handlungsrahmen. In allen drei Fällen werden hierbei über subjektive Identifikation moralische Überzeugungen zu persönlichen Anliegen gemacht, die Formen emotional reflexiver Solidarität entsprechen. Zweierlei normative Leitsätze kristallisieren sich innerhalb lokaler Kontexte heraus. Erstens wird das Motto, *du bist, wie viel du gibst* von Sana genannt. Andere zu unterstützen, wird dabei über die Bestätigung der eigenen moralischen Identität in eine kollektive Logik eingebettet, die solidarisches Handeln über ein positives Selbstbild in

Wechselwirkung bestärkt. Zweitens wird das solidarische Prinzip potenzieller Reziprozität, *wenn ich etwas gebe, dann darf ich auch etwas einfordern*, in Yasmins Erzählung relevant gemacht. Jene Solidaritätsmoral, die auf einem impliziten Gegenseitigkeitsprinzip beruht, lässt sich als reflexive Solidarität, die über rationale Motivation zustande kommt, erfassen (Bauder & Juffs, 2020:50).

Soziales Engagement in der öffentlichen Sphäre scheint dabei in keiner der drei Fälle daran gekoppelt zu sein, sich über solidarisches Verhalten als *good citizen* oder gar qualifizierte Abwerberin für eine politische Staatsbürgerschaft beweisen zu wollen (Fortier, 2021:11). Viel mehr ergänzen sich die subjektiven Einordnungen von Unterstützungshandlungen aus einem Ausgleichsdenken einer moralisch verankerten Verpflichtung heraus, die kollektive Identitäten und informelle Zugehörigkeit über das gesellschaftliche Wohlbefinden in gelebter Praxis konstituieren (Schervish, 2014:399f). Dabei entsteht die normative Handlungsmotivation darüber, sich als aktiver Teil einer Zivilgesellschaft zu begreifen, die nicht an formale Staatszugehörigkeit gebunden ist (ebend.:402f). Selbst wenn die bevorzugte Position jeweils die der Unterstützungsgebenden, nicht die der Beziehenden ist, wird Unterstützung dabei nie als einseitiger Akt, sondern stets als Interaktion begriffen. Eine solidarische Haltung konzipiert sich auf diese Weise über ein *Wir-Denken*, das begonnen beim Geben zum Empfangen hin zum Weiter- oder Zurückgeben führt (Lahusen & Grasso, 2018:5). Alle Teilnehmerinnen, die über zeitliche Kapazitäten und körperliche Gesundheit verfügen, setzen nach Möglichkeit ihren ehrenamtlichen Einsatz auch während der Pandemie fort. Unterstützung zu leisten, wird dabei rational als Ressource eingesetzt, die entlang von Gerechtigkeitsvorstellungen und Erwartungen an sich selbst ausgeschüttet wird und sich unmittelbar über soziale Anerkennung sowie ein *gutes Gefühl* emotional bezahlt macht (Stets & McCaffree, 2014:335). Es zeigt sich, dass Versuche, subjektiven *Ausgleichsdenkens* im privaten und öffentlichen Raum zu realisieren, auf unterschiedliche Weise von persönlichen wie gesellschaftlichen Krisen beeinflusst werden. Im Zuge dessen wird so manches Verhältnis zwischen dem *Ich* und einer *Wir-Gruppe* neu ausgelotet. Denn solidarische Praxis hat ungeachtet dessen, ob sie sich auf die Aufrechterhaltung des Zusammenlebens im Haushalt oder der Zivilgesellschaft bezieht, die Förderung des Wohls anderer im Sinn, das implizit stets auch dem Selbst gilt (ebend.:341).

4.3 Hoffnung

4.3.1 Der bildliche Typus

UNTERSTÜTZUNG SIND VORSTELLUNGEN



Abbildung 8: Prototyp 5, Zeina

Eine lange Mauer, auf der in Mosaiktechnik Tiere und Menschen zu sehen sind, erstreckt sich über das querformatige Foto. Das Wandbild ist als Bild im Bild abgebildet, dahinter liegt eine weiße Wand, an der einige Kabeln herunterhängen. Vor der Mauer befindet sich ein Gehweg aus betongrauen Platten, darauf eine schwarze Laternensäule. Dargestellt sind Menschen in verschiedenen Größen und von unterschiedlicher Ethnizität, die als Frauen, Männer und Kinder gelesen werden können. Gemeinsam mit einem breiten Spektrum an Kleidung und Frisuren und bunten Flaggen wird Pluralität repräsentiert. Die Menschen sind auf einer horizontalen Fläche in Türkis versammelt, die sich als ein mit reichlich Speisen befüllter Tisch erkennen lässt. Um sie scharen sich Tiere. Die visuelle Botschaft, die der Mauer anhaftet, ist an eine lokale Öffentlichkeit gerichtet und verlangt einem/einer potenziellen Betrachter*in die volle Aufmerksamkeit ab. Die urbane Rahmung zeigt zu wenig, um Hinweise auf ihren Standort zu geben. Dabei steht das farbenfrohe Wandbild wie eine Kulisse auf einem verlassenen, monochromen Stück Gehsteig. Die Fotografin hat wohl gezielt nicht mehr Straße und Umgebung mit abgebildet, doch bewusst entschieden, den urbanen Bildrahmen nicht abzuschneiden. Die Fotografie wurde in London aufgenommen und trägt den Titel „*sudden picture*“.

Synthese Kategorie 9: *Das vorgestellte Selbst & ideale Verbündete*

Bild | Das Ideal, sich auf andere verlassen zu können

Als fotografische Handlung scheint das Bild seine Umgebung zu kontrastieren und auf einen Zustand zu verweisen, der in der Realität nicht aufzufinden ist. Das öffentliche „Fenster“ vor der Kamera geht in eine fantastische Welt, inmitten einer menschenleeren und tristen Straße, über. Es eröffnet einen Ausblick auf einen paradiesisch anmutenden Ort. Das Zusammenkommen einer großen Gruppe von Menschen aus *aller Welt* an einem gefüllten Tisch erinnert an eine biblische Illustration. Über prominent aufgeladene Symbole aus dem Tierreich werden allegorische Verweise auf Werte und Qualitäten – wie

die weiße Friedenstaube – auf dem Bild versammelt, die in Summe eine ideale Wirklichkeit ergeben. Abgebildet wird ein Gegenentwurf zu einem geopolitischen Kontext imperialistischer Ausbeutung, sozialer Ungleichheit und Konflikten, der voller bunter Farben und frei von Leid, Not und menschengemachten Sorgen ist, lässt sich herauslesen. Das Bild kann unter diesen Prämissen als Abbildung einer persönlichen Wunschvorstellung interpretiert werden. Das Mosaik erzählt von Gemeinschaft, Fülle und Harmonie, worunter die Fotografin ihre eigenen Ideale und Werte wiederfinden könnte.

„Z: Like when I see this picture, I feel like a community and support space that everyone ah, need to have and it's really important for person [I: Yes] a community, because for yourself you cannot do many things, but if you have the support and the power, [I: Ya] to do it. [I: Ya] as we say in our culture, in Arabic 'one hand, it doesn't clap' [I: Wow, ya] You need to have two hands.“ (Zeina, Z:109-112)

Zeina schildert, wie sie auf dem Foto in erster Linie einen Ort zwischenmenschlicher Unterstützung erkennt, wie er nur im Kollektiv geschaffen werden kann. Wichtig ist ihr dabei auch, dass sich die dargestellte Gemeinschaft aus Personen mit unterschiedlicher ethnischer, nationaler wie religiöser Zugehörigkeit zusammensetzt. Für Zeina geht es näher um eine *„peaceful, happy community with no problems“* (Zeina, Z:124). Damit zeichnet sie ein klares Kontrastbild zur einer viel mehr prekären Lage unter der Covid-19-Pandemie in London.

„Z: I like it, it does show a community space [I: Ya] and it have different cultures and you can see. Can you see different flags? (...) Yeah that's why I took this picture [I: Mhm] and it have like different ... colours and I like mosaic. [I: Yes] it's quite nice [I: Yes and when you look at it again look at it and you talk about community and different cultures and-] Z: Yes, even different cultures and different believes as well.“ (Zeina, Z:100-101)

Zeina ist sich auch aus eigener Erfahrung dessen bewusst, dass es nicht immer möglich ist, viel ohne andere Menschen auszurichten. Sie assoziiert mit gemeinschaftlichem Zusammenhalt, allen voran ihre Jugendgruppe, welche über eine Hilfsorganisation geleitet wird, die einen unterstützenden Schirm über Migrant*innen und Geflüchtete in London spannt. Ihre Version einer *community*, mit der sie den Problemen in einer weniger friedlichen und freundlichen Wirklichkeit gemeinsam mit anderen begegnet, scheint sich in dem Wandbild zu reflektieren.

Auf Bild- wie Textebene finden sich bei Anoush ähnliche Verweise zu Idealen von Zusammenhalt in Gesellschaften. Sie hat während ihrer Covid-19-Erkrankung eine große Wertschätzung gegenüber den Krankenpfleger*innen entwickelt, die sie und viele andere gepflegt und dabei selbst ihr Leben riskiert haben, wie sie hervorhebt:

„A: (...) Ärztinnen und Krankenpfleger, die waren auch in diesem Zeit unsere Helden. Weil normalerweise, die Leute waren nur so daheim, sie haben sich nur versteckt (...), aber die mussten dann trotzdem zur Arbeit gehen. Und sie mussten dann auch gleichzeitig, egal, ob sie's dann auch Angst

hatten, mussten sie's dann auch dabei sein. [I: Mhm] Und viele natürlich haben sich dann gleichzeitig auch infiziert oder viele sind dann gestorben, denke ich mal [I: Mhm][I: Mhm] Deswegen waren sie dann für mich Heldinnen.“ (Anoush, Z:291-299)

Deutlich wird, dass Anoush von ihren persönlichen Held*innen spricht, womit sie die Krankenpfleger*innen meint, die in ihrer Nähe waren, während sie sich schwer krank im Krankenzimmer einsam fühlte. Zugleich impliziert ihr Narrativ, dass es nicht nur ihre, sondern *unsere* Held*innen waren. Sie erinnert, dass das Krankenhauspersonal im Mittelpunkt gesellschaftlicher Aufwertung stand und mitunter mit Superhelden verglichen wurde. Ihre Anlehnung an einen medialen Kanon, der von übermenschlichen Leistungen von Arzt*innen und Pfleger*innen handelt und einer „*imagined community*“ (Anderson, 2006:36) der Gegenwart gleichkommt, vermengt persönliche Erfahrungsbezüge und visuelle Medienhorizonte (ebend.).

Existenzielle Fragen von sozialem Zusammenhalt beschäftigen die beiden jungen Frauen während der Pandemie auf unterschiedliche Weise. Bei Anoush wie bei Zeina scheinen dabei Bilder und Erzählungen wie Realitäten und Ideale ineinander überzugehen. Wohl auch deshalb, weil beide ihre eigene Isolationserfahrung, die sie während der Pandemie in extremer Form durchlebt haben, im gesamtgesellschaftlichen Kontext und nicht als rein individuellen Erfahrungsmarker betrachten. Während Anoush als einer der ersten Fälle in Österreich selbst von Covid-19 betroffen war und sich lange im Krankenhaus in Quarantäne befand, verbrachte Zeina, die sich als Risikoperson identifiziert, Monate in Selbstisolation.

„Z: And I wasn't able to go, because it's quite risk for me and for my health as well [I: Mhm It was a risk to go out.] z: For me, it was a risk to go out. [I: Because of the virus-?] Z: Because of the virus, if I caught it [I: Ya], it would kill me [I: Ya I: Ya.] Y: Ya. [I: So, like an extreme situation-] Z: If well, if I didn't have the vaccine [I: Ya] vaccination, I wouldn't go out. [I: Ya] Z: I would be >laughs< still staying at home.“ (Zeina, Z: 259-268)

Für beide scheint das Angewiesen-Sein auf andere Menschen in dieser Zeit ein unbekanntes Ausmaß angenommen zu haben, das alles andere als eine Selbstverständlichkeit darstellte. Anoush unterscheidet dabei retrospektiv deutlich zwischen professioneller und freundschaftlicher Unterstützung während ihres Krankenhausaufenthalts. In Zeinas Fall bleibt die offene und plurale Gemeinschaft als Einheit zentral, in der alle Menschen in ihrem Leben, sowohl Freund*innen als auch Angestellte der Hilfsorganisation, mitgedacht werden, so scheint es.

„Z: When I say community where the people aah surrounded me, the people who is in my life and support me. [I: Yes, yes] Z: without them it's [I: Yes] Z: I wouldn't have life.“ (Zeina, Z: 195f)

Aus Bild und Text geht hervor, dass die subjektive Bedeutung der empfangenen Unterstützung für die jungen Frauen jeweils als essenziell gelten. Die Erinnerung an das alternativlose Angewiesen-Sein auf andere in einer körperlichen oder psychischen Extremsituation könnte die eigene Verletzlichkeit vor

Augen gehalten haben. Erinnerungswerte, die sich nun in umso größerer Wertschätzung gegenüber der Menschen äußern, die sich einem in jener kritischen Lage angenommen haben (Gardiner & Fulfer, 2021:157). Daraus lässt sich folgern, dass diese Erfahrungen auch für die Betonung und Idealisierung einer *community* und seinen Helfer*innen ausschlaggebend waren. Denn beide Schilderungen sind mit ausdrücklicher Dankbarkeit gegenüber den Unterstützer*innen verbunden. In ihren sehr unterschiedlichen Fällen könnte es einen Versuch darstellen, die unausgeglichene Leistung symbolisch aufzuwiegen. Dabei wird jeweils die subjektive Erfahrung – die unverzichtbare Rolle einer *Peer-Group* bei Zeina und eines sozialstaatlichen Gesundheitssystems wie bei Anoush – in Form einer solidarischen Gemeinschaft, die füreinander sorgt, zum allgemeinen Ideal erhoben.

Text | Das vorgestellte Selbst

Im Kontrast dazu präsentieren Anoush und Zeina Selbstporträts, die ihren Erzählungen zufolge die andere Seite erfahrener Isolation zum Ausdruck bringen. Anoush zeichnete selbst im Krankenhaus, um sich zu beschäftigen und ihre „*Gefühle rauszuholen*“ (Anoush, Z:222), wie sie die Bedeutung einer der Zeichnungen, auf der sie allein auf einem Strich um die Welt läuft, beschreibt:

„**A:** weil du jederzeit, dann hald eehm, ehm, wie's- du musst dann so genau gehen und genau aufpassen, dass du dann hald dableibst, sonst wird es dann auch runterfallen.“ (Anoush, Z:232-234)

Ihre Ausführung lässt die Interpretation zu, dass sie ihre Gesundheit zu dem damaligen Zeitpunkt an einem dünnen Faden hängen sah. Die Zeichnung erzählt dabei von ihrem erfolgreichen Balanceakt, ihre Erkrankung zu überwinden, wovon sie auch noch zwei Jahre später mit Stocken berichtet.

Ähnlich kommt Zeina über ein Bild, in dem sie sich selbst wiedererkennt, auf sich zu sprechen. Es ist ein Porträt, das seit Kurzem in dem Hostel hängt, in dem sie zu dem Zeitpunkt ohne Aussicht auf ein Zuhause, in dem sie sich wohl und sicher fühlt, lebt. Das Bild zeigt eine Frau in Hijab im All, in der sie sich selbst sieht. Die Darstellung könnte ihre Erfahrung von Isolation im Hostel oder in der Stadt ausdrücken. Oder aber den Wunsch nach dem schützenden Korpus eines Raumanzuges, um sich vor der Außenwelt und dem ansteckenden Virus in Sicherheit zu wännen.



Abbildung 9: Foto 3, Zeina

Für Zeina genauso wie für Anoush scheint es wichtig, über Visualität ebenso die eigene Stärke zu zeigen, die in den grenzwertigen Situationen in hoher Abhängigkeit von der Unterstützung anderer für ihre individuelle Bewältigung ausschlaggebend war. Beide positionieren sich auf den abfotografierten Bildern außerhalb des Planeten. Die eine wünscht sich womöglich in eine sicherere Sphäre, die andere möchte wieder auf die Welt zurück. Ähnlich wie in ihren Erzählungen zur Gemeinschaft wirkt in den Narrativen zu den Selbstbildern in beiden Lesarten Wunsch und Wirklichkeit eng miteinander verflochten. Nicht die Grenzen des Möglichen, sondern eine subjektive Vorstellung, sich den jeweiligen Herausforderungen innerlich gewachsen zu fühlen und letztlich zu meistern, scheint dabei vordergründig.

„Z: I took this picture because it does present me with this scarf and yeah and space, she goes to the space. It doesn't matter, if you a girl, it doesn't matter which religion you believe, you're a woman you can do anything as other women.“ (Zeina, Z:127-130)

Für Zeina scheinen sich erlebte und gewünschte Realität in dem Bild zu vereinen. In ihrer Vorstellung von Gleichberechtigung geht es darum, als Frau muslimischen Glaubens keine Benachteiligung zu erfahren. Die Forderung, die sich daraus ableiten lässt: Es sollte gleiche Möglichkeiten für Frauen ungeachtet ihres Glaubens geben. Als junge Muslima in London, die einen Hijab trägt, scheinen intersektionale Grenzziehungen entlang von religiöser Zugehörigkeit identitätsbestimmend zu sein, denn in ihrem Alltag in der Stadt erfährt sie auch Diskriminierung.

„Z: Yes, because some, from my experience, like for me, when I wear the scarf and the hijab thing [I: Ya] I get some negativity around it [I: Mhm] but depends what kind of people you speak to [I: Ya]. Ya

some people they don't mind of all about religion, you are what you believe, but some people it does take it seriously. [I: So, in this case, there is a protection, right?] Yes, mhm.“ (Zeina, Z:136-139)

Dass ihre Lebensrealität ein starkes Selbstbild als Form von Selbstschutz erfordert, lässt sich ableiten. Um das Bild, in dem sie sich selbst sieht, zu beschreiben, braucht Zeina nur ein Wort: „power“ (Zeina, Z:143). Sich vor Diskriminierungserfahrungen zu schützen, kostet Kraft, könnte der Sinngehalt, mit dem sie die Fotografie kontextualisiert, ausdrücken. Dabei grenzt sie das Foto dezidiert von Unterstützung ab, als ich sie darauf anspreche: „*I: And when you think about support again? Z: I don't think about support, I just feel power*“ (Zeina, Z:142f). Im Blick auf sich selbst soll es nur um ihre unabhängige Stärke gehen, die Zeina deutlich als Gegenstück zu der Unterstützung einordnet, die für sie implizit Abhängigkeit von anderen bedeutet. Diese Kontrastierung könnte von einem ambivalenten Verhältnis zu Interdependenzen widerspiegeln, die zugleich ihren Wunsch nach Autonomie ausdrücken. Genauso wie Zeina bewusst ist, dass ihre Chancen auf ein selbstbestimmtes Leben in London beschränkt sind und sie vielfach auf die Unterstützung anderer Menschen angewiesen ist, legt sie auf die eigene Unabhängigkeit großen Wert.

Ihr Selbstbild hebt sie aus diesen Verhältnissen heraus, in denen ihre Selbstständigkeit von äußeren Lebensumständen verdeckt wird, könnte die Interpretation weitergesponnen werden. Ganz anders schwebt sie hingegen in ihrem Idealbild in einer Lage, die den Inbegriff der menschlichen Möglichkeiten und Freiheiten bis an ihre technischen Grenzen ausnutzen würde: Sie im All. Es macht den Eindruck, als würde es dabei sowohl um ihre Hoffnung auf eine idealere Welt und ihre Widerstandskraft gehen. Als ob es beides bräuchte, um an ihrer Selbstbestimmung trotz begrenzter Handlungsräume festzuhalten. Worum es ihr zu gehen scheint, ist gleichberechtigt Möglichkeiten in einer Gesellschaft eröffnet zu bekommen und unter Menschen zu leben, die kulturelle und religiöse Heterogenität respektieren. Solange das nicht der Fall ist, hält Zeina bei dem Bild des Raumanzugs als Symbol für Unabhängigkeit und Selbstschutz fest, lässt sich folgern.

Die Synthese aus Textstellen über Bildmaterial verdeutlicht komplementär die Bedeutung des Blickes auf sich selbst in Bezug auf Konzeptionen von solidarischen Gemeinschaften und Systemen. Selbstbilder werden dabei durchaus ambivalent oder uneindeutig gegenüber einer Gesellschaft positioniert, in Abhängigkeit davon, ob diese als unterstützend oder als bedrohlich wahrgenommen wird.

Konstruktion Kategorie 9: *Das vorgestellte Selbst & ideale Verbündete*

Die Bilder von idealen Verbündeten scheinen sich weniger auf abstrakte Gesellschaftssysteme zu beziehen als aus interpersonellen Erfahrungen und Gemeinschaftsgefühlen hervorzugehen, die im überschaubaren Mikrokosmos der eigenen Lebenswelt verortet werden (Bauman, 2019:104-108). Ob aus historischen Motiven wie bei Zeina oder im Sci-Fi-Stil, wie bei Anoush, die Superheld*innen zitiert, verschwimmen Vorstellungen von Zusammenhalt zwischen realen Referenzpunkten und fiktiven Ergänzungen. Über Vorstellungskraft lassen sich Wunsch und Realität jedoch nicht nur für Zeina und

Anoush problemlos ergänzen. Mediale Bildwelten und Populärkultur gelten Andersons Diagnose zufolge als reichhaltige Quelle für die Konstruktion von *imagined communities* ganzer Nationen (Anderson, 2006:36f). In diesem Fall entsteht jedoch ein Gedankenkonstrukt, das mit der subjektiven Verortung des *Ich* in einer *Wir*-Figuration beginnt, wobei subjektive Erlebnisse von Unterstützung auf größere gesellschaftliche Zusammenhänge übertragen werden (Altreiter *et al.*, 2019:11f; Anderson, 2006:36). Darstellungen von Solidargemeinschaften aus *idealen Verbündeten* beziehen sich bei den beiden Teilnehmerinnen unmittelbar auf gelebte Erfahrungen und werden insbesondere dort tragend, wo sich Ungleichheiten, Ungerechtigkeiten oder Isolation vergrößern.

Implizit geht aus den Visualisierungen der jungen Frauen hervor – die an ihrem Lebensmittelpunkt als religiöse oder ethnische Minderheiten gelesen werden – dass sie sich nicht selbstverständlich in bestehende Versionen nationalstaatlicher Solidaritäten miteingeschlossen fühlen. Dennoch gestalten sich ihre persönlichen Wunschbilder von solidarischen Gemeinschaften stets aus kollektiven oder gar generalisierenden Perspektiven aus. Bildliche Ideale füllen jedoch keine Lücken im Sozialstaat, sondern erhellen maximal die „*Dunkelheit*“ (Anoush, Z:237), die sich während der Isolationserfahrungen breitgemacht hat. Oder schenken Zuversicht wie bei Zeina, die einen scharfen Gegenentwurf zur Diskriminierung von Minderheiten in London aus einer Perspektive der „*situated intersectionality*“ (Yuval-Davis *et al.*, 2019:26) präsentiert, die Chancengleichheit, Lebensqualität und ein *gutes* Leben für muslimische Frauen gleichermaßen einfordert (Fortier, 2021:206ff). Auf subjektiver Ebene haben Idealbilder von solidarischen Verbündeten in diesem Sinne das Potenzial zur Bewältigung von Ausnahmezuständen oder Missständen beizutragen, indem sie Alternativen zur erlebten Realität eröffnen. Über fantastisch ausgeschmückte Narrative zu kollektiver Unterstützung finden Wünsche einer vermeintlich geteilten Vision von Zusammenhalt und Gerechtigkeit Ausdruck, die dem theoretischen Begriff von relationaler Solidarität nahekommen (Gardiner & Fulfer, 2021:155). Eine tolerante, plurale Gesellschaft, in der für alle gesorgt wird, die Anoush wie Zeina vor Augen haben, wäre schließlich nicht nur für sie allein erstrebenswert. Dass jede*r Zugang zu gesellschaftlicher Unterstützung von öffentlichen Gesundheitssystemen bis soziale wie materielle Sicherheiten verdient, ist die Botschaft, die infolge als geteiltes Interesse artikuliert wird (Gardiner & Fulfer, 2021:157f). Ihre *idealen Verbündeten* drücken eine latente Kritik an fehlenden Konzepten inklusiver Solidarität aus, von welchen sich europäische Gesellschaften seit geraumer Zeit abgewandt haben (Bauman, 2019:175f; Vollmer, 2021:15ff).

Nicht zuletzt werden Selbstbilder eingesetzt, um wahrgenommene Positionierungen in der Gesellschaft beziehungsweise Gemeinschaft subjektiv auszuloten. Selbstporträts markieren die Schnittstellen, an denen sich das *Ich* wie bei Anoush im *Wir* verorten oder in Zeinas Fall abgrenzen will. Über ein *vorgestelltes Selbst* wird an persönlichen Stärken und Erfolgen festgehalten, die der Frustration oder Angst vor individualisierten Herausforderungen wie der begrenzten Hilfestellung auf systemische Ebene entgegenstehen. Selbstdarstellungen tragen entlang von Hajdukowski-Ahmeds Konzeption der

dialogischen Identitätsentwicklung zum *re-selving* bei, woran das Festhalten am eigenen Potenzial und Durchhaltevermögen – sei es im Alltagskontext oder in einer Extremsituation – gebunden ist (2009:37,47). Der idealisierte Entwurf seiner Selbst wird Nährboden für das nötige Selbstvertrauen, eigene Ziele zu erreichen wie mit sozialen Hürden zu leben. Das kann wie bei Zeina bedeuten, das Streben nach Unabhängigkeit und relativer Autonomie voranzutreiben, um zu versuchen, sich von den als negativ erlebten Seiten von Unterstützung, beispielsweise der wahrgenommenen Abhängigkeit von anderen, zu distanzieren. Ähnlich verhält es sich bei Anoush angesichts ihres Ringens mit dem Virus. Was gemeinhin als Selbsttäuschung und Realitätsflucht gedeutet werden kann, eröffnet aus den Standpunkten der beiden vielmehr eine unterstützende Vorstellung, wo in der Realität, in der Isolation und Diskriminierung zum Pandemie-Alltag gehören, die Anhaltspunkte knapp werden (Bauman, 2019:175f; Hajdukowski-Ahmed, 2009:47f).

Die Sehnsucht nach Zusammenhalt sowie nach Gerechtigkeit kann als durchaus widersprüchliche Erfahrung eingeordnet werden, die unter politischen, körperlichen, wie sozialen Bedingungen zumindest zeitweise idealisierte Ergänzungen auf individueller Ebene bedürfen. Die Kategorie, *das vorgestellte Selbst und ideale Verbündete*, kann dabei einerseits Halt geben wie zum Durchhalten verhelfen, andererseits zu einem stillen Ertragen, ohne der Perspektive real Veränderung herbeizuführen, führen. Das subjektive Bewusstsein für die eigenen Stärken und Fähigkeiten wird damit für die Bewältigung von ideologischen Grenzziehungen bis Einsamkeit relevant gemacht und bleibt dabei eine bedeutsame Ich-Position, die aber auch immer eine relative gegenüber den gesellschaftlichen Umständen ist (Bauman, 2019:105ff; Hajdukowski-Ahmed, 2009:46,49).

4.3.2 Der alltägliche Typus

UNTERSTÜTZUNG IST EIN GEZIELTER PERSPEKTIVENWECHSEL



Abbildung 10: Prototyp 6, Anoush

Eine mit Einweghandschuhen bekleidete Hand präsentiert eine Blume, die wiederum aus kleinen Blümchen besteht. Der Handschuh ist sorgfältig übergestreift und spannt und faltet sich in der Bewegung der Hand, die sie ausfüllt. Kein Stück Haut ist zu sehen. Die in anonymes Plastik gehüllte Handfläche wird von geknüpften Armbändern und einem Ausschnitt von etwas Weißem gesäumt, das wohl zu einem Ärmel gehört. Im Hintergrund eröffnet das Bild einen perspektivischen Weitblick, der weit hinter den Handschuh und die Blume hinausreicht. Der Bildrahmen, der frontal ausgerichtet ist, schneidet dadurch die vertikalen Züge einer Litfaßsäule und eines Schildes am Wegrand ab. Die fotografierende Akteurin hält die Kamera frontal, leicht in Richtung Boden geneigt, über die linke Hand einer Person, die sich in unmittelbarer Nähe der Fotografin befindet oder zur Fotografin selbst gehört. Der Sucher fokussiert die Hand im Handschuh und die kleinen Blumen darin. Sollte es sich um die Hand der Fotografin handeln, ist dem Foto ein gekonnter Balanceakt aus Scharfstellen, Kamera-Halten und Auslöser-Drücken vorausgegangen. Von dem gewählten Blickwinkel aus bekommt eine betrachtende Person den Eindruck, durch die eigene Hand zu blicken und den Weg vor ihr als den Weg vor sich zu begreifen. Die Kameraentscheidung differenziert über die Bildschärfe eine unmissverständliche räumliche Hierarchie. Sie definiert, worauf der Fokus liegen soll und was verschwommen im Hintergrund verschwinden kann. Das Bild wurde in Wien aufgenommen und trägt den Titel „Verwirrung.“

Synthese Kategorie 10: *Pragmatisches Hoffen*

Bild | alltägliche Ressourcen als Wegweiser

Auf dem Bild berühren sich Widersprüche: Der blaue Handschuh signalisiert durch Farbe und Material industriellen Ursprung. Strahlendes Blau ist in der Natur eher selten zu finden. Das Einwegprodukt könnte als Inbegriff menschengemachter Künstlichkeit, die sich hier durch sterile Sauberkeit und Luftundurchlässigkeit auszeichnet, gelesen werden. Die weißen Blüten mit gelben Punkten stehen möglicherweise für die kleinen Freuden, die das städtische Grün bereithält. Im Bildverhältnis könnte die weiße Blume im Plastikhandschuh als Sinnbild für Verletzlichkeit, aber auch Resistenz der Natur ausgelegt werden. Dabei macht der Handschuh selbst den Eindruck, als hätte er sich ins Bild verirrt und wäre am falschen Ort zum Einsatz gekommen, er irritiert. Die Blume wiederum wirkt darin nicht verloren, sondern schmückt den Einweghandschuh wie ein Ring.

Der Handschuh vermittelt überdeutlich, dass die blühende Pflanze in erster Linie visuelle Sinnlichkeit darstellt. Zumindest ist sie nicht haptisch erfahrbar. Für einen Moment wird die weiße Blüte das Objekt einer kurzweiligen Faszination, die sich eine Person durch die Kamera zur digitalen Erinnerung macht, die Bestand hat. Die Blume weilt in der Hand und erscheint, obwohl sie von ihren Wurzeln entrissen wurde, nicht geknickt und trist, während sie hochgehalten und abgeleuchtet wird. Was sich die Fotografin dabei gedacht hat?

„A: Das war so, dass ich dann hald nachher, ehm, war ich irgendwiiiiie, viele Sachen habe ich dann immer nach der, als ich dann vom Krankenhaus zurückkam, habe ich immer vergessen oder war ich noch immer, wie soll ich das sagen, ... ehm ... verwirrend. Und jedes Mal, ich glaub, das war 5-mal oder mehrmals, hat sich wiederholt. Wenn ich dann zur Arbeit fahren wollte oder zurück, (...) dass ich dann in eine falsche Station ausgestiegen bin. (...) Als erst natürlich war, war ich dann hald so wütend, wieso ich dann hald woanders gefahren bin, aber als ich dann diese Schönheit gesehen habe, hab ich gedacht, okay, es ist auch doch nicht so schlecht, bleibe ich kurz, schaue ich, dann fahre ich weiter. >lacht sehr<“ (Anoush, Z:390-404)

So, wie die Perspektive im Foto in eine klare Richtung weist, die sich nach vorne erstreckt, richtet sich auch Anoush mit der Blume in der Hand nach ihrer Covid-Infektion wieder auf. Trotz der anhaltenden Verwirrung auf ihrem Weg zur Arbeit durch die Stadt lässt sie sich nicht aus der Bahn werfen. Sie bemüht sich, selbst dem ungeplanten Umweg etwas Erfreuliches abzugewinnen – und seien es ein paar Blumen am Wegrand. Ohne dass sie dabei ihre Zielrichtung aus den Augen verliert, findet sie in der Blume einen willkommenen Wegbegleiter, der ihr noch Jahre später als digitaler Erinnerungsmarker bleibt. Die Fotografie dokumentiert einen ihrer Versuche, den Kurs ungeachtet regelmäßiger Unterbrechungen einzuhalten, welche die verwirrende Phase nach ihrer Covid-Erkrankung bezeichnen.

Die blühende Pflanze steht für das, was ihr hilft, das Lebenswerte nicht aus den Augen zu verlieren und verleiht ihr damit neuen Antrieb weiterzumachen. Gewissermaßen wird sie ihr zum Wegweiser für die Navigation in der Phase temporärer Orientierungslosigkeit infolge der Erkrankung. Vielleicht deshalb richtet sich ihr zielgerichteter Blick durch die Kamera entlang der Ränder des Weges, um dort nach Dingen zu suchen, die das Vorankommen leichter fallen lassen. Jedenfalls wird die spontane Entdeckung am Wegrand auf einem ungewissen Prozess zur Rückerlangung vollständiger Gesundheit mit vielen Biegungen zur positiven Überraschung. Diese pragmatische Einstellung gegenüber der Verwirrung vollführen auch ihre Hände vor und hinter der Kamera. Lieber hält sie eine Blume im Handschuh, als sie nicht zu halten. Und lieber fotografiert sie das Schöne in einem ärgerlichen Moment, als diese kleine, aber erfreuliche Erinnerung zu vergessen, so könnte der Interpretationsweg lauten.

Die simple Strategie, mit der Anoush ihren Blick auf etwas Erfreuliches richtet, erlaubt ihr ungeachtet anhaltender Herausforderungen im Alltag für sich die heiteren wie absurden Seiten aus der Zeit ihrer Vergesslichkeit mitzunehmen, lässt sich daraus ableiten. Sie folgt dem Prinzip, die eigenen emotionalen Ressourcen aufzuladen, anstatt sich zusätzlich von den Barrieren auf ihren Wegen, gegen die sie nicht viel ausrichten kann, überwältigen zu lassen. Analog zu dieser mentalen Ausrichtung sucht sie auch durch den Sucher der Kamera Anhaltspunkte in ihrer unmittelbaren Umwelt.

Text | Die soziale Facette eines Perspektivenwechsels

Ansätze für einen strategischen Perspektivenwechsel lassen sich ebenfalls aus mehreren Textsequenzen herauslesen. Bereits während ihres Krankenhausaufenthalts ist Anoush bemüht, das Ziel der Genesung und damit die Hoffnung im Blick zu behalten. Ihr Hoffen ist stark von Gefühlsmanagement abhängig. Dazu ein kurzer Einblick in die Vorgeschichte: Anoush infizierte sich zu einem Zeitpunkt an dem Coronavirus, als noch zu wenig Wissen über Behandlung und Krankheitsverläufe kursierte. Sie erkrankte heftig, über Wochen wurde ihr Zustand von Hausärzten verkannt und die Möglichkeit einer Covid-19-Infektion von verschiedenen Ärzten als unglaublich eingestuft. Ihr Gesundheitszustand verschlechterte sich zunehmend, während sie wiederholt fehldiagnostiziert wurde. Erst als sie schon mehrere Tage nichts mehr zu sich nehmen konnte, berichtet sie, wurde sie nach etlichen Versuchen von einem Krankenhaus aufgenommen und Covid-Tests unterzogen.

„A: sie haben gesagt: ‚Okay, ausnahmsweise, wir werden dich nehmen und wir werden dann hald schauen, ob wir da dich helfen können.‘ Und sie waren, sie ham’s dann Blut ehm, abgenommen, dann haben sie’s dann nochmal geschaut und sie haben’s gesagt: ‚Okay, aber es dauert 24 Stunden, bis wir die Antwort kriegen und so‘ und äh ja, sie haben gesagt: ‚Bis dahin, weil da wir kein Platz haben, dann schicken wir dich dann in eine andere Krankenhaus. Das war auch in eine andere Spital... auch in der Nähe... Ich weiß es nicht, wie das dann geheißen hat. [I: Mhm] Dann war ich wieder dort und da hat das dann alles so schrecklich ausgeschaut. Weil sie haben’s dann auch irgendwie Angst gehabt und sie haben’s dann alle, die Ärztinnen und so haben so ein Klamott gehabt, dass man dann nicht, gar nichts

sehen konnte, gar nichts. [I: Mhm] Und ja, ich war dort und diese, ich war dann drei Tage dort und nach einen Tag ist dann Herr Doktor zu mir gekommen (...)“ (Anoush: Z:37-47)

Die Angst um das eigene Leben bleibt für Anoush die prägnanteste Assoziation mit ihrer Covid-19-Diagnose, als sie sich detailliert an die ersten Tage im Spital zurückerinnert. Aus Stunden auf der Intensivstation ohne Kontakt zu Angehörigen wurden Wochen in – bis auf die Krankenpfleger*innen – völliger Isolation. Die schwere Erkrankung, gekoppelt an die extreme Situation sozialer Isolierung, kommt dabei für die Mitte-20-Jährige einem Überlebenskampf nahe. Der Schrecken um die verstörende Erfahrung ist auch noch gute zwei Jahre später in ihrer Stimme hörbar. Noch mehr Aufmerksamkeit als ihrem kritischen physischen Zustand zu dem Zeitpunkt schenkt Anoush ihrer psychischen Verfassung. Denn Covid-19 ist nicht wie „normale Krankheiten“ (Anoush: Z:135), betont sie. Schließlich erlaubte es die Virusinfektion nicht, von persönlichen Bezugspersonen gepflegt zu werden. Nach einigen Wochen allein im Krankenzimmer begann sie, ihre Hoffnung, gesund zu werden, fallen zu lassen, schildert sie. Als sie daran war, sich in Gedanken von der Aussicht zu verabschieden, ihre Gesundheit wieder vollständig zurückzuerlangen, erreichte sie unerwartet der Brief eines Arbeitskollegen und machte ihr neuen Mut.

„A: Weil, wie ich dann gesagt habe, [I: Mhm] es ist da, weil nach ein paar Wochen bist du hoffnunglos und da denkst du, okay, ja ., irgendwie gibst du's dann auf [Ja], dann denkst du, okay, dann werde ich wahrscheinlich nicht mehr gesund sein und es wird dann nicht wieder alles wie vorher sein. [I: Ja] Und als ich das gelesen habe, dann habe ich wieder das Gefühl gehabt, okay, ich werd's nochmal kämpfen >lacht sehr< und es geht weiter [I: mhm. Mhm] Und ich wollte es dann wieder schaffen.“ (Anoush, Z:171-177)

Die Perspektive der Möglichkeit zur Genesung im Blick zu behalten, bedeutete für Anoush, ihr Ziel über das Ende der Krankheit hinaus zu visieren. Doch auf Dauer gelang das nur mit Bestärkung. Sie brauchte Menschen, die ihr aufs Neue Hoffnung geben, denn allein ließ sich die Willenskraft, die das Hoffen erfordert, in ihrem Zustand nicht lang erhalten. Wieder zu hoffen, bedeutete in diesen Momenten, sich zu sagen, „es geht weiter“ (Anoush, Z:175). Anoush schildert dabei einen mentalen Überzeugungskampf, daran festzuhalten, gesund werden zu wollen. Ein psychischer Anhaltspunkt, der für sie während einer nur langsam voranschreitenden körperlichen Genesung ausschlaggebend wird.

Im Krankenzimmer waren greifbare und lesbare Botschaften, die sie erreichten, mehr als nur gewöhnliche Grußkarten oder Alltagsgegenstände. Sie wurden zu Kommunikationskanälen, über die Anoush ihre Beziehung zur Außenwelt aus der Isolation heraus aufrechterhalten konnte. Sie beschreibt, wie Hoffnung und Resignation im Krankenzimmer einander regelmäßig gegenüberstanden, und Zweiteres im geschwächten Zustand zeitweise einfacher erschien. Über jenes gedankliche Kräfteressen steckt sie ihren Genesungsprozess ab. Einerseits waren da die Gedanken, um die Wiedererlangung ihrer Gesundheit zu bangen und andererseits die Willenskraft, um den beschwerlichen Weg hin zur Genesung zu gehen. Es sind dabei jene Menschen, die an ihrer Lage Anteil nahmen, die sie rückblickend mit

Bedeutung für den emotionalen Kraftakt gewichtet, den sie immer wieder vollführte. Dieses innerliche Tauziehen hat sie letztlich nur über die Fenster der Kommunikation in Form von Briefen oder Bildern mit der Außenwelt bewältigt.

„A: Genau. >Sirenen im Hintergrund< Diese Zeichnung war dann wie das Fenster für mich, meine Welt sozusagen. >mit einem lachen< [I: Ja] Deswegen mag ich dann auch dieses Foto.“ (Anoush, Z:157-159)

Auch Sana befand sich bei Ausbruch der Pandemie in einer kritischen Lage und war nahe dem Aufgeben. Mit einem Stipendium für einen Masterstudiengang nach London gekommen, hatte sie nach ihrem Hochschulabschluss die folgenschwere Entscheidung getroffen, um Asyl anzusuchen. Dies sei ihr alles andere als leichtgefallen, erzählt sie. Der Preis für den Schutz ihrer Person in Großbritannien war kein geringerer als die permanente Trennung von ihrer Familie. Genau zu diesem Zeitpunkt hatte die Covid-19-Pandemie Europa erreicht und der erste Lockdown wurde über London verhängt. Angesichts der persönlich wie global bedrohlichen Lage verlor sie ihr Gefühl von Sicherheit und Kontrolle. Somit saß sie mit Ungewissheit über den Ausgang ihres Verfahrens allein in einer fremden Stadt fest. Es waren Studienkolleg*innen, die selbst keine Fluchterfahrung hatten, die begannen, sie zu ermutigen, ihr neue Handlungsperspektiven zu eröffnen und damit ihre höchst limitierte Ausgangslage neu zu definieren, schildert sie. Diese Freund*innen wurden für Sana „another eye“ (Sana, Z:182), die ihr halfen, Überlebensstrategien zu entwickeln, während sie allein von den sich überschlagenden Geschehnissen überwältigt war und empfand, in einer apokalyptischen Situation festzustecken.

„S: Like they also helped me discover potential and ahm know that even though it feels that I'm very stuck and ... in a way I can't really move >with an attempt to laugh< [I: Yeah] because I couldn't work, I couldn't do anything and stuff [I: Yes] (...) so for example this friend has told me about the babysitting kind of thing [I: Mmm] you know. (...) they helped me not only in the way that they showed me that I can, they helped me to do st-stuff and [I: Ya] helped me to not feel very stuck in the situation. And .. being able to... (...) and discover new ways of like surviving > laughs< (...) because yeah, with the potential that they showed me, I knew that there is hope somewhere in the horizon.“ (Sana, Z:171-190)

Durch die zuversichtliche Brille einer internationalen Freundin, welche sich unerwartet in ihrer verzweiferten Lage einschaltete, leuchteten sich Sanas Sorgen. Über konstruktive Vorschläge von außen bot sich ihr ein Ausblick auf eine Reihe von Handlungsoptionen – sowie Babysitten oder Angebote karitativer Projekte. Was Sana an einer Stelle als Hoffnungsschimmer beschreibt, lässt sich als Prozess auf kurz oder lang neue Perspektiven vor sich erkennen zu können, nachvollziehen. Eine Entwicklung, die ungeachtet der Krisenszenarien stattfand, welche ihre Handlungsmacht weit überstiegen. Auf dieser Basis begann sie, ihre Situation trotz aller zusätzlichen Einschränkungen wieder selbst in die Hand zu nehmen. Die Unterstützung, die sie von diesen Bezugspersonen erhielt, stärkten das Bewusstsein, nicht allein zu sein und mehr Möglichkeiten zu haben als gedacht.

Die Erzählungen von Sana und Anoush weisen Ähnlichkeiten in ihren subjektiven Verläufen auf, wobei für beide der Rückgriff auf Hoffnung zum Antrieb wird, um eine Situation, die als akut und schwer erträglich wahrgenommen wird, zu bewältigen. In beiden Fällen spielt dabei die soziale Umgebung im Wiedererlangen von einem hoffnungsvollen Blick eine tragende Rolle, der neuen Weitblick verschafft. Für einen pragmatischen Umgang mit extremen Formen von Isolation und Ungewissheit sind Ermutigung von außen, handlungspraktische Strategien, aber auch das Management der emotionalen Ressourcen gefordert.

Konstruktion Kategorie 10: *Pragmatisches Hoffen*

Pragmatisches Hoffen bezeichnet einen bewussten Versuch emotionaler Bewältigung, der damit beginnt, sich eine neue Perspektive zu eröffnen, und damit die gedankliche Möglichkeit der Verbesserung einer misslichen Lage zuzulassen. Dabei geht es bei Anoush wie Sana darum, den Entschluss zu fassen, weiterzumachen, auch wenn der effektive Ausgang eines Prozesses noch ungewiss ist – sei es der körperliche Genesungsprozess einer Covid-19-Erkrankung oder ein Asylverfahren. Zentral ist die wiederholte Erinnerung, dass eine Phase, die in beiden Fällen als existenziell bedrohlich wahrgenommen wird, langfristig überwunden werden kann. Dazu bedarf es der Neubewertung des eigenen Zustands, der nicht als normal eingestuft, sondern viel mehr als unberechenbar und limitierend erlebt wird – jedoch ohne dass die Dauer des Schwebezustands oder der benötigte Kraftaufwand, den es für die Bewältigung braucht, bekannt sind. In einer Lage, in der auf das Erreichen des persönlichen Ziels unmittelbar wenig Einfluss genommen werden kann, deren negativer Ausgang folgeschwer oder gar lebensbedrohlich wäre, macht das Einnehmen einer hoffnungsvollen Perspektive wieder handlungsfähig (Hajdukowski-Ahmed, 2009:37). Die wie auch immer geartete Hoffnung im Blick zu behalten, verhilft psychisch mitunter Angst zu verringern und Resignation zu widerstehen, beschreiben beide Frauen in unterschiedlichen Zusammenhängen (Ismail, 2021:28).

Eine hoffnungsvolle Perspektive einzunehmen, gestaltet sich dabei nicht als linearer Prozess, sondern folgt variablen, sich wiederholenden Mustern, die zwei Dinge gemein haben: Zum einen findet Austausch mit Menschen statt, die sich der Lage konstruktiv annehmen, aber nicht im selben Ausmaß betroffen sind. Wie Sana beschreibt, ist es der Blick auf die eigene Situation durch *andere Augen*, die neuen Grund und Anhaltspunkte geben, nächste Schritte zu setzen, oder wie Anoush erklärt, etwas wieder schaffen zu wollen. Zum anderen wird die Bedeutung von Referenzpunkten im Alltag erhöht, die unabhängig der übergeordneten Problemlage als erfreulich erlebt werden. Selbst banale, doch positiv konnotierte Erfahrungen festigen den Standpunkt, sich als Teil einer intakten sozialen Welt zu begreifen, und damit ein Stück weit gefühlte Kontrolle über die eigene Situation zurückzuerlangen. Beides hilft dabei, das Gefühl aufrechtzuerhalten, nicht alleingelassen und anderen Menschen wichtig zu sein sowie zu beobachten, dass ungeachtet des eigenen Zustands erfreuliche Entwicklungen ihren gewohnten Lauf fortsetzen. Dieser sozialpsychologische Prozess auf subjektiver Ebene kann in Hajdukowski-Ahmed's Konzept des *selving* oder vielmehr *re-selving* eingefasst werden (2009:37). Die Kategorie

pragmatisches Hoffen umfasst in diesem Sinne Begegnungen und Erfahrungen, die subjektiv als Ressourcen eingesetzt werden können, um das „*psychological survival*“ (Federici, 2019:184) in einer andauernden Krisensituation zu gewährleisten. Der Weg zum Ziel entwickelt sich im laufenden Austausch mit der sozialen Umwelt und stellt ein langfristiges Unterfangen dar, das in beiden Fällen trotz relativer Isolation vorangetrieben wird. Abhängig von den individuellen Umständen spielen dabei alltägliche Formen der Kommunikation eine Rolle, wie Sana, die sich telefonisch mit Studienkolleg*innen austauscht, genauso wie die eigene Umgebung, wo Anoush während ihrer Genesung den Frühlingsbeginn mitverfolgt.

Pragmatisch ist die subtile Handlung des Hoffens deshalb, weil versucht wird, in einer unberechenbaren Krise auf die Chance eines *bestmöglichen* Ausgangs zu setzen und damit eine „*kritische Alternative*“ (Klimke *et al.*, 2020:843) für die Entwicklung der Lage zum potenziellen Nachteil bereit zu halten. Indem der Fokus bewusst auf die eigenen Möglichkeiten und Ziele geschwenkt wird, geht potenziell passives Ertragen in aktives Bewältigen über. Ohne den Ernst der Lage oder die fortbestehenden Hürden außer Acht zu lassen, wird dabei die Willenskraft trainiert, um sich *zuzutrauen*, seinen angestrebten Weg weiterverfolgen zu können. Gehofft werden muss deshalb, weil es keine Sicherheiten, Garantien oder Kalkulationen über den Ausgang der heiklen Situationen gibt, eine Haltung, die Klimke *et al.* auch mit *Vertrauen* übersetzen (2020:843). Hoffen gestaltet sich als eine individuelle Anstrengung mit Unterstützung der wohlbehaltenen Umgebung, die das Navigieren in Momenten relativer Machtlosigkeit und Unberechenbarkeit gegenüber körperlichen, psychischen wie sozialen Entwicklungen gewährleistet. Pragmatisch zu hoffen meint hier, sich von dem Sog der Sorgen und Ängste um physische Erkrankungen, einer Pandemie oder der Abhängigkeit von politischen Entscheidungen nicht überwältigen zu lassen, sondern temporär eine „*mentale Brücke*“ (Ismail, 2021:22) hin zu angestrebten Zielen zu errichten.

4.3.3 Der natürliche Typus

UNTERSTÜTZUNG BIETEN SPIRITUELLE/NATÜRLICHE ANHALTSPUNKTE

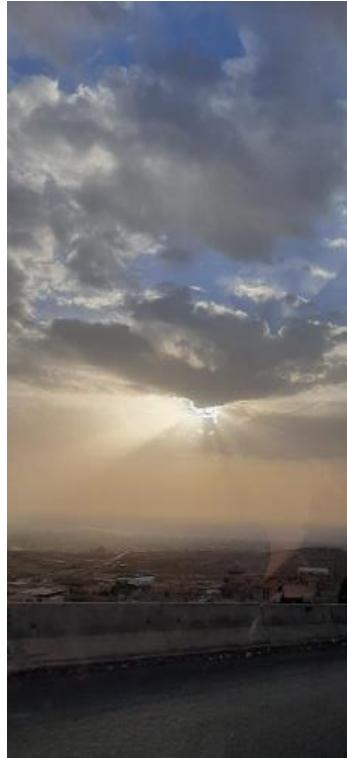


Abbildung 11: Prototyp 7, Manal

Sonnenstrahlen durchbrechen die Wolken und tauchen den Himmel über einer weiten Landschaft in warmes Licht. Im Schatten einer Anhöhe auf einer asphaltierten Straße eröffnet sich der Blick auf eine Siedlung, dahinter erstreckt sich Land bis zum Horizont, dass in bergige Silhouetten übergeht. Die Nuancen aus Wolkenbergen, Licht und besiedelter Landschaft schichten sich quasi natürlich übereinander. Die weiche Lichtquelle der überbelichteten Sonnenstrahlen werfen Farbschattierungen in die Luft und verleihen dem Moment die optische Illusion, dass Himmel und Erde ineinander verschmelzen. Die Fotografin räumt der Sonne eine zentrale Stellung ein, deren Wärme und Licht eine sonst dunkle Welt überflutet. Die Schichten aus Lichtreflexionen zwischen Himmel und Erde verleihen dem Geschehen vor der Kamera etwas Andächtiges, fast Spirituelles. Ein Naturschauspiel, das sich von unterwegs von dem unbestimmten Standpunkt aus als zeitloses und fotogenes Ereignis festhalten lässt. Die Sonne in ihrem Element präsentiert sich als alles verbindende und einzigartige Kraftquelle. Die fotografische Inszenierung vermittelt Weitblick und Zuversicht. Das Bild trägt den Titel „*Hoffnung*“ und den Untertitel „*Gott immer mit uns*“.

Synthese Kategorie 11: *Die Natur als übergeordnetes Narrativ*

Bild | Natur als verbindendes Element

Der längliche Bildausschnitt, auf dem Himmel, Sonne und Erde in mehrstufigen Übergängen zusammenfließen, folgt einer Bewegung aus Licht und Schatten, die sich am Firmament abspielt. Das Foto verewigt den Augenblick, an dem ein Lichtstrahl über einer von grauen Wolken überschatteten Landschaft bricht. Die Kamerahandelnde richtet den Bildrahmen dazu in die Ferne. Sie zieht mit der Fotografie eine vertikale Verbindung zwischen Himmel und Erde, die sich von der Höhe der Wolkenberge bis in die Tiefe des Horizonts erstreckt. Die Welt schrumpft auf dem Schnappschuss in ihrer Relation zum Himmelsgewölbe, der sie zu umschließen scheint. Dabei interessiert sich die Fotografin nicht für die Details ihrer unmittelbaren Umgebung, sondern für das entfernte Spektakel zwischen Sonne und Horizont. Der Moment, in dem die Sonnenstrahlen den Planeten zu berühren scheinen, eröffnet vor ihr wortwörtlich einen Lichtblick.

Sich der Sonne und dem Horizont zuzuwenden, erlaubt es, aus der eigenen Geschichte herauszuzoomen und das Leben in ein größeres Ganzes einzubetten. Die eigene kleine Verantwortung wird im Vertrauen auf etwas Größeres und Übergeordnetes ein Stück weit abgegeben, lässt sich interpretieren. Mit Fokus auf die Himmelskörper und die Lichtstrahlen, die den Erdboden fast zu berühren scheinen, schrumpft die Landschaft und das, was sich dort abspielt, in seiner Bedeutung. Die Kamera gen Himmel zu wenden, an einem Moment, an dem die Sonne zur Erde durchdringt, lässt sich als eine Geste höherer Gewalt lesen, die den eigenen Blick erwidert.

Im Vertrauen in eine Logik, die nicht rational begreifbar sein muss, kann jenes Schauspiel als etwas Magisches oder Zaubenhaftes eingeordnet werden. Das Sonnenlicht wird hier zum sakralen Symbol gemacht, das sich als Sinnbild für Hoffnung und als Anker für Glauben auslegen lässt, unterstreicht der Bilduntertitel. Denn vor allem dann, wenn das Geschehen auf der Welt außer Kontrolle geraten zu sein scheint, schenkt die Besinnung auf überlegene Kräfte – sei es das Naturgeschehen oder eine göttliche Fügung – Halt. Nicht zuletzt, weil Phänomene, die unbeeindruckt und losgelöst von Ort und Zeit existieren und wiederholt zu beobachten sind, Beständigkeit und Kontinuität illustrieren.

„M: Obwohl es gibt viele schlechte Sache, aber das ist normal, wie die Sonne. Also sie hat normale Regeln, weißt du? Das ist normale Natur, sie kommt herunter und danach zweite Tag und wieder herauf. Wie diese Leben. Wir schlafen, gehen schlafen, haben Probleme, haben alles, aber alles schon vorbei. Wir können alles vorbei machen. Wie die Sonne.“ (Manal, Z:55-59).

Die Zyklen der Sonne lassen sich gleichsam auf Herausforderungen und Krisen übertragen, die sich auf der Erde abspielen, und verleihen lebensweltlichen Tiefpunkten einen natürlichen Rhythmus, deutet Manal an. Den Kreislauf des Himmelskörpers bezieht Manal auch auf ihr Leben wie den Verlauf des Lebens im Allgemeinen. Weltliche Probleme und deren Überwindung als Prozesse als natürlich zu

begreifen, bedeutet gewissermaßen eine Normalisierung von Lebensbedingungen, guten und schlechten Entwicklungen, die weder selbst gewählt noch wählbar sind. Der Wechsel von Tag und Nacht, das Kommen und Gehen von Zuständen vermittelt für Manal eine Form von Geborgenheit und Verlässlichkeit, scheint es. Es ist eine Möglichkeit für sie, sich angenehm klein in der Welt und zugleich als Teil eines größeren Ganzen zu fühlen, könnte daraus abgeleitet werden.

Soziale Verhältnisse in ihrem gegenwärtigen Zustand wie in ihrem Bedeutungsgehalt schrumpfen zu lassen, verhilft dabei, sich subjektiv Distanz zu schaffen. Visuell gelingt das über das Schwenken des Blicks darauf, was über und vor einem liegt, deutet auch der Sucher der Kamera an. Von der Anhöhe aus kann Manal eine solche Perspektive einnehmen. Sie hat den Weitblick, den es braucht, um in schwierigen Momenten das *Normale* und damit eine Logik im größeren Ganzen wiederzuerkennen. Das erste Indiz hierfür ist die Sonne, wenn sie sich an trüben Tagen ihren Weg bahnt. Dieses Spektakel lässt sich als Sinnbild für Hoffnung auf persönliche Problemlösungen erkennen. Mit dieser Aussicht nehmen die eigenen Probleme gegenüber den Kräften des Universums eine belanglose, erträgliche Form an. Die Sonne, die selbst fern ist, aber zugleich sinnlich wahrgenommen werden kann, lässt sich auf einen metaphysischen Rahmen umlegen, welcher ebenfalls das soziale Geschehen umschließt. Ein abstrakter Sinnzusammenhang, der für menschliche Begriffe durchaus unergründlich bleiben kann.

Manal verknüpft Hoffnung darüber hinaus mit dem Glauben an Gott. Der Bezug auf eine übergeordnete Lehre könnte der Vorstellung, dass das eigene Leben und menschliche Erfahrungen von etwas Größerem bestimmt und zusammengehalten werden, Rückhalt vermitteln. Ein Anhaltspunkt, der ähnlich wie das Licht der Sonne, das verlässlich immer wiederkommt und von überall am Himmel zu sehen ist, die Welt nicht im Stich lässt. Das Sonnenlicht erinnert Manal daran, sich der Vergänglichkeit des Lebens bewusst zu werden, und symbolisiert ihre Hoffnung wie ihren Glauben. Jener Ansatz kann in diesem Fall als Versuch der spirituellen Bewältigung gelesen werden. Ihre Auslegung und Darstellung von Natur als verbindendes Element zwischen einem größeren Sinnzusammenhang und dem sozialen Leben zieht sich durch Manals Geschichte in Bildern und Narrativen. Die Strategie bestehe darin, sich in turbulenten Zeiten auf einen allgegenwärtigen Punkt in sicherer Ferne über Naturereignisse oder religiösen Glauben zu fokussieren.

Text | Das Verhältnis zwischen Mensch & Natur

Die Natur als Metapher wendet Manal nicht nur an, um den Lauf des Lebens im Allgemeinen zu beschreiben, sondern auch im direkten Bezug zu eigenen Erfahrungen. Ihre Sichtweise ermöglicht es ihr, sich über ihren Problemen zu positionieren und sie, wie alle anderen Dinge, als endlich, *normal* und vergänglich anzusehen. Indem sie Metaphern einsetzt, wird das Durchleben von schweren Zeiten in einen Rahmen der Natürlichkeit von Gewöhnlichkeit versetzt, lässt sich rekonstruieren.

Nachdem sie beispielsweise die Erzählung ihres Asylverfahrens einleitet, „*es ist schlimm, wenn man so wartet*“ (Manal, Z:173), gelingt es ihr dem psychisch belastenden Lebensabschnitt positive Seiten

abzugewinnen. Indem sie im Detail darauf eingeht, wie sie begonnen hat, sich ein Leben in Wien aufzubauen, legt sie den Fokus auf die „*schöne Sachen*“ (Manal, Z:177) in ihrem neuen Alltag, die der unfreiwilligen Trennung von der Familie als *schwieriger* Aspekt in eine Relation setzt, die normalisiert. Mit Blick auf eine Naturaufnahme vor sich entwickelt sie ein Narrativ über die Zeit ihres Asylprozesses, dass sich Gleichnissen aus der Natur bedient:

„**M:** *Deshalb habe ich schwierige Zeit, habe ich schwierige Situation und so und dann kommt schöne Sachen oder etwas. Gibt es im Leben keine schlimmste Sache, natürlich kommt schöne Sache. Wie diese Blume.*“ (Manal, Z:177-179)

Sowie Manal ihre Situation retrospektiv schildert, versucht sie zwischen *schönen* und *schlimmen* Sachen ein Gleichgewicht herzustellen. Ihre Devise lautet: Jede negative Erfahrung wird ungeachtet noch so großer Herausforderungen früher oder später von einer positiven Entwicklung ausgeglichen. Eine solche Auffassung erlaubt es ihr schwer erträgliche Umstände leichter hinzunehmen, lässt sich deuten. Gegensätze wie gut und schlecht werden kurzweg als komplementär begriffen, die naturgemäß einem ständigen Wechselspiel folgen. In Analogie dazu verbindet Manal auch Blumen, die auch auf trockenem Boden wachsen, mit Resilienz.

„**M:** *Weil in meinem Leben, meine Tochter ist die Blume. Wenn ich das habe, Stress und so und danach sehe ich meine Tochter, Gott sei Dank, sie ist gesund ist. Brauche ich nicht mehr. Ja so.*“ (Manal, Z:182-184)

Sich auf das Wesentliche im Leben zu besinnen, wie körperliche Gesundheit, lässt sich genauso wie der Blick auf das Gute und Schöne als narratives Ordnungsprinzip verstehen. Jene Denkweise macht es wohl für Manal leichter, mit momentanen wie permanenten Herausforderungen umzugehen. Zumindest hält Manal den Bogen von Fotos mit Naturmotiven hin zur Rolle von natürlichen Prozessen in der Deutung des eigenen Lebens über das Fotointerview hinweg gespannt.

Ähnlich reflektiert Anoush, dass sie persönlichen Problemen anders begegnet, seit sie ihre Covid-Infektion überstanden hat. Sie besinnt sich nun verstärkt darauf, sich dankbar zu zeigen, noch einmal eine *Chance* bekommen zu haben, berichtet sie.

„**A:** *Dann denke ich mir: ‚Du hast das überlebt (...) >lachend< >du bist ganz stark, du musst dann dankbar sein, dass du’s dann nochmal diese Chance gehabt hast‘. Weil viele sind dann damals, obwohl sie dann auch junge waren, gestorben. Und ich so, du hast diese Chance, du hast das bekommen und du musst das Weitermachen.*“ (Anoush, Z:423-425)

Doch Anoush stellt in ihren Erzählungen Bezüge zur Natur und dem Klima in andere Richtungen her. Sie setzt das Wetter als sozio-kulturellen Orientierungspunkt ein, weniger erklärend und metaphorisch als Manal in übergeordneten Zusammenhängen, sondern eher richtungsweisend und strukturierend für ihren Alltag. Für sie hat das Klima, die Natur und wechselnde Jahreszeiten unmittelbar auf

lebensweltlicher Ebene Bedeutung. Die Sonne ist allen voran ausschlaggebend für ihre Stimmung, wie sie lachend ergänzt. Der Höhepunkt des Jahres ist für sie in jedem Fall die Wiederkehr des Frühlings, das persische Neujahr, das nicht zuletzt mehr Sonnenstunden und neue Blumen mit sich bringt.

„**A:** Eben. Und als ich dann zurückkam [**I:** Ja] weil ich war dann dort, als dann unsere neues Jahr war, weil unsere neues Jahr beginnt dann immer im Frühling. [**I:** Mhm] Ich war dann noch im Krankenhaus und ich liebe Frühling! Und ich hab's dann nur vom Fenster gesehen [**I:** Ja], dass dann hald... die Blumen und [**I:** Ja] es ist, als ob du dann in einen Gefängnis >lachend< >bist<!. Das war wirklich so für mich! Ich durfte nicht rauskommen! Und auch nicht die andere sehen.“ (Anoush, Z:266-268)

Gegenwärtig zeichnet sich ab, dass die natürlichen Jahreszeiten angesichts der Klimaerwärmung nicht mehr verlässlich sind und auch der Frühling nicht wie erwartet eintritt. Anoush denkt an das Frühjahr 2020 zurück, als sie vom Krankenhausfenster aus auf die ersten Frühlingsanzeichen gewartet hat und statt der Sonne plötzlich ein Schneesturm aufgezogen ist – ein Wetterumbruch, der neuen Deutungsspielraum mit sich brachte.

„**A:** (...) dann hab ich gesagt, okay, es ist für mich lustig, weil ich das für erste Mal in meinem ganzen Leben sehe und das ist gleichzeitig auch angstlich, weil dann, wenn denkt, kann sein, dass dann was Schlimmes passiert, weil das dann alles so durcheinander ist.“ (Anoush, Z:266-268)

Die Angst vor unberechenbaren Naturgewalten und das Vertrauen in ihre wiederkehrenden Rhythmen werden hier in soziokulturelle Deutungsmuster einbezogen, die für unheilvolle Veränderungen stehen. Anoush beschreibt, wie sie hin- und hergerissen war, zwischen Faszination und Irritation über den Schneesturm. Denn gerät das Klima außer Kontrolle, rückt gefühlt der Planet etwas *Schlimmem* nahe.

Auch Sana, die sich wissenschaftlich mit Gesundheit beschäftigt, schildert, wie sie nach Ausbruch der Pandemie die Welt nahe eines Zusammenbruchs verortete. Zum damaligen Zeitpunkt schien „*like there is something wrong and no one can fix*“ (Sana, Z:309) die trefflichste Beschreibung. Sie betrachtete dabei die Natur viel mehr gesellschaftlich entlang epistemologischer Entwicklungskurven, die die medizinische Versorgung vielerorts an ihre Grenzen brachte.

Aus den Textsequenzen geht hervor, dass Narrative mit Naturbezug dann eingesetzt werden, wenn sich soziale Ordnungen durch globale, gesellschaftliche oder persönliche Entwicklungen von einem bekannten und sogenannten *Normalzustand* entfernen. Gemein haben Bilder und Narrative, die Manal und Anoush wählen, dass die kontrastierende Symbolsprache zwischen Hoffnung und Angst über Licht und Dunkelheit oder Frühling und Winter im übertragenen Sinn Ausdruck finden. Entlang dieser Metaphern wird ein sonniger Moment zum Hoffnungsschimmer, der eine Situation individuell erträglicher scheinen lässt, und umgekehrt kann ein Unwetter für eine größere Bedrohung stehen. Die narrative Strategie wird vielfältig auf direkte oder indirekte Betroffenheit durch die Corona-Pandemie, den eigenen Gesundheitszustand sowie den Kontext von unfreiwilliger Migration ausgelegt. An ihre

Grenzen stößt diese Denkweise jedoch angesichts komplexer Entwicklungen wie der Covid-19-Pandemie selbst, wodurch sich aber nicht der Bedarf an subjektiver Bewältigung deckt.

Konstruktion Kategorie 11: Die Natur als übergeordnetes Narrativ

Die Kategorie, *die Natur als übergeordnetes Narrativ*, wächst aus den Ambivalenzen der Beziehung zwischen Mensch und Natur in verschiedenen sozio-kulturellen Auslegungen. Die symbolische Konstruktion von Natur lässt sich in diesem Sinne als Bedürfnis nach der Illusion von Kontinuität und einem beständigen Rhythmus interpretieren. Die Kategorie umfasst dabei sowohl narrative Strategien, die Ausschnitte sozialer Wirklichkeit zu naturalisieren versuchen, wie Manal andeutet, als auch die Kultivierung von natürlichen Phänomenen über Symbolsprache, wie in Anoushs Fall. Zwischen Widerstandsfähigkeit und Machtlosigkeit werden von beiden in unterschiedlichen Kontexten sowohl metaphysische wie metaphorische Verknüpfungen hergestellt, um Naturgegebenheit und gesellschaftliche Bezüge miteinander in ein günstiges Verhältnis zu setzen. Sozio-kulturelle Deutungen von der Beziehung zwischen Mensch und Natur lassen sich dabei nach Belieben formen, durchaus entlang von religiösen Denkmustern wie bei Manal, oder entlang von traditionell geprägten Vorstellungen, wie aus Anoushs Erzählung hervorgeht. Die *Natur als übergeordnetes Narrativ* festigt dabei in beiden Fällen das subjektive Verhältnis zu Vertrauen und Ungewissheit über natürliche Regeln und Abläufe, dass auch die Dimension Hoffnung beinhaltet. Hoffnungsträger werden dabei entweder über die Besinnung auf *die Natur des Menschen* oder *die Natur im Leben des Menschen* konstruiert. In beiden Fällen werden Dispositionen des Natürlichen dabei zum Sinnbild einer Logik aus Gegensätzen. Hoffnung kann beispielsweise über die Sonne und Angst als Dunkelheit visualisiert und kommuniziert werden. In einer klaren Bild- und Symbolsprache finden Metaphern Ausdruck, die je nach Auslegung erklärend wie strukturierend, beruhigend oder auch beängstigend aufgefasst werden können. An dieser Stelle kommt Ismail's Erläuterung, dass sowohl der Kontext, die Selbstverortung, Sozialisation genauso wie Kultur das subjektive Verständnis von Hoffnung zeichnen, zu tragen (Ismail, 2021:28).

Zugespielt ausgedrückt, gestaltet sich Bewältigung hierbei als „*Wirklichkeitsbewältigung*“ (Dux, 2018:329) folgendermaßen aus: Ohne sich dabei mit der rationalen und unmittelbaren Lösung von Problemen, Sorgen oder Gefahren konfrontieren zu müssen, wird der eigene potenzielle Einfluss abgegeben und das Vertrauen in eine Veränderung zum *Guten* auf ein übergeordnetes Prinzip übertragen. Auf dieser Basis operieren narrative Strategien über alltägliche Zusammenhänge hinaus, die für die Bewältigung einer schwer erträglichen Lage Hoffnung symbolisch aus Naturerscheinungen schöpfen. Das gelingt beispielsweise, indem sich Erzählungen nicht in den Details der eigenen Geschichte verfangen, sondern Gefühle und Erfahrungen in eine Logik der Bildsprache übersetzt werden. Visuell können am Himmel Hoffnungsschimmer ausgemacht werden, um real erlebte Schattenseiten zu erhellen. Mitunter ergänzt eine solche Schilderung auch empfundene Schwere von Erlebnissen rückblickend um Leichtigkeit, wie aus Manals Erzählung hervorgeht. Es handelt sich in Summe um Bewältigungsversuche, die über narrative Distanzierung und bildhafte Abstraktion

stattfinden. Entsprechend kann ein solch übergeordnetes Narrativ, sich an Symbole der Hoffnung halten, ohne an den Ursachen für daran gebundene Verunsicherung zu streifen. Es wird dabei versucht, soziale, komplexe und problematische Ereignisse in klare und vertraute Formen zu übersetzen (Ismail, 2021:25f;28). Ein Ansatz, der auch von Hajdukowski-Ahmed in Bezug auf Bewältigung beschrieben wird (2009:49). Ohne dabei näher auf gesellschaftliche Missstände einzugehen, stehen hier vielmehr die emotionale wie normative Neuverortung in einem erlebten Referenzsystem im Vordergrund. Strategien, die unter anderem dann sinnvoll erscheinen, wenn maximale Ungewissheit auf minimalen Handlungsspielraum treffen.

Jene Denkmuster bedürfen Verortung in sicherer Höhe, sowie beispielsweise Spiritualität oder Glaube sie bieten, oder der natürlichen Sphäre, um dem zerstörerischen Potenzial gesellschaftlicher Probleme und ihrer lebensweltlichen Konsequenzen standzuhalten (Krause, 2022:33). Wie Hajdukowski-Ahmed argumentiert, bringen jene Narrative Ambivalenzen mit sich: Während sie dazu verhelfen, unerträgliche Zustände individuell erträglicher zu machen, laufen sie zugleich Gefahr, über das Naturalisieren und Normalisieren von Erfahrungen über die Wurzeln sozialer Problemlagen hinwegzusehen, die eigentlich kollektiven Handlungsbedarf und umfassende Veränderungen erfordern würden (2009:52). Hochkomplexe Phänomene wie Flucht oder der Pandemie bis hin zum Klimawandel bedürfen unmittelbare und subjektive Einordnung von Schmerz, Irritation und Zerstörung, die ebenfalls über die *Natur als übergeordnetes Narrativ* angebahnt werden. Zugleich drängen sie intersubjektive Fragen nach historisch wie politisch gewachsenen Ursachen und gesellschaftskritischen Perspektiven auf, die in jenen Narrativen mit allgemeingültiger Reichweite unberührt bleiben.

5. Diskussion

Unterstützung innerhalb situierter Lebenswelten wird subjektiv wesentlich vielseitiger ausgelegt als etablierte sozialwissenschaftliche Konzepte zu Solidarität und Bewältigung theoretisch aufzeigen (siehe u.a. Altreiter *et al.*, 2019; Bauder & Juffs, 2020). Oftmals stehen *Ich* und *Wir*-Formationen in einem vielschichtigen Verhältnis zueinander, wenn es um gegenseitigen Beistand, Selbsthilfe oder andere Formen von Krisenmanagement geht. Ebenfalls erweisen sich in der gelebten Praxis die Übergänge von kollektiven und individuellen Bewältigungsstrategien häufig als fließend, nicht selten gehen beide Erfahrungen Hand in Hand miteinander. Diese und mehr Erkenntnisse vermitteln jedenfalls die entwickelten Kategorien rund um Unterstützung auf Basis von fünf mit Frauen in London und Wien durchgeführten Fotobefragungen. Somit umfassen die umrissenen Bedeutungsdimensionen und „*less visible actions*“ (Della Porta, 2020:942), die entlang der Analysestruktur – *Mobilität, soziale Beziehungen, Hoffnung* – abgeleitet werden konnten, praktikable Ansätze zu Solidarisierung in Ausnahmeständen genauso wie persönliche Überlebensstrategien im Pandemiealltag. Deutlich wurde im Zuge der Fotobefragungen insbesondere: Wenn man nach Unterstützung fragt, wird auch der Kontext der Krisensituation oder Notlage relevant gemacht, der Handlungsbedarf erfordert (Lamla, 2014:814).

In der Frage nach dem *Wie* zeigt sich, wie facettenreich sich das Bedeutungsspektrum von Unterstützung gestaltet, das von Alltagsbewältigung bis hin zu Formen informellen Krisenmanagements reicht. Ein ungeahnter Tiefblick zeichnet sich insbesondere für subjektive Bezüge zu „*Solidaritätskonfigurationen*“ (Altreiter *et al.*, 2019:12) ab. Auszüge moralischer Leitsätze für solidarisches Handeln wurden von befragten Frauen ebenso relevant gemacht, wie deren aktive Selbstverortung in Kollektiven. Ihre Narrative eröffneten Einblicke in transnationale Lebenswelten, hielten sich an digitalen Selbstbildern fest, genauso wie sie ihre Suche nach einem sicheren Platz in der Ankunftsgesellschaft abbildeten. Nicht zuletzt wurden kontroverse Relationen zwischen gelebten Erfahrungen von Gemeinschaftsgefühlen und gesellschaftlichen Schieflagen über persönliche Idealvorstellungen nachvollziehbar (Stets & McCaffree, 2014:337). Weiters geht aus den empirischen Ergebnissen hervor, dass sich Bedeutungen von Unterstützung mehrfach sowohl auf die Herausforderungen durch die Pandemie beziehen als auch das Asylverfahren. In anderen Fällen lassen sich wiederum gebildete Kategorien zum Teil an beide oder unterschiedliche Kontexte rückkoppeln. Ableiten lässt sich daraus, dass Formen kollektiver wie individueller Bewältigung auf multiple Krisenszenarien angewandt werden können, die sich auf alltagsweltlicher Ebene abspielen. Demnach konstituieren sich die in der vorliegenden Arbeit skizzierten Bezüge zu Unterstützungsnetzwerken und solidarischen Praktiken vielfach eingelassen in Konzeptionen der eigenen Biografie, Identitäten und Zugehörigkeiten, weniger anlassspezifisch (Alinejad & Ponzanesi, 2020:622f; Hajdukowski-Ahmed, 2009:36f; Stets & McCaffree, 2014:336f; Mahmud, 2021:8ff).

Das Ausmaß des „*everyday bordering*“ (Yuval-Davis *et al.*, 2019:17) kommt besonders deutlich im Cluster *Mobilität* zum Ausdruck, das die meisten der Frauen durch ihre Lebensrealitäten begleitet und ihre Vorstellungen von Unterstützung an Vorstellungen von Recht, Gerechtigkeit und Gleichberechtigung koppeln. Gelebte Erfahrungen von Ausgrenzung, ein ausgeprägtes Streben nach Autonomie und der Wunsch, als vollständiges Mitglied der Ankunftsgesellschaft anerkannt zu werden, spiegeln sich in Unterstützungskonzeptionen im *institutionalisierten Typus* wider. Als unterstützend wahrgenommen wird hier primär der Zugang zu gesellschaftlicher Partizipation, finanzieller Unabhängigkeit und Perspektiven auf berufliche wie soziale Mobilität. Im *individualisierten Typus* geht es um den Umgang mit Ungewissheit, Unsicherheit und Ängsten struktureller Natur. Im Alleingang versuchen Frauen mit Hilfe von subtiler Techniken des „*border management[s]*“ (Giametta, 2017:22) Resilienz zu entwickeln sowie durch physische Mobilität in öffentlichen Räumen und Umwelten Erholung zu finden.

Die omnipräsente Rolle von persönlichen Netzwerken für informelle Unterstützung steht im Cluster *soziale Beziehungen* im Mittelpunkt. Bezeichnend verweist der *vernetzte Typus* darauf, dass Hilfeleistungen und Solidarisierung vielfach weit über den eigenen Standort reichen und virtuelle Unterstützungsnetzwerke nicht selten zum translokalen Alltag der befragten Frauen gehören. Es zeigt sich, dass Beziehungen und Rollenverhältnisse in Familien und familienartigen Zusammenschlüssen in Krisensituationen auf die Probe gestellt, herausgefordert und im Zuge dessen transformiert werden. Soziale Solidaritäten vor Ort werden im *vergemeinschafteten Typus* mit moralischen Vorstellungen, individuell wahrgenommenen Verantwortungen und Wunschbildern abgeglichen. In diesem Zusammenhang zeichnet sich die Bedeutung von geteilten Emotionen ab, die über positive Gemeinschaftsgefühle wie dem *guten* Gefühl, Unterstützung in der Zivilgesellschaft zu leisten, artikuliert werden.

Anders wird im Cluster *Hoffnung* versucht, emotionale Strategien zu entwickeln, die teils pragmatisch, teils idealistisch, doch meist lösungsorientiert auf die Bewältigung einer subjektiven Problemlage gerichtet sind. Der *bildliche Typus* zeigt auf, wie über Visualität sowohl gesellschaftliche Ideale als auch Selbstbilder zum Einsatz kommen, um reale Missstände in einem Zusammenspiel aus Erfahrungen und Fiktion aufzuwiegen. Strategien, um Hoffnung mithilfe eines sozialen Umfelds aufrechtzuerhalten, nehmen im *alltäglichen Typus* eine als essenziell eingestufte Funktion ein. Denn auch um Vertrauen zu fassen, dass es einen möglichen Ausweg aus einer schwer erträglichen Ausnahmesituation gibt, kurzum, um sich zu sagen, „*es geht weiter*“ (Anoush, Z:175), bedarf es emotionaler Unterstützung. Der *natürliche Typus* handelt von übergeordneten Narrativen wie Spiritualität und Glauben, die dazu verhelfen können, unerträgliche Umstände zu normalisieren und scheinbar unveränderliche Tatsachen zu naturalisieren. Bewältigung äußert sich hier als Versuch, eine Alternative zur Kontrolle entgegen der Machtlosigkeit zu entwickeln, die mit langfristigen und unberechenbaren Problemlagen einhergeht.

In Bezug auf informelle Unterstützungsstrukturen im Alltag wird deutlich, dass subjektive Relevanzsetzungen allen voran von dem Gefühl „*nicht allein zu sein*“ (Yasmin: Z:232) bestimmt werden. Ein Gefühl, das sich wechselseitig darauf bezieht, *nicht allein gelassen zu werden*, wie *andere nicht im Stich zu lassen*. Im Unterschied zu etablierten sozialwissenschaftlichen Konzeptionen von sozialer Solidarität (Altreiter *et al.*, 2019:11f; Bauder & Juffs, 2020:46f; Lahusen & Grasso, 2018:5), die ein hypothetisches Gegenseitigkeitsprinzip oftmals mit relativer Nähe assoziieren, verdeutlichen die dargestellten Ergebnisse, dass Zusammenhalt auch über räumliche Distanz gepflegt werden kann. Von virtuellen Solidaritäten über emotionale Bezugspunkte, die sich nicht an die lokale Nachbarschaft halten, berichten befragte Personen primär im Kontext ihrer Fluchtbiografien und nicht nur Pandemie-bezogen. Die solidarische Dynamik von Netzwerken, die auf emotionaler Nähe im Sinne von grenzübergreifenden Identitäts- und Zugehörigkeitskonstruktionen bauen, können am ehesten theoretisch mit der Literatur zu transnationalen Familienbeziehungen und der Diasporaforschung erfasst werden (Alinejad & Ponzanesi, 2020:623fff; Madianou & Miller, 2012:7f). Familiäre Fernbeziehungen, die einen besonderen Stellenwert im Leben einiger Frauen innehaben, gelten als elementarer Bestandteil von Alltagsrealitäten und lassen sich als mindestens so prägend für ihre translokalen Lebensrealitäten begreifen wie Bezugspunkte vor Ort (Anthias, 2020:88f). Implizit verweist die unfreiwillige Trennung von der Kernfamilie in manchen Fällen zugleich auf eine permanente Krise und Lücke in der persönlichen Unterstützungsinfrastruktur, die alltäglicher Bewältigungsarbeit bedarf.

Die Tragweite von digitaler Vernetzung erweist sich aber genauso für jene Befragten unverzichtbar, die sich Pandemie-bedingt in Selbstisolation befunden haben. Nur mit Hilfe von mediatisierten Unterstützung im Freundeskreis konnten sie während dieser Zeit ihre alltäglichen Bedürfnisse praktisch decken (Federici, 2019: 183ff). Während der Druck auf den eigenen Haushalt im Zuge wiederholter Lockdowns steigt, bekommt zum Teil auch die Kooperation im Kreis der Kernfamilie, einer Wohngemeinschaft oder der Partnerschaft, die einer loyalen Solidarität entspricht, neue Präsenz (Bauder & Juffs, 2020:50). Jene Form der sozialen Solidarität wird interessanterweise nicht immer explizit als Unterstützung wahrgenommen, da sie innerhalb von Familien oder familienartiger Beziehungen als selbstverständlich gilt und erst in Ausnahmesituationen sichtbar wird. Konträr wird einerseits eine kritische Reflexion über Genderrollen und die Verantwortlichkeit für reproduktive Arbeit im eigenen Haushalt oder Familienverband von Frauen angestoßen. Andererseits bleibt die sorgende Rolle in der Gesellschaft durch ehrenamtliches Engagement mit betont positiven Gefühlen als identitätsstiftend belegt. Zweiteres kommt der Definition von emotional reflexiver Solidarität nahe, die mit empathischer Überzeugung, dem Streben nach sozialer Anerkennung in der Ankunftsgesellschaft und einer Festigung von Zugehörigkeitsgefühlen einhergeht (Bauder & Juffs, 2020:50; Mahmud, 2021:9f). Andere zu unterstützen, wird dabei als emotionale wie moralische Verpflichtung gelesen, die durchaus auch als „*moral citizenship of care*“ (Schervish, 2014:399) ausgelegt werden kann und über freiwilliges Engagement gestärkt wird. Primär werden nachbarschaftliche Solidaritätsnetzwerke, die aus der Not der Pandemie erstarken, zwar sowohl emotional, psychisch wie alltagspraktisch als unabdinglich eingestuft,

jedoch in der Ankunftsgesellschaft nicht als selbstverständlich betrachtet (Gardiner & Fulfer, 2021:155f).

In subjektiven Bewältigungsstrategien wiederum, die ebenfalls aus Unterstützungskonzeptionen nicht wegzudenken scheinen, tun sich nicht selten dialogische Widersprüche und Spannungsfelder zwischen *Ich*-Positionen und *Wir*-Bezügen auf (Foroutan, 2019:125fff). Durch die theoretische Brille des „*selving*“ (Hajdukowski-Ahmed, 2009:39) wird insbesondere deutlich, wie es sowohl in Flucht-, Diskriminierungs- wie Pandemiekontexten gelingen kann, sich im Alltag neue Handlungsspielräume zu schaffen. Und jedes Mal, wenn sich eine Tür schließt, wird vonseiten der teilnehmenden Frauen auf einer anderen Ebene ein neuer Versuch gestartet. Bewältigung reicht aus dieser Perspektive vielmals über alltagspraktische Ansätze von „*self help*“ (Della Porta, 2020:945) hinaus und dient sowohl der Wiederherstellung von *agency* wie dem Steigern von emotionalen und psychischen Wohlbefinden (Anthias, 2020:86f). Des Weiteren wird ersichtlich, dass insbesondere Strategien, um sich nach einem erlebten Einschnitt des Handlungsspielraums wieder „*in control*“ (Sana, Z:311) über sein Leben zu fühlen, als nennenswert gelten.

In kritischen Situationen wird individualisierten Bewältigungsstrategien keine geringere als eine überlebenswichtige Bedeutung zugesprochen, die allerdings nicht isoliert, sondern stets innerhalb eines sozialen Umfeldes Form annimmt. Ein belastendes Ausmaß an erfahrener Isolation während der Covid-19-Pandemie haben bei betroffenen Teilnehmerinnen den Bedarf nach individualisierter Bewältigungsarbeit nur gesteigert. Neben dem von Gardiner und Fulfer identifizierten Paradox der Pandemie durch ihre gleichzeitige Bedrohung für die psychische und die körperliche Gesundheit wird in den gelebten Erfahrungen ein weiteres Paradox um relationale Solidaritäten deutlich (Gardiner & Fulfer, 2021:155,157f). Die Vergrößerung der eigenen Autonomie und informeller Ressourcen, um die sich die meisten befragten Frauen bemühen, geht damit einher, die Ansprüche an nationalstaatliche Unterstützungsnetzwerke möglichst gering zu halten. In einem Klima der Nationalisierung von Solidaritäten und der Individualisierung von Bewältigungsarbeit scheint dieser Zug aus so mancher subjektiver Perspektive naheliegend (Bauman 2019:104ff; Yuval-Davis *et al.*, 2019:7ff). In einem gesellschaftlichen Zusammenhang zeigt die Erwidern erlebter Distanz der Befragten gegenüber Unterstützungsstrukturen in der Ankunftsgesellschaft eine problematische Tendenz an. Im Bestreben, die eigene Unabhängigkeit auszubauen, wird versucht, sich durch eigenständige Leistungen Perspektiven zu schaffen oder im Sinne eines „*cruel optimism*“ (Fortier, 2021:207) geduldig auf bessere Lebensumstände abzuwarten, während auf institutioneller Seite der Zugang zu öffentlichen Solidaritätsstrukturen mit neuen Hürden belegt wird (ebend.; Vollmer, 2021:15ff).

Das explizit gemachte Bedürfnis nach Selbstwirksamkeit und Handlungsmacht lässt sich zum Teil als Unterstützungsverzicht und Kompensationsstrategie ausbleibender Hilfestellungen, fehlender Gleichberechtigung und bedingter Anerkennung in der jeweiligen Ankunftsgesellschaft verstehen (Foroutan, 2019:126ff). Vielfach bewegen sich individuelle Bewältigungsstrategien der Befragten

allerdings nicht erst seit der Pandemie zwischen kontinuierlichen Spannungen und Überlagerungen von *de-* und *re-selving* (Hajdukowski-Ahmed, 2009:44). Aus der konstruierten Bandbreite an Bewältigungsansätzen lässt sich ableiten, wie das einseitige Empfangen von Unterstützung oder Unterstützungsbedarf negativ als Abhängigkeit konnotiert werden. Mitunter könnte hier ein hegemoniales Ordnungsprinzip in der Internalisierung eines Nicht-*bedürftig*-sein-Wollens oder -Dürfens als „*normative Paradoxie*“ (Foroutan, 2019:109) zum Ausdruck kommen. Denn das Unbehagen gegenüber nationalstaatlicher oder formeller Unterstützungsleistungen erhöht nur das ausgesprochene Engagement, anderen zu helfen, sondern auch den Stellenwert von individualisierter Bewältigungsarbeit (Ahmed, 2014:140ff; Foroutan, 2019:124ff; Yuval-Davis *et al.*, 2019:24f).

In Summe setzt sich ein Gesamtbild von Relevanzsetzungen um Unterstützung zusammen, dass soziale Ressourcen, subjektive Notwendigkeiten und gegenwärtige Möglichkeitsräume komplex und intersektional abbildet. Überraschend verweisen viele der konstruierten Kategorien zum einen auf die Vielseitigkeit subjektiver Rollenverständnisse der befragten Frauen innerhalb informeller Netzwerke, zum anderen auf den hohen Stellenwert individueller Bewältigungsstrategien, wo von *Selbstunterstützung* die Rede ist. Sich überschneidende und widersprechende Bedeutungsstrukturen in Bild und Text lassen sich quer über fünf Geschichtsträgerinnen hinweg ausmachen, ohne Gemeinsamkeiten und Unterschiede über soziodemografische Charakteristika per se zu determinieren. Deutlich wurde insbesondere: Es braucht sowohl Bewältigungsstrategien als auch Unterstützungsnetzwerke in mehrfacher Ausführung, um trotz der Rückschläge im Alltag der Pandemie und angesichts permanenter Belastungen soziale Konstanten und die eigene Handlungsfähigkeit zu erhalten. Für die Reproduktion von Gemeinschaftsgefühlen zwischen Vergangenheit und Gegenwart, Erfahrungen und Vorstellungen, Nähe und Distanz haben auch Fotos selbst eine unterstützende Funktion für befragte Frauen inne.

Die dargestellten Zusammenhänge verweisen auf die multiplen gesellschaftlichen Schieflagen, in denen sich Frauen intersektional bewegen, die teils andauern und sich mit der Pandemie überlagern, teils abnehmen. Persönliche Unterstützungsnetzwerke und individuelle Bewältigungsstrategien, die zwar beim Überleben helfen, verlagern die emotionale Arbeit und Zusammenarbeit dorthin, wo die psychische Belastung im Alltag bereits hoch und der Handlungsspielraum beschränkt ist. Das empfundene Gewicht von Herausforderungen lässt sich nicht zuletzt mit dem Schwerpunkt auf Hoffen als subjektive Bewältigung in einen größeren Zusammenhang einbetten. Hoffnung wird von Teilnehmerinnen nicht als abstrakte Form der Krisenbewältigung eingebracht, sondern kommt als soziale Handlung des *Hoffnung-Habens* oder *Hoffnung-Sehens* in temporär ausweglosen Situationen zum Einsatz. Auf einer gesellschaftspolitischen Ebene stellt sich hier nicht nur die Frage, wer unter welchen Bedingungen worauf hoffen kann, sondern aufgrund welcher Umstände jemand hoffen muss (Ismail, 2021:32f). Fragen, die sich ebenfalls auf den Bedarf nach subjektiven Bewältigungsstrategien und die Auslastung von informellen Unterstützungsnetzwerken übertragen lassen.

6. Reflexionen

Ohne einen großen Vertrauensvorschuss vonseiten der Teilnehmerinnen zu der mehrphasigen Forschungsteilnahme einzuwilligen, wäre diese Arbeit nicht denkbar gewesen. Der partizipative Zugang nach Kolb, der erst im Austausch mit den teilnehmenden Frauen Form annahm, lenkte den gesamten Forschungsprozess in unerwartete Richtungen. Mich in der Analyse mit intimen Details aus den Lebenswelten der Befragten auseinanderzusetzen, war nicht selten von Zweifel über die adäquate Auslegung und Darstellung ihrer Geschichten und Gefühlswelten geprägt. Kontinuierliche Selbstreflexion und Peer-Austausch allein schienen dabei nicht immer ausreichend, um Entscheidungen über den Umgang mit heiklem Text- und Bildmaterial zu treffen. Viel mehr führten mich jene Momente im Forschungsprozess zu ausführlicherer Recherche über forschungsethische Grauzonen in der Praxis und den Teilnehmerinnen selbst zurück. Die Tatsache, dass es zu jeder einzelnen ein Bekanntschaftsverhältnis in unterschiedlichem Ausmaß bestand, brachte eine ungeplante Perspektive in die Forschung. Rückblickend hat jene – nach positivistischem Forschungscredo fragwürdige – Nähe zwischen Forschenden und Forschungsfeld in der Praxis ein umso ausgeglicheneres Forschungsverhältnis mit reichhaltiger Datenbasis ermöglicht sowie reichlich Grundlage für Reflexion geboten (Charmaz & Belgrave, 2019:747). Der Anspruch, den teilnehmenden Frauen die Analyseergebnisse zur Verfügung zu stellen, hat auch dem sensiblen Umgang mit ihren Daten erhöht und der Formulierung von Interpretationsergebnissen genützt.

Nach dem Prinzip einer dialogischen Forschungspraxis wurden Nachfragen zu Unklarheiten in Erzählungen durchgeführt, die sich auf die Interpretation ausgewirkt hätten, um Missverständnissen vorzubeugen (Sinha & Back, 2014:475). Auch wurden Frauen nach Möglichkeit über vorläufige Ergebnisse auf Basis ihrer Beiträge informiert und diese aktiv in die Entscheidung zur Veröffentlichung ihrer Fotos miteinbezogen. Keine Kompromisse sollten auf Kosten der Sicherheit wie der Interessen der Fotobefragten oder ihrem persönlichen Umfeld eingegangen werden. Die Wichtigkeit von Rückfragen an Interviewteilnehmerinnen nach dem Interview wurde über teils unterschiedliche Sicherheitseinschätzungen zwischen mir und Forschungsteilnehmerinnen deutlich, was die Veröffentlichung von Bildmaterial anbelangte. So kam es zur Entscheidung, alle Fotos, die Personen zeigten, in der Ergebnispräsentation auszusparen. Denn gekoppelt an Textdaten konnte eine Anonymisierung hier nicht vollständig gewährleistet werden. Ob es gelungen ist, vulnerable Narrative und biografische Hintergründe einzubeziehen, wo diese bedeutsam schienen und dabei die Würde und den Schutz der Befragten sicherzustellen, ist dennoch mit einer Restunsicherheit verbunden.

Im Zuge des Forschungsprozesses stieg auch das Interesse der teilnehmenden Frauen, tatsächlich zu erfahren, zu welchen Ergebnissen ihre Fotointerviews geführt hatten, war mein Eindruck. Umgekehrt lieferten mir die Reaktionen und Einschätzungen der Befragten zu ersten Auswertungen Anstoß für neue Reflexionen, die mitunter in die Interpretation Eingang fanden. Insgesamt ging mit dem mehrstufigen

Interpretationsprozess ein großes Maß an Ungewissheit einher. So blieb bis zur Synthese von Bild- und Textkategorien weitgehend offen, welches Gesamtbild der puzzleartige Analyseprozess letztlich ergeben würde. Als besonders wertvoll erwies sich in diesem Zusammenhang der Datenkorpus zweier Standorte, der die Forschungsergebnisse mit neuen Kontrastierungen wie gesellschaftspolitischen Kontexten bereicherte.

7. Limitationen

Alles in allem hat sich die Fotobefragung als visuelle Erhebungsmethode in der Praxis bewährt, mit dem Abstrich, dass von Frauen selten neue Fotos im Zuge des Fotoauftrags gemacht wurden. Wenngleich die Fotorecherche einem vonseiten der Forschenden unbeeinflussten Prozess entsprach, kam es nicht immer zu einer *Phase des aktiven Fotografierens*, welche nach Kolb (2008b) die idealtypische Grundlage für eine Fotobefragung darstellt. Der erhobene Bildkorpus bot dadurch eine visuelle Datenbasis, die in einigen Fällen weit über den Zeitraum der Pandemie und den eigenen Standort hinausreichte. Beim Fotointerview selbst, das für mich und die Teilnehmerinnen neu war, kam es in der *Phase des Decodierens* zu unterschiedlichen Erfahrungswerten. Nicht immer erwiesen sich die Fotos als geeigneter Erzählstimulus. Der eingesetzte semi-strukturierte Fragenblock bewies sich demnach als sinnvolle Ergänzung, die mitunter zur alternativen Grundlage für Erzählanstöße wurde. Es ist anzunehmen, dass Adaptionen in beiden Erhebungsphasen zu einer Verschiebung der im Interview gesetzten Themenbereiche und damit zu einem noch komplexeren Gesamtbild von Relevanzsetzungen geführt haben. Leider konnte im Rahmen der Auswertung letztlich nur geringfügig auf die soziale Rolle von Fotos in Unterstützungszusammenhängen selbst eingegangen werden (Jurgenson, 2019:42ff).

Die Literaturrecherche ließ mich aus mehreren Gründen neben dem geplanten Schwerpunkt auf soziologische Konzepte zu Solidarität und Bewältigung weiter als geplant in interdisziplinäre Forschungsansätze ausholen. Einerseits stieß ich lange auf wenig Literatur, die in Bezug auf Bewältigungsstrategien – ob Alltagskrisen oder Fluchterfahrung betreffend – keine Pathologisierung- und Viktimisierungsperspektiven heranzog. Andererseits erwiesen sich gängige Konzepte aus der interdisziplinären Migrationsforschung durch mangelnde Berücksichtigung von gendersensiblen Perspektiven und translokalen Lebenskonzepten selten als geeignet (Reinprecht & Latcheva, 2016:2f). Um die Komplexität subjektiver Erfahrungen über Bewältigung dennoch mit relevanter Literatur zu verknüpfen, entschloss ich mich, ausschließlich Ansätze einzubeziehen, die sich kritisch mit Aspekten von Gender und Flucht befassten. Ausgehend von jenen theoretischen Rahmungen orientierte ich mich verstärkt an Identitäts- wie Zugehörigkeitskonstruktionen, um latente Facetten von Fluchterfahrung und Alltagsbewältigung über transnationale Kontexte hinweg erfassen zu können (siehe u.a. Hajdukowski-Ahmed, 2009; Mahmud, 2021). Ungeachtet jener Gratwanderung in der Theorie habe ich jedoch versucht, meine soziologische Brille auf- und der Bezug auf den Pandemiekontext nicht abzulegen.

Zum Teil konnten eine theoretische Sättigung und die zunehmende Abstraktion von Interpretationssträngen nur skizzenhaft umgesetzt werden. Denn mit sieben Prototypen und elf konstruierten Kategorien war die Obergrenze für den Umfang einer Masterarbeit erreicht. Insbesondere die überraschenden Ergebnisse um die Gruppe *Hoffnung* konnten aus diesem Grund nur ansatzweise ausgearbeitet werden. Darüber hinaus war es ein neuer Schritt für mich, auch *Nicht-Wissen*, Unklarheiten wie Uneindeutigkeiten, die sich durch Verdichtungen von Interpretationen zogen, nach Möglichkeit in die Analyse einzubeziehen (Page, 2017:28; Reinprecht & Latcheva, 2016:4). Entsprechend sind einige Kategorien weniger ausgereift als andere und die vorgelegten Ergebnisse als Zwischenstand eines ersten Zyklus in dem explorativen Forschungsprozess zu betrachten.

8. Resümee & Ausblick

Die vorgelegte Forschungsarbeit hat gleich in mehrerer Hinsicht versucht, Spagat zu schlagen: einmal zwischen Wien und London, einmal zwischen Pandemieerfahrungen und Asylrealitäten, einmal zwischen Solidarität und Bewältigung und damit zwischen kollektiven und individuellen Handlungsstrategien und einmal zwischen Mikro- und Makrokontexten. Nicht zuletzt bedeutete auch die Beziehung zwischen Teilnehmerinnen und mir in der Position der Forschenden einen Spagat zu versuchen. Das führte mich in mehrfacher Hinsicht zum Einschlagen von explorativen Forschungszugängen. An zwei Standorten und mit Einbezug von reichlich Bildmaterial sollten so Perspektiven auf Solidarität und Bewältigung in Krisenzeiten um neue Bedeutungen und Handlungsstrategien ergänzt werden. Gelebte Erfahrungen und situierte Standpunkte von Frauen mit Fluchterfahrung auf Mikroebene wurden dazu in einem Puzzle aus elf Kategorien mit gesellschaftlichen Bezugspunkten auf Makroebene verknüpft. Jene Knotenpunkte zwischen Pandemiealltag und Asylverfahren, die über die Fotobefragung zum Ausdruck gekommen sind, haben auch die Schwerpunkte im Interpretations- und Konstruktionsprozess gesetzt. Ein solches Vorgehen, das sich aus einem Wechselspiel mit Teilnehmenden, Daten und Forschungsgruppen entwickelt, wird an anderer Stelle als dialogischer Forschungszugang bezeichnet (Sinha & Back, 2014:475).

Die vorliegenden empirischen Einblicke gemeinsam mit ersten Theoretisierungsversuchen unterstreichen den Forschungsbedarf in der Soziologie, sich verstärkt gendersensibel, translokal und intersektional mit Formen von Alltags- und Krisenbewältigung auf kollektiver wie individueller Ebene zu beschäftigen. Was sich durch fünf Fotobefragungen andeuten ließ, könnte in fundierte Ergebnisse mit Fokus auf ausgewählte Typen und Kategorien in einer weiterführenden Forschungsarbeit fortgesetzt werden. Das Potenzial des Bildmaterials aus der Fotobefragung könnte ebenfalls mit größerer Gewichtung der sozialen Bedeutung der Fotos selbst weiter ausgebaut werden. Genauso könnten jene Themata, die sich als relevant für befragte Frauen infolge der Pandemie entpuppt haben, mit weiteren Vergleichsgruppen kontrastiert werden. In diesem Sinne möchte ich die vorgestellte Forschungsarbeit mit Anstößen für neue Forschungskonzepte abschließen.

9. Literaturverzeichnis

- Ahmed, S. (2014). *The cultural politics of emotion* (Second edition.). Edinburgh: University Press.
- Alinejad, D., & Ponzanesi, S. (2020). Migrancy and digital mediations of emotion. *International Journal of Cultural Studies*, 23(5). <https://doi.org/10.1177/1367877920933649>. 621–638.
- Altreiter, C., Flecker, J., & Papouschek, U. (2022). Solidaritätsorientierungen und soziale Positionen. Klassenhabituelle Haltungen zu Sozialstaat und Geflüchteten in Österreich. *Berliner Journal für Soziologie*, 32(2). <https://doi.org/10.1007/s11609-022-00473-x>. 317–348.
- Altreiter, C., Flecker, J., Papouschek, U., Schindler, S., & Schönauer, A. (2019). *Umkämpfte Solidaritäten: Spaltungslinien in der Gegenwartsgesellschaft*. Wien: Promedia.
- Anderson, B. R. O. (2006). *Imagined communities: Reflections on the origin and spread of nationalism* (Rev. ed., new ed.). London: Verso. 9-38.
- Anthias, F. (2020). *Translocational Belongings: Intersectional Dilemmas and Social Inequalities* (1. Aufl.). London New York: Routledge. 62-90.
- Avlijaš, S. (2021). Security for whom? Inequality and Human Dignity in Times of the Pandemic In: Delanty, G. (Hrsg.). *Pandemics, Politics, and Society: Critical Perspectives on the Covid-19 Crisis*. Berlin/Boston: De Gruyter. 227-243.
- Back, L. (2012). Live sociology: Social research and its futures. *Sociological Review*, 60(Supp.1). <https://doi.org/10.1111/j.1467-954X.2012.02115.x>. 18–39.
- Bauder, H. (2020). Migrant solidarities and the politics of place. *Progress in Human Geography*, 44(6). <https://doi.org/10.1177/0309132519876324>. 1066–1080.
- Bauder, H., & Juffs, L. (2020). „Solidarity“ in the migration and refugee literature: Analysis of a concept. *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 46(1). <https://doi.org/10.1080/1369183X.2019.1627862>. 46–65.
- Bauman, Z. (2019). *Gemeinschaften: Auf der Suche nach Sicherheit in einer bedrohlichen Welt* (F. Jakubzik, Übers.; Deutsche Erstausgabe, 5. Auflage). Suhrkamp.
- Benhabib, S. (2004). *The Rights of Others Aliens, Residents, and Citizens*. Cambridge University Press. 143-167.
- Bralo, Z. (2022). Migrant and Refugee Women in the Hostile Environment Immigration System: Deliberately Silenced and Preferably Unheard. *The Political Quarterly*, 93(1). <https://doi.org/10.1111/1467-923X.13077>. 69–76.
- Bundeskanzleramt Österreich (2022). *Variantenmanagementplan der Bundesregierung*. https://www.sozialministerium.at/dam/jcr:a56f7052-a3ab-4796-93f7-d0bae1eb92bf/220901_Variantenmanagementplan_pdfUA.pdf. (15.11.2022).
- Charmaz, K. (2014). *Constructing grounded theory* (2. ed.). SAGE Publ.
- Charmaz, K. (2017). The Power of Constructivist Grounded Theory for Critical Inquiry. *Qualitative Inquiry*, 23(1) <https://doi.org/10.1177/1077800416657105>. 34–45.
- Charmaz, K., & Belgrave, L. L. (2019). Thinking About Data With Grounded Theory. *Qualitative Inquiry*, 25(8). <https://doi.org/10.1177/1077800418809455>. 743–753.

- Collier, J., & Collier, M. (1987). *Visual anthropology: Photography as a research method*: Rev. and expanded ed., 2. paperbound print. Albuquerque, NM: Univ. of New Mexico Pr.
- Dajani, D. (2021). Refuge under austerity: The UK's refugee settlement schemes and the multiplying practices of bordering. *Ethnic and Racial Studies*, 44(1). <https://doi.org/10.1080/01419870.2020.1715453>. 58–76.
- Dean, J. (1998). Feminist Solidarity, Reflective Solidarity. *Women & Politics*, 18(4). https://doi.org/10.1300/J014v18n04_01. 1–26.
- Della Porta, D. (2020). Building Bridges: Social Movements and Civil Society in Times of Crisis. *Voluntas (Manchester, England)*, 31(5). <https://doi.org/10.1007/s11266-020-00199-5>. 938–948.
- Della Porta, D. (2021). Progressive Social Movements, Democracy and the Pandemic. In: Delanty, G. (Hrsg.). *Pandemics, Politics, and Society: Critical Perspectives on the Covid-19 Crisis*. Berlin/Boston: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110713350>. 209–226.
- Dona, G. (2021). *Race, Immigration and Health: The Hostile Environment and Public Health Responses to Covid-19*. <https://doi.org/10.1080/01419870.2021.1881578>.
- Dowling, E. (2021a). *The care crisis: What caused it and how can we end it?* London New York: Verso.
- Dowling, E. (2021b). Caring in Times of a Global Pandemic. Introduction. *Historical social research (Köln)*, 46(4), 7–30.
- Dursun, A., Kettner, V., & Sauer, B. (2021). Corona, Care, and Political Masculinity. Gender- Critical Perspectives on Governing the COVID-19 Pandemic in Austria. *Historical Social Research*, 46(4). <https://doi.org/10.12759/hsr.46.2021.4.50-71>. 50–71.
- Dux, G. (2018). Der Prozess der Säkularisierung. In G. Dux (Hrsg.), *Die Religion in der säkular verstandenen Welt*. Springer Fachmedien. https://doi.org/10.1007/978-3-658-17379-1_10. 211–232.
- European Commission (2020). *Guidance note — Research on refugees, asylum seekers & migrants. EU Grants*. https://ec.europa.eu/research/participants/data/ref/h2020/other/hi/guide_research-refugees-migrants_en.pdf. 1-5. (15.11.2022).
- Europäische Kommission (2021). *Einwanderung in die europäische Gesellschaft – ein Überblick*. https://ec.europa.eu/info/strategy/priorities-2019-2024/promoting-our-european-way-life/statistics-migration-europe_de#migrations-atlas. (15.11.2022).
- Farris, S. R. (2017). *In the name of women's rights the rise of femonationalism*. Durham London: Duke University Press. 115–145.
- Featherstone, D. (2012). *Solidarity: Hidden histories and geographies of internationalism*. London: Zed Books.
- Federici, S. (2019). *Re-enchanting the world: Feminism and the politics of the commons*. Oakland, CA :: PM Press. 175–187.
- Foroutan, N. (2019). *Die postmigrantische Gesellschaft: Ein Versprechen der pluralen Demokratie*. 1st ed. Bielefeld: transcript Verlag. https://search.uaccess.univie.ac.at/primo-explore/fulldisplay/UWI_alma51448801320003332/UWI.

- Fortier, A.-M. (2021). *Uncertain citizenship: Life in the waiting room*. Manchester: Manchester University Press.
- Fraser, N. (2000). Rethinking Recognition. *New Left Review*, 3, 107–120.
- Fricker, M. (2007). *Epistemic injustice: Power and the ethics of knowing*. University Press. 1-18.
- Fritsche, A. (2012). Zeit. Macht. Flüchtlinge. Und Flüchtlinge machen Zeit? Konzeptionen biografischer Zeiten im Asylkontext. *SWS-Rundschau*, 52(4), 362–388. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-416652>.
- Gahwi, L. & Walton-Roberts, M. (2022). Migrant Care Labour, Covid-19, and the Long-Term Care Crisis: Achieving Solidarity for Care. in: Triandafyllidou, A. (Hrsg.). *Migration and Pandemics: Spaces of Solidarity and Spaces of Exception*. Cham: Springer International Publishing. <https://doi.org/10.1007/978-3-030-81210-2>. 105-122.
- Gardiner, R. A., & Fulfer, K. (2021). Virus interruptus: An Arendtian exploration of political world-building in pandemic times. *Gender, Work, and Organization*, 28(1). <https://doi.org/10.1111/gwao.12510>. 151–162.
- Giametta, C. (2017). *The sexual politics of asylum: : Sexual orientation and gender identity in the UK asylum system*. 1st edn. Routledge. doi:10.4324/9781315561189. 1-36.
- Glaser, E. (March 27, 2021). *Revolutions by Hannah Ross review – the story of women on two wheels*. The Guardian. Link: <https://www.theguardian.com/books/2021/mar/27/revolutions-by-hannah-ross-review-the-story-of-women-on-two-wheels>. (15.11.2022).
- Hajdukowski-Ahmed, M., Khanlou, N., & Moussa, H. (2009). *Not born a refugee woman: Contesting identities, rethinking practices* 1st ed. New York: Berghahn Books.
- Hajdukowski-Ahmed, M. (2009). A Dialogical Approach to Identity. In: Hajdukowski-Ahmed, M., Khanlou, N., & Moussa, H. *Not born a refugee woman: Contesting identities, rethinking practices*. 1st ed. New York: Berghahn Books. 28-54.
- Harper, D. A. (2012). *Visual sociology*. 1. publ.. London [u.a.]: Routledge.
- Hobbs, J., & Souter, J. (2020). Asylum, Affinity, and Cosmopolitan Solidarity with Refugees. *Journal of Social Philosophy*, 51(4). <https://doi.org/10.1111/josp.12313>. 543–563.
- Hochschild, A. R. (1979). Emotion Work, Feeling Rules, and Social Structure. *The American journal of sociology*, Vol.85(3), 551-575.
- Ismail, N. (2021). *Hoffnung*. Wien: Kremayr & Scheriau.
- Jurgenson, N. (2019). *The social photo: On photography and social media*. London New York: Verso Books. 1-52.
- Kaiser, K. (2012). PROTECTING CONFIDENTIALITY. in: Gubrium, J., Holstein, J., Marvasti, A., & McKinney, K. *The SAGE Handbook of Interview Research: The Complexity of the Craft*. Thousand Oaks: SAGE Publications, Inc. <https://doi.org/10.4135/9781452218403>. 457-464.
- Kenny, Nuala P., Sherwin, S. B., & Baylis, F. E. (2010). Re-visioning Public Health Ethics: A Relational Perspective. *Canadian Journal of Public Health*, 101(1). <https://doi.org/10.1007/BF03405552>. 9–11.

- Klimke, D., Lautmann, R., Stäheli, U., Weischer, C., & Wienold, H. (2020). *Lexikon Zur Soziologie* (6. Aufl. 2020). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH.
- Kohlbacher, J., Six-Hohenbalken, M., Rasuly-Paleczek, G., Bauer-Amin, S., & Lehner, M. (2021). *COVID-19 im Flucht- und Integrationskontext: Soziale Implikationen der Pandemie für die syrischen und afghanischen Communities sowie NGOs der Flüchtlingsbetreuung in Wien*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.
- Kolb, B. (2001). *Fotobefragung Bilder zur Gesundheit*. Dissertation.
- Kolb, B. (2008a). Die Photobefragung in der Praxis. <https://www.univie.ac.at/visuellesoziologie/Publikation2008.html>, *Onlinepublikation des Workshop zur Visuellen Soziologie*. 1-12.
- Kolb, B. (2008b). Involving, Sharing, Analysing—Potential of the Participatory Photo Interview. *Forum, qualitative social research*, 9(3). 1-25.
- Kolb, B. (2021). Visuelle Methoden: Fotobefragung und Photovoice. In M. Niederberger & E. Finne (Hrsg.), *Forschungsmethoden in der Gesundheitsförderung und Prävention*. Wiesbaden: Springer Fachmedien. https://doi.org/10.1007/978-3-658-31434-7_19. 507–531.
- Koopmann, U. (2022) Geflüchtete Frauen und Integration – Maßnahmen, kritische Anfragen und Bedarfe. In: Farrokhzad, S., Scherschel, K., & Schmitt, M. (Hrsg.). *Geflüchtete Frauen: Analysen - Lebenssituationen - Angebotsstrukturen*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-35038-3>. 119-142.
- Krause, U. (2022). Flucht und Frauen: Reflexionen des Forschungsstandes. In: Farrokhzad, S., Scherschel, K., & Schmitt, M. (Hrsg.). *Geflüchtete Frauen: Analysen - Lebenssituationen - Angebotsstrukturen*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-35038-3>. 23-44.
- Kubaczek, N., & Mokre, M. (2021). *Die Stadt als Stätte der Solidarität*. Wien: transversal texts. <http://media.obvsg.at/AC16133762-2001>.
- Lahusen, C., & Grasso, M. T. (2018). *Solidarity in Europe*. Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-319-73335-7>.
- Lamla, J. (Hrsg.). (2014). *Handbuch der Soziologie*. 1. Aufl. Stuttgart Konstanz: UVK-Verl.-Ges.
- Langthaler, H., & Trauner, H. (2009). Das österreichische Asylregime unter besonderer Berücksichtigung der Rolle zivilgesellschaftlicher Organisationen. *SWS-Rundschau*, 49(4), 449–497.
- Laufenberg, M., & Schultz, S. (2021). The Pandemic State of Care: Care Familialism and Care Nationalism in the COVID-19-Crisis. The Case of Germany. *Historical Social Research / Historische Sozialforschung*, 46(4), 72–99.
- Lorenz, L. S., & Kolb, B. (2009). Involving the public through participatory visual research methods. *Health expectations : an international journal of public participation in health care and health policy*, 12(3), 262–274.
- Lorenz, L. S. & Kolb, B. (2014). "Let's See"—Participatory Research Methods in Practice. In: Fogel, C., Quinlan, E., & Quinlan, A. (Hrsg.). *Imaginative inquiry: Innovative approaches to interdisciplinary research*. Bethesda [u.a.]: Academica Press. 79-91.

- Madianou, M. & Miller, D. (2012). *Migration and New Media: Transnational Families and Polymedia*. Florence: Taylor & Francis Group,.
<https://ebookcentral.proquest.com/lib/univie/detail.action?docID=958401>.
- Mahmud, B. (2021). *Emotions and Belonging in Forced Migration: Syrian Refugees and Asylum Seekers* (1. Aufl.). Milton: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781003180821>. 1-27.
- Martiniello, M. (2017). Visual sociology approaches in migration, ethnic and racial studies. *Ethnic and Racial Studies*, 40(8), 1184–1190. <https://doi.org/10.1080/01419870.2017.1295163>.
- Marzano, M. (2012). INFORMED CONSENT. In: Gubrium, J., Holstein, J., Marvasti, A., & McKinney, K. *The SAGE Handbook of Interview Research: The Complexity of the Craft*. Thousand Oaks: SAGE Publications, Inc. <https://doi.org/10.4135/9781452218403>. 443-456.
- Massey, D. B. (1994). *Space, place and gender*. 1. publ.. Minneapolis, Minn.: University of Minnesota Press. 157-173.
- Mensink, W., Čemová, L., Ricciuti, E., & Bauer, A. (2019). Social Innovation in Community Development: Self-organisation and Refugees. In *Social Innovation* (1. Aufl.). Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315158020-10>. 224–254.
- Mohanty, C. T. (2003). *Feminism without borders: Decolonizing theory, practicing solidarity*. Amsterdam: Duke University Press.
- Müller-Doohm, S. (1997). Bildinterpretation als struktural-hermeneutische Symbolanalyse. In R. Hitzler & A. Honer (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik: Eine Einführung*. Opladen: Leske + Budrich. 86–106.
- Müller- Doohm, S. & Jung, T. (1995). Kultur und Natur im Schlafraum. In: Müller-Doohm, S., & Neumann-Braun, K. (Hrsg.). *Kulturinszenierungen* (1. Aufl.). Suhrkamp. 239-262.
- Narayan, U. (1998). Essence of Culture and a Sense of History: A Feminist Critique of Cultural Essentialism. *Hypatia*, 13(2), <https://doi.org/10.1111/j.1527-2001.1998.tb01227.x>.
- Offe, K. (2021). Corona Pandemic Policy: Exploratory notes on its “epistemic regime” In: Delanty, G. (Hrsg.). *Pandemics, Politics, and Society: Critical Perspectives on the Covid-19 Crisis*. Berlin/Boston: De Gruyter. 25-42.
- Page, T. (2017). Vulnerable Writing as a Feminist Methodological Practice. *Feminist Review*, 115(1), 13–29. <https://doi.org/10.1057/s41305-017-0028-0>.
- Pauwels, L. (2015). ‘Participatory’ visual research revisited: A critical-constructive assessment of epistemological, methodological and social activist tenets. *Ethnography*, 16(1), 95–117. <https://doi.org/10.1177/1466138113505023>.
- Phillimore, J., Pertek, S., Akyuz, S., Darkal, H., Hourani, J., McKnight, P., Ozcurumez, S., & Taal, S. (2022). “We are Forgotten”: Forced Migration, Sexual and Gender-Based Violence, and Coronavirus Disease-2019. *Violence Against Women*, 28(9), 2204–2230. <https://doi.org/10.1177/10778012211030943>.
- Pollard, T. (2021). Mental healthcare for asylum-seekers and refugees residing in the United Kingdom: A scoping review of policies, barriers, and enablers. *International journal of mental health systems*, 15(1), 1–60.
- Razaq, A., D. Harrison, S. Karunanithi, B. Barr, M. Asaria & K. Khunti (2020). *BAME COVID-19*

- DEATHS - WHAT DO WE KNOW? RAPID DATA & EVIDENCE REVIEW: 'HIDDEN IN PLAIN SIGHT'. <https://www.cebm.net/covid-19/bame-covid-19-deaths-what-do-we-know-rapid-data-evidence-review/>. (15.11.2022).
- Reichertz, J. (1992). Der Morgen danach. In: Hartmann, H. *Bilderflut und Sprachmagie: Fallstudien zur Kultur der Werbung*. Opladen: Westdeutscher. Verlag. 141-164.
- Reichertz, J. (1994). Selbstgefälliges zum Anziehen. In: Schröer, N. (Hrsg.). *Interpretative Sozialforschung: Auf dem Wege zu einer hermeneutischen Wissenssoziologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag. 253-280.
- Reinprecht, C., & Latcheva, R. (Hrsg.). (2016). *Was wir nicht wissen: Forschungs- und Wissenslücken der Migrationssoziologie*. Wiesbaden: Springer VS. 1-13.
- Rheindorf, M., & Wodak, R. (Hrsg.). (2020). *Sociolinguistic Perspectives on Migration Control: Language Policy, Identity and Belonging*. Multilingual Matters. <https://doi.org/10.21832/9781788924689>.
- Schervish P. J. (2014). Beyond Altruism: Philanthropy as Moral Bipgraphy and Moral Citizenship of Care*. In: Jeffries, V. (Hrsg.). *The Palgrave Handbook of Altruism, Morality, and Social Solidarity*. New York: Palgrave Macmillan. 389-405.
- Shaw, D. (May 13, 2020). *The many meanings of "stay safe" in a pandemic: Sympathy, duty, and threat*. Blog. Journal of Medical Ethics. <https://blogs.bmj.com/medical-ethics/2020/05/13/the-many-meanings-of-stay-safe-in-a-pandemic-sympathy-duty-and-threat/>. (15.11.2022).
- Sinha, S., & Back, L. (2014). Making methods sociable: Dialogue, ethics and authorship in qualitative research. *Qualitative Research*, 14(4). <https://doi.org/10.1177/1468794113490717>. 473–487.
- Sirin, C. V., Valentino, N. A., & Villalobos, J. D. (2021). *Seeing Us in Them: Social Divisions and the Politics of Group Empathy*. Cambridge University Press.
- Sitrin, M., Sembrar, C., & Solnit, R. (2020). *Pandemic solidarity: : Mutual aid during the Covid-19 crisis*. Pluto Press,. <https://search.ebscohost.com/login.aspx?direct=true&scope=site&db=nlebk&AN=2497761>.
- Statistik Austria (April 3, 2020) *Frauen und Männer in systemkritischen Berufen. Unselbstständige Erwerbstätige nach ausgewählten Berufsgruppen 2017*. Infografik, Twitter. https://twitter.com/STATISTIK_AT/status/1246039798382559240/photo/1.
- Stets, J. E. & McCaffree, K. (2014). Linking Morality, Altruism, and Social Solidarity Using Identity Theory*. In: Jeffries, V. (Hrsg.). *The Palgrave Handbook of Altruism, Morality, and Social Solidarity*. New York: Palgrave Macmillan. 333-351.
- Sumption, M. (February 5, 2021). *Where did all the migrants go? Migration data during the pandemic*. Commentary. Migration Observatory. <https://migrationobservatory.ox.ac.uk/resources/commentaries/where-did-all-the-migrants-go-migration-data-during-the-pandemic/>. 1-11. (15.11.2022).
- Ther, P. (2017). *Die Außenseiter: Flucht, Flüchtlinge und Integration im modernen Europa* (Erste Auflage.). Suhrkamp Verlag.
- Tomkow, L. (2020). Health and hostile hospitality: Understanding asylum applicants' narratives of life and health in the UK. *Social Science & Medicine*, 265, 113509. <https://doi.org/10.1016/j.socscimed.2020.113509>.

- Tomlinson, F. (2010). Marking Difference and Negotiating Belonging: Refugee Women, Volunteering and Employment. *Gender, Work, and Organization*, 17(3). <https://doi.org/10.1111/j.1468-0432.2008.00399.x>. 278–296.
- Tyler, I. (2006). *‘Welcome to Britain’: The cultural politics of asylum*. <https://journals-sagepub-com.uaccess.univie.ac.at/doi/abs/10.1177/1367549406063163>.
- Van der Graaf, P. (2014). *The Lost Emotion: Feeling at Home in Sociology*. 29. https://www.academia.edu/27348329/The_Lost_Emotion_Feeling_at_Home_in_Sociology.
- Van der Graaf, P. (2015). *Feeling at Home and Habitus: How Space Matters for Emotions*. https://doi.org/10.1007/978-3-658-01654-8_2.
- van Dijck, J. (2008). Digital photography: Communication, identity, memory. *Visual Communication (London, England)*, 7(1), 57–76. <https://doi.org/10.1177/1470357207084865>
- Vollmer, B. A. (2021). *Borders revisited: Discourses on the UK border*. Palgrave Macmillan. 1-23.
- Walsh, P.W. (2022). *Asylum and refugee resettlement in the UK*. Briefing. Migration Observatory, COMPAS, University of Oxford. <https://migrationobservatory.ox.ac.uk/resources/briefings/migration-to-the-uk-asylum/>. 1-23. (15.11.2022).
- Wegscheider-Pichler, A.; C. Prettnner & N. Lamei. (2021). *Wie geht’s Österreich? 2021 Indikatoren und Analysen sowie COVID-19-Ausblick*. Publikationen. STATISTIK AUSTRIA. ISBN: 978-3-903106-20-8. <https://www.statistik.at/services/tools/services/publikationen/detail/1086>. (15.11.2022).
- Witzel, A. (2000). The Problem-centered Interview. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 1(1), Art. 1. <https://doi.org/10.17169/fqs-1.1.1132>
- Woods, K. (2020). Refugees’ Stories: Empathy, Agency, and Solidarity. *Journal of Social Philosophy*, 51(4). <https://doi.org/10.1111/josp.12307>. 507–525.
- Wuggenig, U. (1990). Die Fotobefragung als projektives Verfahren. *Angewandte Sozialforschung*, Jg. 16(Heft 1/2), 91–129.
- Yuval-Davis, N., Wemyss, G., & Cassidy, K. (2019). *Bordering*. Cambridge Medford, MA: Polity Press.

10. Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Cluster & Typen, eigene Darstellung	51
Abbildung 2: Typus 1, eigene Darstellung, Fotos von Anoush, picsart & Zeina 5 Fotos, Zeina; 1 Foto, Anoush; 1 Foto, https://picsart.com/i/323721855663201 . (15.11.2022).	52
Abbildung 3: Typus 2, eigene Darstellung, Fotos von Anoush, Manal & pinterest 3 Fotos, Anoush; 2 Fotos, Manal; 1 Foto, https://www.pinterest.com/pin/418131146661506701/?mt=login . (15.11.2022).	53
Abbildung 4: Typus 3, eigene Darstellung, Fotos von Manal & Sana 5 Fotos. Manal; 2 Fotos, Sana.	53
Abbildung 5: Prototyp 1, Yasmin	59
Abbildung 6: Foto 1, Zeina	82
Abbildung 7: Foto 2, pinterest https://www.pinterest.it/pin/480688960202896828/ . (15.11.2022).	107
Abbildung 8: Prototyp 5, Zeina	113
Abbildung 9: Foto 3, Zeina	117
Abbildung 10: Prototyp 6, Anoush	121
Abbildung 11: Prototyp 7, Manal	128
Abbildung 12: Prototyp 6, Anoush	159

11. Appendix

11.1 Abstract (Deutsch)

Die Covid-19-Pandemie betrifft nicht alle gleichermaßen wie andere globale Krisen auch. Ideologische Grenzziehungen unterscheiden zunehmend entlang von sozialen Kategorien wie Migrationsstatus, Staatsbürgerschaft und Herkunft über den Zugang zu Hilfsmaßnahmen über staatliche Infrastrukturen. Marginalisiert werden dadurch unter anderem geflüchtete Menschen, sowohl in Großbritannien als auch in Österreich. Parallel dazu werden Möglichkeiten für solidarisches Handeln in der Zivilgesellschaft beschnitten und die alltägliche Bewältigungsarbeit der pandemischen Gesamtlage erfährt eine Verlagerung in die Privatsphäre. Im Zuge dieser Entwicklungen sind geflüchtete Frauen intersektional von Benachteiligung betroffen – doch wie beurteilen diese Frauen selbst ihre Lage?

Die vorliegende Arbeit beleuchtet qualitativ, wie Frauen mit Asylstatus Unterstützung im Alltag in London und Wien subjektiv wahrnehmen. In einer partizipativen Fotobefragung nach Kolb wurden 2020/21 Fotos und Narrative zur Bedeutung von informeller Unterstützung erhoben. Der explorative Zugang stellt die Relevanzsetzungen der befragten Frauen ins Zentrum der Analyse. Über die fallübergreifende Auswertung von Bildmaterial formt sich eine visuelle Struktur. Entlang der drei Hauptthematika Mobilität, soziale Beziehungen, Hoffnung werden Interpretationen mit Theorien verwoben. Das Ergebnis gliedert sich in elf Kategorien, in welchen sich ein breites Spektrum von subjektiven, interpersonellen und zivilgesellschaftlichen Handlungen eröffnet, um gesellschaftlichen Erwartungen gerecht zu werden und sozialen Bedingungen zu trotzen.

Unterstützung findet über emotionale, soziale und geografische Nähe wie Distanz hinweg statt und befasst sich sowohl mit Alltagsherausforderungen wie mit Überlebenskämpfen. Vielfach gehen persönliche Strategien und Vernetzung über etablierte Formen von Solidarität und Alltagsbewältigung hinaus. Sie drehen sich um das Streben nach Autonomie und Normalität, doch vor allem um eines: nicht allein zu sein.

11.2 Abstract (English)

Like many global crises, the Covid-19 pandemic does not affect everyone equally. Ideological border demarcations are increasingly differentiating along social labels such as migration status or citizenship when it comes to access support via state infrastructures. Consequently, refugees, among other groups, are marginalized, both in Great Britain and Austria. At the same time, opportunities for civil society to act in solidarity are gradually being curtailed, and the day-to-day work of coping with the pandemic is being shifted into the private sphere. Amidst these developments, women with refugee status, are often disadvantaged intersectionally – but how do these women assess their personal situation? This work qualitatively sheds light on how women with asylum status perceive support in everyday life in London

and Vienna. Using Kolb's participatory photo-interview, photos and narratives on informal support were collected in 2020/21. The exploratory approach places the standpoints of interviewees at the centre of the analysis. A visual structure is formed through the cross-case evaluation of data. Along the three main themes – mobility, social relationships, hope – interpretations are interwoven with theories. As a result, eleven constructed categories show a broad spectrum of subjective, interpersonal and civil society actions to meet societal expectations and defy social conditions. Support takes place across emotional, social and geographical proximity and distance, handling equally quotidian challenges and struggles for survival. Multiple strategies and networks go beyond established forms of solidarity and individual coping. They revolve around the pursuit of autonomy and normality, but, above all, one thing: not being alone.

11.3 Research Methodology (English)

How and in what way have young women with asylum status in Vienna and London seen and experienced support in everyday life during the Covid-19 pandemic? How do informal networks and individual coping strategies matter subjectively as forms of support? The present qualitative research centres upon these questions, adopting Kolb's (2008b) approach of participatory photo-interviewing. Five women with asylum status between the ages of 24 and 31 located in these two cities were asked to take or collect photos related to support on a personal level during the Covid-19 pandemic. Later, participants discussed the selected images' meanings in interviews. A total of 49 photos were collected, and five interviews lasting one to two hours each were conducted in 2020 and 2021. These interviews were then interpreted in a three-phase cross-case analysis. A visual structure based on similarities and differences identified three main groups – mobility, social relationships and hope – as well as seven subgroups, on which the subsequent analysis of 11 constructed categories was built.

11.4 Summary of Findings (English)

The qualitative results show how participating women related to multiple collectives through complex relationships, roles, feelings and identities. This social fabric informed social solidarity practices, including informal support networks, mutual aid and other forms of collective coping during the pandemic and beyond. The findings point to the subjective meaning of taking multiple active roles in support networks, including with families, partners, family-like friends, community, housemates and civil society. However, women repeatedly stressed the importance of individual coping strategies as forms of self-support. The constructed categories indicate that support practices situated in the microcosms of everyday worlds are channelled in manifold ways: in proximity or distance; based on emotional, social or spatial ties; as one- or two-sided relationships; and maintained actively, imaginatively or retrospectively. Interviewees frequently connected their social support and coping approaches with their pandemic-related experiences, lived realities in asylum processes and

circumstances of everyday bordering, which ranged from discrimination to unequal opportunities in the host society.

Based on the derived visual structure, the following insights were gained:

- The *mobility* group translates support into personal autonomy, agency and freedom to move at the individual level, which are tied to legal, social and economic security at the institutional level. Since bureaucracy moves slowly and limits individuals' social mobility, women started moving by searching for activities and increased their local scope by learning new skills.
- For the *social relationships* group, support relations are shaped in exchanges with people and can be adapted depending on emotional proximity and physical distance. However, feeling and being close to one another can be detached, if necessary. Thus, familial networks of digitally mediated care and local solidary groups of friends and housemates are equally essential but have different supportive functions. In contrast, classical concepts of social solidarity focus predominantly on place-based interactions.
- The *hope* group perceives psychological support through symbolic gestures, new perspectives and interpersonal actions. In extreme situations, such as self-isolation, casual exchanges with the local environment and other people helped participants gain hope through feeling that they were still part of the social world. As another form of maintaining hope, and to symbolically counteract experiences of social exclusion and injustice, interviewees focused on images of themselves in an ideal world and reimagined relationships in society. Alternatively, returning to narratives of nature and spirituality helped participants regain a sense of normality during permanent uncertainty and painful moments.

In sum, the identified actions, attitudes, interactions and feelings reflect the multiple meanings of support for the women interviewed. The findings represent the multiplicity, translocality, adaptability and necessity of support nets and practices. In practice, forms of collective and individual coping appear applicable to multiple and intersecting crisis scenarios that present challenges to participants' social lives, well-being and mental health far beyond the Covid-19 pandemic. Participants' support networks and solidarity practices seem to have evolved biographically and historically, while also being subjectively rooted in dimensions of identity and belonging. Interviewees' social infrastructures and individual survival skills appear shaped by social and political circumstances, rather than emerging temporarily or on a case-by-case basis. In other words, informal support networks aiming to create a stable everyday life amid the uncertainties of the pandemic, forced migration and the absence of sustainable public support structures play an often invisible but critical role in crisis management. Consequently, a paradox is emerging: individual coping strategies and self-organised solidarity help with survival, yet emotional work and social resources shift to where opportunities for restoration are few, social relations are under pressure and the psychological load is already high. Unequal distribution of need and the extent of informal and individual support reflect systemic inequalities on a societal level that, in the cases of the women interviewed, seem to have only expanded during the first year of the pandemic.

11.5 Interview Guide (English)

Introduction

Thanks for agreeing to take part in this photo-interview. This conversation will be recorded, and everything you say is confidential, you will remain anonymous. Please only share as much and what feels comfortable for you to share. I will not interrupt you, everything you tell me is of interest to me, I will be listening in the first place and add a few more questions to discuss with you later.

Lockdown and other restrictions related to the pandemic in spring 2020 have affected our lives in many ways. I am interested in learning how your everyday life, your social relations and connections have been affected in any way between spring 2020 and now.

Part 1 | The photo interview in 3 stages

1. *Feedback/Reflection:*

How was your experience taking/collecting photos? How did it go?

2. *Selection of photos:*

Please prioritize the selection of images beginning with the photos you consider most 'important'. In that way, you can choose the order in which you talk about the photos

3. *Comment/narration on photos:*

Please tell me more about the photo you chose.

- *How did it come about?*
- *Who or what is in the picture?*
- *Why did you choose the motif/this moment?*
- *What does this picture mean to you?*
- *What is important to you about the photo?*
- *Is there a story about the photo?*
- *What do they have to do with the topic 'Support* in Corona times' for you?*

*When I speak of support, I refer to all kinds of help, ways to make each other's lives better and easier. That can include things such as cheering another up on a bad day, sharing your problems with someone you trust, going shopping for someone, or meeting a friend for a walk.

3.1 *Supplement | Photos missing?*

- Is something missing in the series of pictures on this topic?
- Would you like to have added a picture, that you didn't have the chance to take?
- If so, which photo would you like to have added?

Part 2 | Set of open questions – Semi-structured Interview

1. *Coping in Everyday Life*

- What activities/routines were important for you during that time?
- Which moments did you enjoy during that time? What were new challenges or barriers?
- What did you miss in your life, and what didn't you miss?

- What positive experiences do you have? What challenges did you experience? How did you feel (negative: more anxious and stressed; positive: calm and relaxed)?

2. Social Network

- How has your social life been changing, who did you stay in touch with and how?
- Who were your most essential contacts in that time?
- Who have you been talking regularly?

3. Social Network as Support Network

- Who or what helped you get through challenging moments during that time?
- Who supported you during that time, and who did you support?
- In what ways have you supported the people you feel close to? And/Or have they been supporting you? Can you think of some examples?

11.6 Interviewsequenzen: Textstellen zum individualisierten Typus

I: Das heißt, da habt ihr dann zusammen Druck gemacht. [Genau] ... Super. ... Mhm. ... Und jetzt eben, wenn du dir wieder denkst, welche Sachen gut sind, jetzt ist es, weil wo du niemanden treffen konntest, hast du ja gesagt, dass dir Zeichnen viel geholfen hat. Und ist es jetzt sozusagen wieder anders oder sind das jetzt noch immer Sachen wie zeichnen, die du machen kannst, damit's dir, damit du dich gut -

A: Aso, nein. Zeichnen, nachher hab ich dann, ich hab's mir überlegt, dass ich dann was schreibe, so irgendeine Geschichte schreibe oder hald . was zeichne. Aber nachher hab ich bis jetzt nicht gezeichnet. Das war nur da. Und was mich jetzt hilft. ... Dass ich mit jemanden rede und ... Ja. Oder ich mach irgendeine Aktivität, ich geh Fußball oder ja, irgendwas, damit ich dann beschäftigt bin. ... Ja. ...

I: Quasi, da gibt es jetzt wieder diese Möglichkeiten. [Ja]

Code: • 1 MOBILITY\1.1 Mobility- The individualistic Type

Transcripts- original Version\4_190522 Transkript Foto Interview T3 Anoush Position: 152 - 154

Z: Well, this picture, it has recently put in my hostel where I live [**I:** Aah]. So. I took this picture, because it does present me with this scarf and yeah and space, she goes to the space. It doesn't matter, if you a girl, it doesn't matter which religion you believe, you're a woman you can do anything as other women. [**I:** Ya] if, you are with. I know some cultures girls wear hijab as I am, but that it doesn't stop you to do the things that you want to do. [**I:** Mhm] and I like it. [**I:** Mhm] it have power [**I:** Ya, ya] Ya.

I: And ahm.

Z: I would call it, myself.

I: And when you say, if make you feel space and it makes you feel strong.

Z: Yes, because some, from my experience, like for me, when I wear the scarf and the hijab thing [**I:** Ya] I get some negativity around it [**I:** Mhm] but depends what kind of people you speak to [**I:** Ya]. Ya some people they don't mind of all about religion, you are what you believe, but some people it does take it seriously. [**I:** So, in this case, there is a protection, right?] Yes, mhm.

I: When you again-

Z: This is the sign of the person who made it.

I: It looks like a signature. And when you think about support again?

Z: I don't think about support, I just feel power.

I: Mhm.

Code: • 1 MOBILITY\1.1 Mobility- The individualistic Type

Transcripts- original Version\4_220302 Transcript Photo Interview P1 Sana Position: 1 - 1

S: I love this picture. ... I really love it. >points at the picture holding a bike< So, it was when. So, I've learned cycling with a charity called "the bike project" and here we were doing a documentary [**I:** Ah] about our experiences. And yeah, it's a nice camera, they have taken the photos with me. [Where was this?] I think I think it's *Burgess park*, *Burgess park*. [**I:** Mhm] So, it felt that I'm very e- I mean, I feel very safe with my bike, I feel very empowered with I'. And it helped me- I know that I can reach places. I'm scared of animals and dogs and stuff. So, I know even if I go and stayed a bit late with my friends. I know that on my bike I'm not scared. [**I:** Ja] Ahm, it taught- I've always thought that I'll never be able to ride a bike. I was like always having this mental image that I would fall, or I can't balance it or anything. [**I:** Mhm] so, being able to do so has taught me that I can do things if I want to. So, it felt I'm soo. it reassured that I can do stuff. Like in this photo especially, I'm carrying my bike, I'm really strong and ahm.... Yeah, I mean I love that bike. I look thinner than normally, so I like this picture more >laughs a lot< [**I:** Why are you carrying it?] I don't know, I felt like "okay, I'm strong" [**I:** Yes, yes, yes]

I: and so, you already talked a bit about it, but was the picture mean to you or what does this moment mean to you when you... think about it a bit more?

S: It's a friend. My bike has been a friend for me especially through the, ah the lockdown. Ah, I'd say that. it has a name and . >laughs< [**I:** What's his name or her name] Bluey. [**I:** Say again?] Bluey. Not very. how do you call it? Creative but. [**I:** I love it] Yea, it's my friend and I feel it's, it not completed me in a way, but like I feel very satisfied with my, not satisfied what's the word for it? Very independent with it, very free, capable, you know. It extended what I can do. Especially in a place on my own, the people that are really close to me are limited and stuff. So, like I felt very safe with it, very empowered, very... Literally, I can do more stuff that I would normally do. [**I:** Ya] So yes, it's a friend, I'd say it's a friend [**I:** Wow] a different kind of friend that even pandemic can't stop you from seeing.

I: I can absolutely relate to this. Ja, ja, okay. That's ja, I love it. [**I:** Thanks] I can absolutely see what you mean. Can you talk a little bit more about in what way it relates to support for you.

S: I mean it is a support, because I mean we talk about very simple and everyday things [**I:** Ya, absolutely] I would go to the big Sainsbury's with this bike, because it's a little bit [**I:** Ja] the nearest shops are more expensive and not have very varieties so I would all the time be able, I know I would be able to go to the Sainsburys and it has a small bag here and with my backpack I would go shopping every week and I know that I can carry more than what I usually can with only my hands [**I:** Ya] so that, like that kind of support, being able to do my everything knowing that I'd also be active and that I'm doing something that like. even I had the gym go and do everything it's kind of an extra kind of activity that I can do. So, knowing that... I have a healthy lifestyle meant also a lot for my, it supported me. Knowing that. I'm, I'm not sitting all the day and just on the screen. [**I:** Ya] Ah like when I'm cycling,

I'd be very, very happy and feel that I'm free. [I: Yes] and that's also a kind of support I'd say because I mean it's such a relief for your soul and for your mental health and stuff so that. Yes, I'd say that, sometimes I'd say, if I'm not thinking about of the other elements [I: Ya] I'd say it was the only thing that helped me through, not only the pandemic and the lockdown but also the time of uncertainty where I was waiting for the asylum [I: Ya] claim result [I: Ya] os ya on all of these levels. [I: Mhm] technically because I'm on my own and I need to get stuff and buy my own stuff and also that I know I have a healthy lifestyle and also on my mental health and the sense of support like freedom and independency. [I: Ya]

I: So literally carrying you through this time. [S: Yeah] and if you would give this picture a title or you know a name.

S: I would say survive, survival, because ahm. I mean like... I had a really tough tough tough time and I mean I mean I left the war in Syria and I'm from Aleppo so it's like it was a very. there were very difficult times [I: yeah] and I have all sort of war-related problems with, I have one of my brothers arrest and he is probably detained but we know nothing about him I mean my life is really very very tough and moving on my, being on my own here, having to choose that I want to seek asylum because it is more safe than getting back but that means that I also can't see my family [I: Yes] and then I was not being able, I didn't get a job straight away, I was waiting for the unknown, the 18 months that I've told you about [I: Mhm] where I was waiting for the asylum claim were really very very very brutal and very harsh [I: Ya] ... so I easily could- if I was not really res- resilient enough and flexible enough to just be courageous and go and learn how to cycle and like being courageous ya, to really do I' [I: Mhm] I know that many people just don't cycle in London because it is scary, so [I: Ya] it also like, I said, 'I'm gonna do it' [I: Mhm] So, if I didn't learn how to cycle and I didn't manage to build that support kind of system with my bike I might, I might be in a darker place like relating to my mental health and stuff. I'm not sure where I would be. [I: Mhm, yes, yes]

I: Mhm, so this is... [S: Yeah] cycling.

Code: ● 1 MOBILITY\1.1 Mobility- The individualistic Type

Transcripts- original Version\4_220302 Transcript Photo Interview P1 Sana Position: 41 - 56

M: Dann muss ich noch denken, wer noch (...) Ah. Nix. Ich habe mich alleine geholfen. Selbst. >lacht< [I: Das ist auch wichtig] >lachen< selbst, alleine, nach dem Arbeit bin ich andere was war vorher das Arbeit gehen. Dann das Arbeit gehen, mit Menschen kennenlernen und so, bin ich starker als früher, weil früher habe ich, wenn die Frauen nur zuhause, kochen und so. Dann kann nicht äh, ein Schritt für Schritt machen, weißt du? Schritt für (nach) vorne machen [I: Mhm] Ich denke ist immer so, muss immer Selbstbewusstsein sein: Ich kann das machen, obwohl das sehr schwer ist. Z.B. Führerschein habe ich so viele Schwierigkeiten, aber trotzdem habe ich am Ende genommen, weißt du? ... Das zwei Jahre? Ja, zwei Jahre es dauert, weil schwanger, danach habe ich gestoppt, danach weitergemacht und jetzt ist gut, habe ich geschafft. [I: Jetzt fährst du jeden Tag zwei Mal] Mhm! [I: Super!] Nur habe ich ein bisschen Stress, wenn ich das, weil in Wien gibt's viele Straßen und so und jede hat bisschen anderes [I: Ja. Kompliziert, ja] machst du einen Weg, der Weg teilt, zwei oder drei [I: Das musst du mir eines Tages lernen, ich hab nur den Führerschein, aber ich traue mich nicht in Wien fahren] Ich habe einen mit dem Navi, habe alles im Auto mit dem Navi, aber trotzdem bisschen Stress bin ich, aber es ist besser. Man braucht nur Zeit. Ja für mich ist selbst, ich habe mich selbst alleine geholfen. Ich habe Schwierigkeit so, damit ich alleine oder so muss ich was machen, Uni habe ich Schwierigkeit, aber nach dem Arbeit, ich habe immer gute Gefühl. Ich kann so machen, ich verdiene Geld. Ich mache... was mache ich noch?

Ja, ich mache auf Kinder, auch Hausarbeit und so. Obwohl ist das nicht gut, ist nicht perfekt, aber ist besser als nie, weißt du? Ja. [I: Mhm] Deshalb.

I: Ja. Und das Arbeiten, wann hast du damit angefangen?

M: 31. Juli. Das war sehr gut. [I: Ja] Am Anfang, Stress, aber jetzt habe ich angefangen mit den Kollegen mit gut kennengelernt, wir sind sehr Freund, mit meinen Arbeitskollegen. Das gut [I: Schön.] Ja [I: Das ist ein großer Unterschied] <lacht>

Code: • 1 MOBILITY\1.1 Mobility- The individualistic Type

Transcripts- original Version\4_211213 Transkript Foto Interivew TN 2 Manal Position: 122 - 124

Y: Okay. Jetzt komme ich glaub des. [I: Ich schreib nur wieder dazu, Nummer 2] Y: Okay! ... Also das, das würd ich, dieses Foto würde ich, das Thema nennen, das Deutschlernen, weil auf persönlicher Ebene würde ich sagen, Deutsch lernen war für mich eine der größeren Ängste als ich so, äh, so hierhergekommen bin hab ich mir vorgestellt ,oh, würde ich einmal auf Deutsch so ohne, dass ich so viel denke, würde ich einmal so ah, wie sagt ma das, so ruhig Deutsch reden oder verstehen, alles was die über mir reden?‘ Also das war, wie gesagt, eine der größten Ängste als ich neuer Flüchtling war in Österreich. Ahm und nach einer kurzen Zeit, also gleichzeitig würde ich sagen, das ist ah, das hat mir die- Also nach kurzer Zeit war das mir die größte Unterstützung für mich. Also diese Angst ist, ahm, wie sagt man des, Angst kommt zu Unterstützung. Also was ich Angst von diese Dings hab, das war nach einer kurzen Zeit eine Unterstützung für mich als ich Deutsch gelernt habe, weil ehm. ich fühle mich dann so viel stärker. Also ich bin jetzt stark, ich verstehe alles was die zu mir sagen. Weil ich hatte ein schlechtes Gefühl gehabt immer, wenn jemand mit mir auf Deutsch redet und ich könnte nicht antworten. Also das ist wirklich sehr sehr sehr unangenehmes Gefühl. Ja. Ahm ... und, ja.

Code: • 1 MOBILITY\1.1 Mobility- The individualistic Type

Transcripts- original Version\4_211202 Transkript Interview TN 1 Yasmin Position: 24

11.7 Fallbeispiel Einzelbildanalyse: Der alltägliche Typus

Das abgebildete Fallbeispiel stellt das dreistufige Auswertungsverfahren der Einzelbildanalyse von Bild und Text exemplarisch für einen Prototypen dar.



Abbildung 12: Prototyp 6, Anoush

Phase 2 | Einzelbildanalyse eines Prototypen

1) Deskription (siehe Seite 114)

2) Rekonstruktionsanalyse & Selbstreflexion

2.1. Die *Handlung vor der Kamera* betrachtet rein das Bild als Inszenierung und beschränkt sich darauf, was sich im Bildrahmen abspielt ohne jedoch seinen Kontext mitzudenken (Reichertz 1992: 150ff).

Eine mit Einweghandschuhen bekleidete Hand präsentiert eine Blume, die wiederum aus kleinen Blümchen besteht. Der Handschuh ist sorgfältig übergestreift, spannt und faltet sich in der Bewegung der Hand, die sie füllt. Die Handinnenfläche ist offen, leicht nach innen geknickt, alle fünf Finger berühren sich. Die Hand hält die Blume zwischen den Fingern eingeklemmt hoch, während sie in die Kamera gehalten wird. Zugleich zeigt diese Haltung in Richtung Horizont den Weg an. Gerahmt wird die Hand von Asphalt, und einem Fleck Rasen, der entlang der Achse von Daumen und Zeigefinger am Wegrand verläuft. Im Hintergrund eröffnet das Bild einen perspektivischen Weitblick, der weit hinter die Hand und die Blume hinausreicht. Der Bildrahmen, der frontal ausgerichtet ist, schneidet dadurch die Litfaßsäule und ein Schild am Wegrand ab, das nicht näher zu entziffern ist. Von der Schärfentiefe fast verwischt, lässt sich bei genauerer Betrachtung auch eine gelockte, dunkle Linie am grauen Asphalt, erkennen. Die Kringel, die nicht zur gekörnten Patina des Bodens gehören, werden teils von der Hand verdeckt, aber tauchen hinter ihr wieder auf. Die gelockte, dunkle Linie kann nur der lange Stängel, an der die ausgerissene Blume hängt, sein.

2.2 Über die *Kamerahandlung* wird die Fotografie als soziale Handlung und Handlungsrahmen rekonstruiert; dies beinhaltet auch was nicht fotografisch inszeniert wurde, aber im Rahmen der Handlungsmöglichkeiten gelegen wäre, ohne auf Bedeutungen einzugehen (Reichert, 1994:270ff; Reichert, 1992: 148).

Die fotografierende Akteurin hält die Kamera frontal, leicht in Richtung Boden geneigt über die linke Hand einer Person, die sich in unmittelbarer Nähe der Fotografin befindet. Noch wahrscheinlicher gehört die Hand zur Fotografin selbst. Die Kamera fokussiert die Hand im Handschuh und die kleinen Blumen in ihr. Wenn es sich um die Hand der Fotografin handelt, hat im Vorfeld ein gekonnter Balanceakt aus Scharfstellen, Halten der Kamera und Drücken des Auslösers stattgefunden. Dafür sollte die Kamera leicht und handlich sein, wahrscheinlich ist, dass es sich um eine der hochwertigeren Handkameras handelt. Das Format bietet genug Bildraum, um den unscharfen, breiten Weg, der die scharfgestellte Hand säumt, aus der relativen Nähe bis zum Fluchtpunkt inklusive des Himmels einzufangen. Die Fotografin erfasst damit nicht mehr und nicht weniger als das, was sie zeigen will: Die Hand bis zum ihrem Gelenk und den Weg, gesäumt vom Grün der Pflanzenwände, die im hinteren Teil des Bildes von der Sonne bestrahlt werden, sowie einem Fleck Himmel, der aufgrund der Lichtverhältnisse leicht überbelichtet ist und fast weiß erscheint. Aus dem gewählten Standpunkt gelangt eine Rezipientin zum Eindruck, durch die eigene Hand zu blicken. Alternativ hätte die Person das Bild im Querformat aus derselben Kameraposition aufnehmen können; dann wäre die Hand beschnitten worden, mehr vom schattigen Wegrand an beiden Seiten zu sehen gewesen, jedoch hätten die sonnenbeschienenen Heckenbüsche gefehlt.

2.3 In der „*Beziehung zwischen Betrachterin und Fotografie*“ (Kolb 2001:119) wird gesammelt, was ich als Rezipient*in selbst in dem Bild sehe, damit assoziiere und eine Selbstpositionierung meines eigenen Rekonstruktionsvermögens und Möglichkeiten der Entschlüsselung des kodierten Bildes reflektiere (ebend.).

Als erstes fällt mein Blick auf den Handschuh, einen Handschuh, der die Hand anonymisiert und generalisiert. Der Plastikhandschuh sticht hervor und markiert das Bild im gegenwärtigen Kontext. Er bringt das Foto sofort mit der Covid-19-Pandemie und der mit ihr verbundenen Entwicklung, Schutzkleidung im Alltag zu tragen, in einen Zusammenhang bringen. Dennoch zeigt das Bild kein typisches Szenario der Pandemie, in dem Hände mit Handschuhen bekleidet werden. Dass der Plastikhandschuh eine Blume berührt, erinnert mich an ein Stilmittel zeitgenössischer Kunst und den Versuch, ein Objekt aus seinem bekannten Kontext zu nehmen, mit seiner Bedeutung zu spielen und ihn entfremden möchte. Im aktuellen Kontext sehe ich in dem Bild ob beabsichtigt oder nicht eine visuelle Thematisierung und Ästhetisierung einer durch die Pandemie veränderte Lebensweise mit ihren Folgen.

3) Interpretationen

Interpretation 1: Wege durch eine ver- rückte Beziehung zur Welt

Aufbauend auf die *Deskription des Bildinhalts* zeichnet sich ab, dass symbolische Gegensätze auf dem Foto aufeinandertreffen. Was hier in Beziehung gesetzt wird, sind Dinge, Farben und Materialien, die Künstlichkeit und Natürlichkeit repräsentieren. Der blaue Handschuh signalisiert durch Farbe und Material seinen industriellen Ursprung. Das Einwegprodukt könnte als Inbegriff menschengemachter Künstlichkeit, sich hier durch sterile Sauberkeit und Luftundurchlässigkeit auszeichnend, gelesen werden. Die weißen Blüten mit gelben Punkten stehen im Gegensatz dazu für die kleinen Freuden der städtischen Natur. Damit können sie mit Neuanfang, zyklischen Wandel und temporärer Schönheit in Verbindung gebracht werden. Die weiße Blume im Plastikhandschuh kann als visuelles Sinnbild der Verletzlichkeit aber auch der Resilienz der Natur gelesen werden.

Die Bildumwelt, in der sich die Hand im Handschuh befindet, strahlt vorstädtische Ruhe und morgendliche Frische aus. Die Kombination der einzelnen Elemente wirkt plakativ und banal. Sinnhaft lässt sich der Handschuh mit der Covid19-Pandemie einordnen, wo sich die Präsenz professioneller Schutzkleidung, die einer mit der Pandemie hervorgegangenen Lebensweise auch visuell normalisiert hat. Zumindest in den öffentlichen Verkehrsmitteln oder an Orten, wo viele Menschen dieselben Gegenstände berühren. Doch auch dieses Setting trifft auf dem Foto nicht unmittelbar zu. Es ist sonst niemand auf einem begrünten Weg zu sehen, kein anderer Mensch, keine Haltestelle und kein Haus. Warum würde die Person die Handschuhe anlassen? Es wirkt selbst in Zeiten einer Pandemie übertrieben, eine Blume mit Schutzhandschuhen zu halten.

Der Handschuh erweckt den Eindruck, als hätte er sich ins Bild verirrt, wäre am falschen Ort zum Einsatz gekommen, er irritiert. Zugleich macht die Blume darin keinen verlorenen Eindruck, sondern schmückt den blauen Einweghandschuh, wie einen weißen Ring. Die vordergründige Botschaft könnte lauten: „*In Zeiten von Corona sind der Handschuh und die Maske als Symbol der Angst und Ungewissheit, aber auch Kontrolle und Sicherheit gelesen worden.*“ Unberührt von dieser herausfordernden Gesamtsituation liegt eine Blume in ihrer unveränderter Schönheit, Widerstandskraft und Gesundheit im symbolträchtigen Handschuh. Damit kann die kontrastreiche Symbolik weiter auf ein polarisiertes Verhältnis zwischen Mensch und Natur hindeuten, dass über den Handschuh, der die Berührung von Haut und Blumenstängel verhindert, zum Ausdruck kommt. Die Haptik der Umwelt geht im Schutzmantel verloren, wird eingetauscht gegen das Gefühl von Kunststoff, dass die Sicherheit, keine Infektionen weiterzutragen oder einzufangen, repräsentiert. Das Motiv könnte als Versuch gedeutet werden, seine Umgebung erfahren, sich an der Natur erfreuen zu wollen und zugleich Sicherheitsabstand zu halten.

Interpretation 2: Verantwortungs- & Hoffnungsträgerin zugleich

In Anknüpfung an die *Handlung vor der Kamera* kann die Hand im Bildzentrum einer Doppelrolle überführt werden. Sie trägt nicht nur die Blume, sondern einen Handschuh und zeigt damit, dass sie die Standards des Schutzes vor der Übertragung von Viren überaus ernst nimmt. Sie steht im glatten Blau zu ihrer Verantwortung in beide Richtungen, nach innen und außen. Auch trägt auch winzige, weiße Blume, wie einen Ring auf der Innenseite ihrer Hand. Die gepflückte Blume ist handlich, sie kann in neue Kontexte versetzt werden, als Schmuck am Finger getragen und nachhause in Wasser gestellt werden, um ihre Lebenszeit zu verlängern.

Gepflückte Blumen werden nicht ohne Grund mit Vergänglichkeit assoziiert. Darüber hinaus kann die Bedeutung der weißen Blütenblätter in verschiedene Richtungen ausgelegt werden. Zu betonen ist es hier eine Blume, die aus vielen kleinen Blumen besteht. Die Blüten ergeben eine gemeinschaftliche Struktur, einen Miniaturblumenstrauß. Die weißen Blüten mit gelben Punkten könnten auch im Kontext der Pandemie gesehen werden und auf die Symbolik hinweisen, Verantwortung für die kollektive Gesundheit zu tragen. Sie könnten in diesem Sinn für die Gesundheit im Allgemeinen stehen, die verletzlich ist, die geschützt und gepflegt werden muss. Dies lässt sich wiederum in einen Zusammenhang mit dem temporär entwickelten Narrativ von Solidarität bringen, in dem Einzelne zum Schutz eines Gesellschaftssystems beitragen soll. In Anlehnung an Aufschriften an Seifenspendern oder Wortspielen aus Covid-19-Kampagnen wie zum Beispiel, dass wir alle den Schutz unserer Gesundheit *in der Hand haben*.

Es ließe sich folgen, dass der Mensch, der Anspruch auf die Natur erhebt und sie sich zu eigen macht, auch die Verantwortung für sie trägt. Das Schicksal der Blume liegt direkt in der Hand im Handschuh. Die Rahmung unterstreicht die Sicherheit und Zuversicht, die Handschuh und Blumen in Kombination ergeben. Die Hand könnte dabei zum Ausdruck bringen, dass zum einen, sie weiß, was sie tut und wohin sie will und zum anderen, dass die Blume zwischen ihren Fingern sicher ist. Der Auslegung der Natur als Bedrohung, die beherrscht und *in den Griff* gekriegt werden muss, sowie der Wunsch, die Pandemie unter Kontrolle zu bringen, setzt sich dabei nicht als bestimmend durch. Genauso wenig zeigt das Bild, dass es sich um eine angstvolle Hand handelt, die sich selbst die Natur nicht mehr ungeschützt berühren will. Vielmehr deutet die Geste der Hand auf ein Motto wie „*Verantwortung und Hoffnung gehen Hand in Hand*“.

Interpretation 3: Die Inszenierung von Erinnerungen oder die Kultivierung des Schönen

Die Interpretation der *Kamerahandlung* verweist auf das Zentrum des Bildes, wo eine Hand eine Blume in die Kamera hält. Über die Art, mit der die Blume fotografisch inszeniert wird, präsentiert sich einerseits die Kultivierung von Natur durch die fokussierte Blume. Andererseits zeigt sich noch konkreter eine visualisierte Kultivierung der Natur. Der Blick ruht auf der winzigen, weißen Blumenansammlung in einem künstlichen himmelblauen Handschuh. Für die Kamerahandelnde könnte die Blume als ein Ausschnitt von Natur in Zeiten von Ausgangssperren und Selbstisolation eine Besonderheit darstellen. Im Handschuh wird noch deutlicher, dass die blühende Pflanze in erster Linie visuelle Sinnlichkeit darstellt. Womöglich duftet sie auch, doch diese Sinnebene wird selbstverständlich nicht über das Foto nicht. Möglicherweise wird die Kultur der sozialen Distanz und dem Tragen von Schutzkleidung, einhergehend mit dem Verlust von Haptik, von der Fotografin durch Visualität kompensiert.

Für den Moment wird die Blume zu einer alltäglichen Freude, die in Zeiten der Pandemie frei zugänglich bleibt und zugleich Ausdruck dessen ist, was seither zu kurz kommt; so könnte eine weitere Lesart lauten. Die Fotografin verbildlicht, wie in Zeiten von *social distancing* die Nähe zur Natur eine sinnbildlich bedeutende Funktion einnimmt. Die Hinwendung der Kamera auf eine kleine Blume stellt gewissermaßen den Versuch einer fotografischen Kompensation subjektiver Verluste an einem ungewöhnlichen Frühlingstag dar. Das Bild versucht im übertragenen Sinn, entfremdete Verbindungen herzustellen. Die Rolle der kleinen Freuden des Alltags kommt folglich den weißen Blüten an einem unbestimmten Tag in der Pandemie zu.

Die klare Kamerahandlung beschäftigt sich aber nicht nur mit der Sinnlichkeit in der Nahaufnahme, sondern wirft zugleich einen Blick in die Ferne. Sie ist noch nicht am Ziel, ein Stück Weg liegt noch vor ihr. Die sonnenbeschienene Aussicht erscheint positiv, auch wenn die Person selbst sich noch auf der schattigen Seite befindet, ist der von ihrem Standpunkt aus eingefangene Ausblick heiter. Die Blume in der einen Hand, die Kamera in der anderen, fotografiert sie, schaut nach vorne, der Sonne entgegen und macht sich wohl gleich bereit für die nächste Station auf ihrem Weg. Die fotografische Handlung zeigt eine Begegnung mit der Natur, die von Spontanität gezeichnet ist und nun in eine bleibende Erinnerung übertragen ist. Als ob sie hervorheben will: „Auch zukünftig sollen Momente in Isolation mit stilisierten Erinnerungen aus der Natur ausgeschmückt werden können.“

Die drei potenziellen Botschaften als Zwischenergebnisse der Bildanalyse, die gefundene Bedeutungen und die Interpretation des Prototyps umfasst werden später nach Möglichkeit mit den Zwischenergebnissen aus der Textanalyse zur Ergebniskategorie *alltägliche Hoffnung* synthetisiert.

10.8 Fallbeispiel Textanalyse CGT: Der alltägliche Typus

Als Datenbasis für die Textanalyse nach CGT wurde die Gesamtheit an narrativen Sequenzen, die sich zum Thema oder anderen Fotos des Typus *alltägliche Hoffnung* zuordnen lassen, einbezogen, auf die sich Sequenzen aus drei der fünf Fotobefragungen einbeziehen ließen. Nach dem zweistufigen Codier-Prozess wurde über Kontrastierung und Verdichtung der fokussierten Codes und Rückbezug auf zugehörige Textstellen vorläufige Kategorien als Zwischenergebnisse für der Textanalyse entwickelt. Der analytische Fokus in der Textinterpretation wurde in der Textanalyse bereits nahe an das Forschungsinteresse gelegt. Textsequenzen zur alltäglichen Hoffnung wurden erst in individuelle Kontexte der Geschichtsträger*innen eingebettet, dann rekonstruiert und in Folge zusammengeführt.

Textstelle 1 (Sana, Z:157-190)

“S: I would say having ah great friends and meeting new friends who I’m lucky, very lucky actually to have. (...). Like they also helped me discover potential and ahm know that even though it feels that I’m very stuck and. in a way I can’t really mo-hove >with an attempt of a laugh< [I: Yeah] because I couldn’t work, I couldn’t do anything and stuff [I: yes] (...) so for example this friend has told me about the babysitting kind of thing [I: Mmm] you know. so they were. very good in a way that has... that I knew that... they helped me not only in the way that they showed me that I can, they helped my to do st-stuff and [I: Ya] helped me to not feel very stuck in the situation. And. being able to... try and [I: Mhm] do other things, to help myself and my family only being able to try has really helped me, knowing that there is something better that can come out of this. (...) [I: yes] So having this kind of support with people that would help you learn how to, you know, manage in a new system, in a new society and stuff [I: yes] has really helped. (...) [I: Ya] I would say aand having friends who are from different. lik.- like although having Syrian friends who have gone through what you gone and stuff is very like important, but (...) most of the time I’d say eh. help or support each other, to see other potentials

sich in einer schweren Lage feststecken

Unterstützung von Freund*innen erhalten

durch Freund*innen neue Perspektiven &

and know what you can do and discover new ways of	eigenes Potential erkennen
like surviving >with a laugh< [I: Ja] so yeah, I'd say this	
goes next. (...) [I: Mhm. if you gave this photo a title or	
like a name?] S: I'd say hope, [I: Mhm] because	erneut Hoffnung sehen
yeah, with the potential that	
they showed me, I knew that there is hope somewhere	
in the horizon."	

Sana ist mit einem Stipendium für einen Masterstudiengang nach London gekommen. Nachdem sie ihr Studium in London abgeschlossen hatte, traf sie die Entscheidung, um Asyl anzusuchen. Eine schwere Entscheidung, die zugleich bedeutete, ihre Familie auf unbestimmte Zeit nicht mehr wiedersehen zu können. Angesichts der um dieselbe Zeit stattfindenden Pandemie sieht sich als allein in einer mehrfach besorgniserregenden Situation.

Es sind ihre Freund*innen aus dem Studium, die beginnen ihr Mut zu machen und Perspektiven zu eröffnen, um den eigenen Bewegungsspielraum selbst in einer höchst limitierten Ausgangslage zu erweitern. Die Freund*innen stellen ein „*another eye*“ (Sana, Z:182) für sie dar, ein Auge also, das neue Horizonte und damit „*new ways of like surviving*“ (Sana, Z:182) für sie ausfindig macht, wenn sie sich in einer apokalyptischen Situation wiederfindet. Der zuversichtliche Blick ihrer Freundin*innen, unterscheidet sich von ihrer sorgenvollen Perspektive. Es sind Freund*innen, die ihre Erfahrungen mit dem Syrienkriegs nicht teilen und mit der Gesellschaft und den Abläufen vor Ort vertrauter sind, betont sie. Über ihre Vorschläge bietet sich Sana ein Ausblick auf eine Reihe an Handlungsoptionen.

Was Sana an einer Stelle als „*hope somewhere in the horizon*“ (Sana, Z:190) beschreibt, dass es sich dabei nicht um eine unmittelbare Lösung handelt oder der Überwindung einer Krise gleichkommt, sondern dass es viel mehr um den Prozess geht, wieder einen Schimmer von Hoffnung über kurz oder lang erkennen zu können. Die Präsenz und Sichtweisen, die von Bezugspersonen in Krisensituationen entgegengebracht werden, stärken das Bewusstsein, nicht allein zu sein und mehr Möglichkeiten zu haben als angenommen.

Textstelle 2 (Anoush, Z:191-210)

„A: (...) Als zweite werde ich das aussuchen. [I: Mmmm] weil da die,	
meine-meine Freundin, die war dann immer neben mir. [I: Deine beste	
Freundin?] A: Meine beste Freundin, genau. <u>Nachher</u> , als ich dann	beste Freundin an der
wieder vom Krankenhaus gekommen zuruckkam, sie hat sich dann so	Seite haben
gefreut, sie hat alles <u>vorbereitet</u> , gut gekocht, alles, was ich dann vorher	
geliebt habe, damit ich dann hald mich wieder, weil ich hab's dann in	
diesem Zeit, hab ich dann 10 Kilo auf einmal abgenommen. > schnalzt	gepflegt/umsorgt werden

mit der Zunge < Und sie hat dann immer, weil halb nachher hab ich dann noch immer, einen Monat, glaube ich, nachher sogar, hab ich dann auch wieder ääääh, keine Geschmack-, äh, ich war auch wieder geschmacklos und sie hat dann immer so gute Sachen, was wir früher gegessen haben, hat das dann für mich vorbereitet, gekocht und das war dann auch da, im-. wir haben dann dort auch so ein äh, Balkon gehabt. Da haben wir's dann [I: Mhm] Das erinnert mich auch an meine Freundin und auch [I: Ja] Genau. An eine schwierige Zeit und trotzdem auch was Gutes. > lacht leise und froh <. [I: Ja. Und da is ein Balkon ahm auch zu-, oder bei deiner Freundin auch gewesen?] A: Ja, das war am Balkon und meine Freundin war da eben auch da. Das Foto sagt mir auch genauso. [Ja] 'Schwierig aber-'. [I: Aber?] oder wie soll ich sagen? Ich kann keine so, also ich kann's nicht in so in ein Wort sagen. [I: Mhm] aber ich kann's dann irgendwie beschreiben. Dass dann hald in eine schwierige Zeit oder hald schwierige Platz, [I: mhm] dass du 's dann da auch was Gutes findest. [I: Mhm. Ja].

sich an den Beistand
erinnern

das Gute in schweren
Zeiten erkennen

Bei Anoush liegt der Moment, der ihr Halt gibt, nicht in der Zukunft, sondern in der Vergangenheit. Während ihrer Covid-Erkrankung und vor wie nach ihrem zweimonatigem Krankenhausaufenthalt ist ihre beste Freundin „*immer neben*“ (Anoush, Z:192) ihr und unterstützt sie auf mehreren Ebenen. Unter anderem versorgt sie Anoush, lenkt sie von ihrem Gesundheitszustand ab und leistet ihr Gesellschaft. Der Beistand und die physische Nähe der Freundin gibt Anoush ein gutes Gefühl, genauso, dass diese ihre Lieblingsgerichte kocht, um sie in geschwächtem Zustand und mit Geschmacksverlust zum Essen zu bewegen.

Woran sie sich in den Gedanken an die „*schwierige Zeit*“ (Anoush, Z:202) ihrer Erkrankung und Genesung festhält und gerne zurückerinnert, ist die Unterstützung der Freundin, die ihr „*was Gutes*“ (Anoush, Z:203) in die Situation gebracht hat bis zum Tag des Interviews muss sie sofort an diese Freundin denken, wenn sie in schwierigen Situationen ist. Es ist eine Erinnerung, die sie selbst rückblickend stärkt, die ihr auch heute noch ein gutes Gefühl in schwierigen Situationen gibt.

Der Verlauf der Geschehnisse, die unter *hoffen durch andere* zusammengeführt werden, lässt sich in vier Stufen abbilden:

1. in einer schweren Lage feststecken/schwere Zeiten erleben
2. Unterstützung von Freund*innen erhalten/von Freundin umsorgt werden
3. durch Freund*innen neue Perspektiven, Potential entdecken/etwas Gutes erleben
4. erneut Hoffnung in der Ferne erkennen/der Bestand bleibt bestärkend in Erinnerung

Interpretation 1: hoffen durch andere

Hoffen durch andere heißt bei Anoush und Sana, guten Freund*innen eine Rolle zuzusprechen, die ihnen in unterschiedlichen Situationen Hoffnung und Mut, eine schwierige Lage überwinden zu können, gegeben hat. In beiden Fällen scheint ausschlaggebend, dass die Möglichkeit, wieder einen Weg vor sich zu sehen, was Sana auch mit *Hoffnung irgendwo am Horizont* umschreibt, von nahestehenden Menschen ausgelöst wurde. Für Sana ist es die Distanz ihrer Freundinnen zu ihrer verzweifelter Situation, die es ihnen leicht macht, Ideen einzubringen, während Sana sich selbst nicht vorstellen kann, dass es in ihrer Position Handlungsspielraum gibt. Hoffnung erkennen, bedeutet in weiterer Folge neue Handlungsmöglichkeiten/-strategien kennenzulernen. Aus einer völlig eingegrenzten Ausgangslage wird ein Spektrum neuer Optionen an sie herangetragen, ihr eigener Blick auf ihre Lage von anderen Sichtweisen ergänzt. Bei Anoush verhält sich das Hoffnung erkennen es umgekehrt; ihr Hilft es, dass sie in ihrer Lage um ihre Freundin weiß, die sich um sie kümmert und sie nicht allein lässt. Ihre beste Freundin ist die Person, die selbst gesund ist und die Kraft aufbringt, sie zu pflegen. Die Bedeutung der Geste, dass eine gute Freund*innen quasi bedingungslos da ist und sogar das Risiko einer Infektion auf sich nimmt, ist für Anoush ein Anhaltspunkt aus ihrem Leben geworden, der, wenn sie zurückblickt, erinnert und weiterhin Mut macht.

Hoffnung oder Ermutigung sind hier Erinnerungen und Perspektiven, die schwere Situationen in Situationen transformieren, die gemeinsam und nicht isoliert und allein ge- und ertragen werden. In beiden Fällen ist ihr eigener Perspektivenwechsel an die ermutigende Rolle von nahestehenden Personen geknüpft. Aus den unterschiedlichen Erfahrungen lässt sich eine unterstützende Facette der Hoffnung, die über ihr soziales Umfeld generiert wird, ableiten. Dabei geht es darum, die Erfahrung von Bestärkung bzw. Bestätigung, anderen Menschen wichtig zu sein, weiter in einen hoffnungsvollen Blick auf die eigene Lage zu übertragen. Die beiden Erzählungen verdeutlichen, dass mentale und praktische Stärkung als Basis für einen hoffnungsvollen Blick durch unterstützende Beziehungen erfolgen, sowohl für die Zukunft als auch die Vergangenheit.